P. o. gall. 1990 vg Sand

<36634762810016

<36634762810016

Bayer. Staatsbibliothek

Gesch. 1415

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

215ter bis 218ter Band.

Enthält:

Johanna.

Vier Theile.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Johanna

von

George Sand.

Deutsch

von

Dr. Scherr.

Vier Theile.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Widmung an Franziska Meillant.

„Du kannst nicht lesen, meine stille Freundin, aber deine Tochter und die meine haben die Schule besucht. Einstens in Winternächten, während du an deiner Kunkel spinnst, werden sie dir diese Geschichte erzählen, welche dann in ihrem Munde weit schöner klingen wird.“

Wenn ihr jemals in den Bergen der Creuse, gegen das Bourbonnais hin, mitten in den ärmsten, traurigsten und ödesten Gegenden Frankreichs, welche den Industriellen und Künstlern wohl die unbekannteste ist, eine Reise macht, so bemühet euch, einen hohen, nackten, von einigen Felsen bekrönten Hügel zu bemerken, der eurer Aufmerksamkeit entginge, wenn ich euch nicht den nachfolgenden Fingerzeig ertheilte. Erklimmet diesen Hügel, euer Pferd wird euch ohne große Anstrengung bis zum Gipfel tragen; und dort untersuchet dann diese in einer gewissen geheimnißvollen Ordnung umhergestellten Felsen, deren ungeheure Massen auf kleineren Steinen ruhen, worauf sie sich seit dreißig Jahrhunderten in unwandelbarem Gleichgewicht halten. Nur einer stürzte unter den Stößen der ersten christlichen Bevölkerung oder der Winterstürme, welche unaufhörlich um diese ihrer alten Forste beraubten Anhöhen brausen. Die prophetischen Eichen sind für immer

aus dieser Gegend verschwunden und die Druiden würden keinen Zweig mehr von der heiligen Mistel finden, um den Hesus-Altar zu schmücken.

Diese gleich Riesenspitzen auf ihrer schmalen Grundlage gethürmten Felsblöcke sind die Minhir, Dolmen und Cromlech der alten Gallier, Trümmer der Cyklopen-Tempel, aus welchen der Cultus der Kraft den Cultus der Schönheit schon dem Grundsatz nach zu verdrängen schien, Riesentafeln, an welchen die Barbaren-Götter sich mit Menschenfleisch sättigten und mit Opferblut tränkten, gräßliche Altäre, darauf man die Gefangenen und Sklaven erwürgte, um die wilden Götzen zu befriedigen. Rinnen und Kanäle, in die Ecken dieser Felsenblöcke begraben, scheinen ihren abscheulichen Gebrauch zu enthüllen und zum Abfluß des Blutes gedient zu haben. Eine an Schauder die andern übertreffende Felsgruppe, welche einen Innenraum einschließt, findet sich ebendaselbst. Hier war vielleicht das Allerheiligste des Orakels, die geheimnißvolle Behausung des Priesters. Heutzutage ist es für den ersten Anblick nur ein Naturspiel, ein Zufluchtsort, den einige beisammenstehende Felsen dem Reisenden oder Hirten darbieten. Hohes Gesträuche hat die Spur der alten Scheuterhaufen bedeckt, die hübschen wilden Blumen, welche auf den Matten wachsen, umschlingen den Sockel jener Blutaltäre, und in geringer Entfernung verbirgt sich eine kleine, eiskalte, wie die meisten in der Marche salzig schmeckende Quelle unter den vom Zahn der Ziegen angenagten Büschen. Diesen unheimlichen Ort ohne Größe, ohne Schönheit, der nur ein trauriges Gefühl von Oede und Verlassenheit einflößt, nennt man die Grauensteine.

Es war in den letzten Tagen des Augusts 1816, als drei gut aussehende junge Männer am Fuße des Steineberges, wie man ihn in der Gegend nennt, mit Hühnerhunden jagten.

„Freunde,“ sagte der jüngste, „ich sterbe vor Durst

und weiß in der Nähe eine Quelle, der mein Hund jetzt schon, wie einer guten Bekanntschaft, zuläuft. Wenn ihr mir folgen wollt, so macht es vielleicht Sir Arthurn Vergnügen, diese Druidensteine genauer zu betrachten, obwohl er ohne Zweifel interessantere in Schottland und Irland gesehen hat.«

»Ich werde immerhin sehen,« antwortete Sir Arthur, mit stark brittischem Accent, und schickte sich an, an der starrsten Seite den Hügel hinaufzusteigen, in gerader Linie gegen die Felsblöcke zu.

»Was mich betrifft,« sagte der dritte Jäger, der eine minder vornehme Miene, als die beiden andern, dagegen einen lebhaftern Ausdruck des Gesichtes und mehr Feuer im Blicke hatte, »so hoffe ich hier kein Wild zu finden, es ist ein vermaledeiter Platz; aber ich suche eine Gais auf, um sie ihrer Milch zu entlasten.«

»Sie müssen nicht!« sprach der Engländer, dessen Redensart ihrer Kürze wegen immer dunkel war.

»Nehmen Sie sich in Acht, Marsillat,« rief der junge Wilhelm von Boussac, welcher zuerst gesprochen hatte und auf die Quelle zuging: »Sie wissen wohl, daß Sir Arthur der große Gutmacher unserer Unbilden ist und Ihre Versuche gegen das Eigenthum nicht mit gutem Auge ansieht. Er will nicht, er will nicht, daß man dem Bauern in die Umzäunung einbreche, das Haidekorn verderbe oder sein Huhn tödte.«

»Bah!« erwiderte der junge Licentiat der Rechte, »der Bauer versteht es, eine hundertfache Entschädigung zu nehmen.«

Sir Arthur war schon weit weg, er hatte eine Art auf dem Boden dahinzustreichen, welche weder angestrengt noch nachläßig aussah, aber den Gang seiner Gesellschafter um das Doppelte an Schnelligkeit übertraf. Er war ein Muster von einem Jäger; er fühlte weder Hunger noch Durst, und die Jünglinge, die ihm nacheifernd folgten, verwünschten oft seine unermüdliche Ausdauer.

Obgleich Wilhelm von Bousac und Leo Marsillat sich außer Athem liefen, untersuchte doch der Engländer, gleich der Schildkröte in der Fabel, die dem Hasen den Preis der Geschwindigkeit abgewinnt, schon seit einer Viertelstunde die Lage und mineralogischen Eigenschaften der Grauensteine, als sich seine beiden Freunde bei ihm einfanden.

„Teufelsquelle!“ sagte Herr von Boussac, sein Gesicht verzerrend; „zum Henker mit deinem Kupfergeschmack, der mir keinen großen Begriff von dem Schatze beibringt!“

„Diese verdammten Gaisen,“ sagte Marsillat, „geben keinen Tropfen Milch! Statt zu grasen, lecken sie immer nur an den Steinen. Sollten sie etwa das Gold schmecken?“

„Gold? Schatz?“ fragte Sir Arthur, sie mit erstaunter Miene betrachtend.

Wilhelm von Boussac entgegnete: „ich muß Sie belehren, daß es eine uralte Sage, eine Legende über diesen Ort da gibt. Wie Marsillat behauptet, könnten Sie es auf keinerlei Weise aus den Schädeln unserer Bauern herauskratzen, daß in dieser Gegend ein Schatz versenkt ist.“

„Dieser Glaube macht sie toll,“ erläuterte Marsillat. „Die Einen wähnen, dieser Schatz liege unter den Druidensteinen da: die Andern suchen ihn weiter entfernt, in dem Berge Toull heilig Kreuz, den Sie dort eine Wegstunde von hier sehen.“

Der Engländer betrachtete den magern und steinigten Boden, das Haidekraut, das den Wieswachs erstickte, die schmächtigen Ziegen, welche in einiger Entfernung umherirrten.

„Es liegt allerdings ein Schatz in den unangebauten Landstrichen,“ sagte er, „aber man bedarf eines andern Schatzes, um ihn zu heben.“

„Ja, Capitalien!“ sagte Marsillat.

„Und Bauern!“ fügte Wilhelm bei, „dieses Land ist entvölkert.“

„Männer und wieder Männer,“ fuhr der Engländer fort.

„Nicht versteh“ sagte Wilhelm lächelnd zu Marsillat.

„Keine Herren und keine Sklaven; Männer und nochmals Männer!“ sprach Sir Arthur weiter, erstaunt, nicht verstanden zu werden, da er doch klar zu sprechen meinte.

„Gibt es denn Sklaven in Frankreich?“ rief Marsillat achselzuckend.

„Ja, und in England auch,“ antwortete der Engländer, ohne sich irren zu lassen.

„Die Philosophie langweilt mich,“ flüsterte Marsillat seinem jungen Landsmann zu; „euer Engländer könnte mir den Geschmack am Liberalismus entleiden. Was wetten Sie, Wilhelm, fügte er laut bei, daß ich den höchsten und steilsten der Grauensteine ersteige?“

„Ich wette dawider,“ antwortete Herr von Boussac.

„Halten Sie das Geld, das wir bei uns tragen?“

„Sehr gerne, die Wette wird mich nicht ruiniren. Ich habe nur einen Louisd'or.“

„Ei, zum Henker! und ich nur ein Fünffrankenstück,“ sagte Marsillat, nachdem er alle seine Taschen untersucht hatte.

„Mir einerlei, ich halte,“ sagte Herr von Boussac.

„Und Sie, Mylord?“ fragte Marsillat weiter, „was halten Sie?“

„Ich wette ein französisches Fünfsousstück,“ antwortete Sir Arthur.

„O pfui!“ rief Marsillat, „ich hielt die Engländer für wettentoll. Sie verdienen ihren Ruf nicht. Fünf Sous, um da hinauf zu steigen.“

„Und das ist noch zu viel.“

„Warum nicht gar! Man kann sich Arm und Beine brechen.“

„Dann wette ich Nichts, oder ich wette tausend Pfund Sterling gegen Sie, daß Sie hinaufsteigen.“

„Das Geld ist Nichts, der Ruhm ist Alles,“ rief Marsillat fröhlich; „ich halte Ihre fünf Sous und klettere.“

„So bringt man sich um,“ sprach Arthur, indem er ihm kaltblütig sein geladenes Gewehr, auf das er sich stützen wollte, aus den Händen nahm.

Marsillat machte unerhörte Anstrengungen, er that Wunder von Geschicklichkeit, und nachdem er sich, mehr als einmal wieder auf den Boden herabglitschend, die Hände zerfleischt, seine Hosenträger zerrissen, und seinen Hund, der ihm nicht folgen konnte, zur Verzweiflung gebracht hatte, gelang es ihm, sich mit triumphirender Miene auf der Plattform des Dolmen aufzupflanzen. „Wisset Ihr,“ schrie er, „daß diese Steine Götzen waren? Schauet ich stehe auf den Schultern eines Gottes!“

„Hören Sie, Leo,“ rief ihm der junge Boussac zu, „wenn Sie da droben die Druidin Velleda finden, so sagen Sie es gleich.“

„A bah! ich mag eure Druiden so wenig, als euern Châteaubriand!“ antwortete Marsillat, der den Liberalen spielte. „Es lebe Lisette! es lebe der liebenswürdige Béranger!“

„Ein Pöbelschriftsteller,“ fuhr der junge Boussac verächtlich fort; „nicht wahr, Sir Arthur? Können Sie diesen Bänkelsänger leiden?“

Béranger! großer Dichter!“ sagte der Engländer ruhig.

„Ein Dichter, er! Sagen Sie doch lieber Châteaubriand!“

„Auch Châteaubriand, großer Dichter,“ sprach der Engländer mit demselben Gleichmuth weiter.

„Oh! oh! Sie verstehen Nichts von der französischen Literatur, theurer Alliierter, Sie sind ein wahrer Engländer.“

„Wenn ich dieses sage, bin ich ein wahrer Franzose,“ antwortete Sir Arthur, „und eines Tages wer-

den Châteaubriand und Béranger sich die Hände reichen.“

„An selbem Tage,“ fügte der junge Edelmann bei, „wird Marsillat die Druide Velleda auf dem großen Grauensteine finden.“

„Wie Lisette, bist du das?...“

sang Marsillat, auf der Platform des Dolmen umherlaufend, und von Spitze zu Spitze springend. Plötzlich stand er still und unterbrach sein Lied mit einem Ausruf der Ueberraschung.

„Was ist denn das? ein Hase? eine Schlange?“ rief Wilhelm.

„Velleda?“ fragte Sir Arthur, ein wenig lächelnd.

„Nein! Lisette,“ antwortete Marsillat, „und zwar nicht im mindesten häßlich, meiner Treu! Aber ist sie todt?“

Und er verschwand hinter der Coulisse, welche durch den Vorhang der zwei dicksten Druidensteine gebildet wurde. Da Wilhelm von Boussac sah, daß er auf seine Fragen nicht mehr antwortete, so begann er, von der Sucht nach einem Abenteuer gestochen, den Felsen zu erklimmen; aber der weniger eilige und durchaus nicht lebhaft angeregte Sir Arthur machte ihm bemerklich, daß wenn er um das Felsengehäge herumgehe und Marsillat von innen sich nähere, er weit schneller seinen Zweck erreicht haben werde. In der That standen einige Minuten darauf alle Drei um die eingeschlafene Druidin her.

„Es ist noch ein Kind,“ sagte der Engländer.

„Das? ist wenigstens vierzehn bis fünfzehn Jahre alt,“ entgegnete Marsillat, „vielleicht noch älter!“

„Hätt's nicht gedacht,“ meinte Wilhelm.

„Der Menschenschlag dieses Landstriches ist so,“ fuhr Marsillat fort; „die Mädchen bis zum sechszehnten und die Buben bis zum zwanzigsten Jahre behalten die Züge von Kindern; mit einem Mal entwickeln sie sich und werden groß und stark, wenn man

sie schon für ganz mit der englischen Krankheit behaftet hielt. Es ist dasselbe, wie mit den Fohlen und Stieren."

"Oh," warf Sir Arthur ein, „es ist nicht dasselbe!" Ihn ärgerte, so leichtsinnig von dem menschlichen Geschlechte sprechen zu hören.

„Wie fest sie schläft!" sagte Wilhelm von Boussac; „ein Flintenschuß würde sie nicht erwecken."

„Mich gelüstet, das zu versuchen," sagte Marsillat, indem er die Waffe Sir Arthurs zu nehmen suchte. Dieser fand aber den Scherz zu grausam und verweigerte sie ihm entschieden.

„Das ist der Schlaf eines Engels oder eines Thiers," sprach Wilhelm weiter. „Nicht wahr, Leo, sie ist hübsch? Ich kann nur ihr Profil sehen, und das ist nicht häßlich."

"Ich möchte sein Antlitz sehen," sagte der Engländer, welcher manchmal unwillkürlich seinen meist ernsthaften Reden durch grammatikalische Fehler eine ziemlich belustigende Wendung gab.

"Oh, sein Antlitz ist schöne!" antwortete Marsillat mit der Gleichgültigkeit, als ob er von einer wiederkäuenden Creatur redete. „Ich hab' sie gesehen: es ist der schönste bourbonnais'sche Typus, der sich auf der Gränze mit dem weniger ernsten, aber meiner Ansicht nach reizenderen Marche-Typus vermischt. Hätte sie ihre Nase nicht unter dem Arm versteckt, so würdet ihr eine wahre Bourbonnaiser Schönheit sehen, und das gefiele dem Mylord ganz sicherlich, denn er hat trotz seiner Philosophie Augen, wie jeder Andere."

Wilhelm von Boussac wollte die Schläferin mit der Spitze seiner Reitgerte aufwecken; der Engländer litt es nicht, indem er mit Lachen erregendem Ton und Accent ausrief:

„Lasset schlafen die Unschuld!"

„Ohne sie aufzuwecken, kann man sie doch sich rühren machen," sagte Marsillat, die Hand ausstreckend, um den Kopf des Hirtenmädchens zu drehen.

„Ziehen Sie die Handschuhe an," sagte Wilhelm, ihn zurückhaltend; „die Kinder dieses Landstrichs sind so unreinlich."

„Wahr," erwiderte Marsillat, indem er ein Krautblatt brach, womit er die Stirne der Jungfrau kitzelte.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie eine lästige Mücke vertreiben, und wendete sich mit jenem anstrengungs- und traurigkeitslosen lauten Seufzer um, der die Brust eingeschlafener Kinder hebt, und eine ganz besondere Harmonie, eine Reinheit des Athems haucht, die unwillkürliche Rührung einflößen. Dann nahm sie, ohne die Augen zu öffnen, ohne es zu wissen, eine unglaublich anmuthige Lage an. Ihr über den Kopf geschlungener Arm und ihre zwar braune, aber schmale und kleine Hand warf ihre graulinnene Kopfbedeckung zurück und blieb offen auf silberblonden Locken liegen. Wohl war es das frischeste Menschenantlitz, welches je ohne Schleier und Schatten der Mittagssonnenglut getrotzt hat. Es gibt gewiß Bezirke im Berry und den angränzenden Provinzen, wo, ungeachtet des Mangels an Bäumen und trotz eines allen Unbilden der Witterung ausgesetzten Lebens, die Carnation der Landleute eben so rein und fein ist, als die der Venetianer und Bewohner der grajischen Alpen. An Orten, wo dieser Charakter nicht allgemein ist, zeigt und verewigt er sich in gewissen Familien, und nach einer sehr verbreiteten Meinung sind diese Familien englischen Ursprungs, da die Engländer, wie man weiß, unsere Centralprovinzen lange genug innegehabt haben, um ihr Blut mit dem der Eingebornen zu mengen. Uebrigens neigen wir uns mehr der Ansicht zu, daß das Vollblut des gallischen Urstammes sich in einigen bäuerlichen Gemeinden unserer Centralprovinzen unvermischt bis auf unsere Tage erhalten hat.

Die Schläferin war also weiß, wie die Wiesenaster und rosig wie die Heckenrose. Aber ihre Schönheit

hätte dieser der Race der Müßiggänger eigenthümlichen Auszeichnung nicht bedurft. Ihre Züge waren bewunderungswürdig, ihre Stirne feucht, etwas nieder, wie die der antiken Bildsäulen. Die reinsten Linien und eine engelgleiche Ruhe im Antlitz verliehen diesem eine schlagende Aehnlichkeit mit jenen schönen Vorbildern, welche die griechische Kunst unsterblich gemacht hat. Ihr Wuchs war nicht entwickelt, deutete aber dennoch auf Geschmiegigkeit und Stärke; sie war in Fetzen gekleidet, die jedoch in ihrer malerischen Unordnung sie keineswegs entstellten. Ihre nackten Füße ruhten im Grase und ihr halboffener Mund ließ prächtige Zähne sehen. Die wahre Schönheit ist immer keusch und flößt unwillkürlich Achtung ein. Der Engländer ermangelte der letzteren niemals, und seine beiden leichtsinnigeren Gefährten fühlten den unwiderstehlichen Eindruck dieser Erscheinung.

„Traun! das ist nicht Lisette, es ist Velleda,“ sagte Marsillat, gleichsam aus Instinkt seinen Ton leiser stimmend.

„Und Lisette, warum sollte er nicht schön sein, wie Velleda?“ fragte Sir Arthur.

„Genug von Velleda, genug von Lisette!“ antwortete Marsillat; „wäre ich Maler, so wollte ich diese göttliche Creatur abreißen . . . und wäre ich allein,“ fügte er, zu seiner natürlichen Leichtfertigkeit zurückkehrend, bei, „so wollte ich erfahren, ob diese Ziegenhirtin einigen Geist hat.“

„Herr Marsillat,“ sprach Sir Arthur mit feierlicher Miene, „gehen wir!“

„Ja, ja, gehen wir,“ sagte Marsillat, nachdem er die tugendhafte Besorgniß des Engländers belacht hatte. „Es reut Einen immer, die schönen Marcherinnen betrachtet zu haben; die dümmste und unerfahrenste kann den Klügsten und Rücksichtsvollsten unter uns zu tollen Streichen verleiten. Zum Teufel mit allen Velleden und Lisetten unserer Dörfer!“

„Ich begreife nicht,“ entgegnete Sir Arthur, sich an dem Feuer seiner innern Entrüstung ein wenig erhitzend, „wie dergleichen Gedanken beim Anblick eines Kindes in Euch aufsteigen können. Meine Herrn, ihr seid nicht würdig, die Schönheit zu betrachten.“

„Ja, ja, Mylord allein ist würdig, die Schönheit zu betrachten,“ sagte Marsillat, die komische Aussprache Sir Arthurs nachmachend. Sir Arthur bemerkte es nicht. Das Wort traf mit dem nämlichen Ton, wie er es ausgesprochen hatte, sein Ohr, und er lächelte mit väterlichem Mitleiden, wie ihn die Jünglinge in spöttischer Absicht als Mylord behandelten.

„Haltet, meine Herrn,“ sagte Wilhelm: „Marsillat hat seine Wette gewonnen, ich bin ihm einen Louisd'or schuldig und fordere ihn auf, ihn da zu holen, wo ich ihn hinthue.“ Zugleich legte er sanft den gewetteten Napoleon in die fortwährend offene Hand der Schläferin.

„Sie haben Recht,“ sagte Marsillat, „und es thut mir sehr leid, daß ich Ihrem Allmosen nur fünf Franken beizufügen habe. Halt, Mylord,“ fuhr er fort, nachdem er seinen Thaler in die Hand der kleinen Bäuerin gelegt hatte und sah, wie Sir Arthur gleichfalls in seinen Taschen suchte. „Sie haben nur fünf Sous gewettet und dürfen die Gabe nicht erhöhen.“

„Um so weniger,“ antwortete Sir Arthur, da er alle seine Taschen umgewendet hatte, mit sichtbarem Mißvergnügen, „als ich nichts Anderes bei mir habe.“

„Ich glaub' es wohl! Sie haben Alles auf dem Wege weggeschenkt,“ versetzte Wilhelm, der die außerordentliche Freigebigkeit des Engländers kannte. „Ihr fester Schlaf ergötzt mich,“ setzte er bei, einen letzten Blick auf die Ziegenhirtin werfend. „Ich möchte ihr Erstaunen sehen, wenn sie beim Erwachen die drei Geldstücke in ihrer Hand findet.“

„Sie wird glauben, der Teufel habe seine Hand im Spiel,“ antwortete Marsillat, „oder wenigstens die

Feen, welche, wie Jedermann weiß, die Steine Punkt zwölf Uhr um Mittag und Mitternacht besuchen."

„Da wir die Rolle der Feen spielen," sagte Wilhelm, „und unserer drei sind, was die heilige Zahl in allen Wundergeschichten ist, so meine ich, jeder von uns sollte für dieses Kind einen Wunsch thun."

„Ganz recht" sagte Marsillat, und seine Hand über das Haupt des Kindes ausstreckend, sprach er: „meine Schöne, ich wünsche Dir einen kräftigen Burschen zum Liebhaber."

„Meine Grazie, ich wünsche Dir einen reichen und edelmüthigen Beschützer," sprach lächelnd Herr von Boussac.

„Meine Tochter, ich wünsche Dir einen redlichen Gatten, der Dich liebt und in Deinen Mühen unterstützt," sagte seinerseits der Engländer mit einem Ernst und einer Ueberzeugung, welche einen Augenblick der Fröhlichkeit seiner Genossen Einhalt that.

Alle drei entfernten sich von den Grauensteinen in dem Glauben, Jeder in seiner Weise dem Kinde Glück gebracht zu haben, und nicht ahnend, daß ihre Allmosen in der kleinen Mädchenhand das Werkzeug iher eigenen Geschicke werden sollte.

Erstes Kapitel.

Die gallische Stadt.

Ungefähr vier Jahre nach diesem Abenteuer ging Wilhelm von Boussac zum erstenmal wieder am Fuße des Berges Barlot vorüber, auf welchem sich die Grauensteine erheben, und als er von ferne diese Druidendenkmale betrachtete, erinnerte er sich zwar, früher zwei bis dreimal auf Jagdparthien während

der Vakanzzeit dort gewesen zu sein, aber gänzlich entfallen war ihm die angebliche Druidin, in deren Hand er sein Allmosen gelegt hatte. Erst lange später fiel ihm dieser scheinbar geringfügige Umstand wieder bei.

Der junge Baron von Boussac war aus einem liebenswürdigen und frohsinnigen Hochschüler ein anmuthiger junger Mann geworden, immer noch rosig und weiß, wie eine Jungfer, nach dem Ausdruck des Landvolks, doch hinlänglich stark und eher ernsten als lachenden Angesichts. Zeit und Nachdenken hatten seinen Charakter, sein Aeußeres und seinen Geschmack zur Reife gebracht. Auf seinen Ausflügen begnügte er sich nicht mehr mit der Untersuchung der Grauensteine, über welche er sich sonst nicht hinausbewegt hatte: jetzt vertiefte er sich, auf einem hübschen englischen Pferde reitend, in das Gebirge, und ein leichter Mantelsack, den er bei sich hatte, deutete auf einen zwei- bis dreitägigen Reiseplan.

Kaum vor einer Woche auf seinem Schloß zu Boussac angelangt und bereits von dem verschollenen Geiste der kleinen Stadt gelangweilt, hatte er seine Mutter umarmt und ihr mit mehr Zärtlichkeit als Aufrichtigkeit versichert, sie brauche wegen seiner Abwesenheit in keinerlei Sorge zu gerathen. Es war ein herrlicher Tag, die Morgensonne begann den Thau auf den Haiden aufzulecken; unser junger Abenteurer konnte über die Bequemlichkeit der Lagerstätten, die ihn erwarteten, in keinerlei Täuschung schweben. Man hatte ihm die schönen Aussichten und Alterthümer der Landschaften mehr gerühmt, als die Herbergen, und er gelobte sich, die Strapazen und Entbehrungen eines poetischen Ausflugs in einem unangebauten, entvölkerten und halb wilden Lande, wenn nicht gerade als Christ, doch als Stoiker zu ertragen.

Wilhelm stammte nicht in gerader Linie von dem berühmten Marschall von Boussac, einem der Begleiter der Jungfrau (von Orleans), einem der Besieger der

Engländer und der Befreier Frankreichs unter Karl VII. Um den Grundsatz, daß große Namen nicht untergehen dürfen, zu bewähren, hatte die Heirat einer Neffentochter aus diesem Hause zur Zeit Ludwigs XIV. die Herrschaft und den Namen Boussac in eine gute adeliche Familie dieser Landschaft gebracht. Wilhelm war auf keine allzugenaue Prüfung seines Stammbaumes eingegangen, wie manche Edelleute der Restaurations-Epoche hatte er in seiner Seele die ritterlichen Ideen neu belebt und glaubte nun, mit der Einbildungskraft die Aechtheit des Blutes ersetzend, aufrichtigst, das der alten Recken fließe unvermischt in seinen Adern. Er war ein wackerer junger Mann, etwas zurückhaltend im Betragen und sehr aufrichtigen Herzens, vernünftig, wie ein Sohn von guter Familie, der unter den Augen einer frommen Mutter erzogen wurde, endlich romantisch, wie man es im zwanzigsten Jahr vor zwanzig Jahren noch war. Diese glückliche Zeit ist dahin. Heutzutage sind unsere Jungen schon auf den Schulbänken skeptisch und blasirt. Aber im Jahr 1820 war man noch verzweifelt mit Werther, Rèné oder dem Giaur, und das war unendlich vorzuziehen, denn man praktizirte die Verzweiflung als Dilettant und trug sie als Mann von Geschmack. Wilhelm stand nicht einmal auf dem Punkt, sich unglücklich zu glauben; er war blos melancholisch und fand in der Poesie des Christenthums schöne Inspirationen genug, um sich, wenn auch nicht ganz ernstlich, doch wenigstens sehr sympathetisch in den Schoos einer wieder frisch in die Mode gebrachten Religion zu flüchten. Fügen wir bei, daß ihm gewisse gute Moralgrundsätze beigebracht worden waren, daß er edle Triebe besaß, daß alles Niederträchtige und Schlechte ihn anwiderte, und daß er zu viel schöne Bücher gelesen hatte, um nicht aus seiner Bestimmung eine Art romantischen Ideals zu machen, das geeignet war, ihn in einer vielleicht etwas überspannten Selbstachtung zu erhalten.

In seine Gedanken verloren und im Geiste die pomphaften Beschreibungen des poetischen Galliens von Marchangy wiederholend, ließ er das römische Lager von Soumans zur Linken und nahm, ein wenig auf gut Glück, seine Richtung nach dem Berge Toull, den er stets nur von Ferne gesehen, und mit Aufmerksamkeit zu untersuchen sich versprochen hatte. Ungeachtet der dringenden Ermahnungen seiner Mutter hatte er sich von keinem Führer, keinem Bedienten begleiten lassen, um sich seinen Eindrücken in der Einsamkeit desto vollständiger hinzugeben, und vielleicht auch um mehr Abenteuer zu bestehen.

Er ging vorüber an dem melancholischen Kirchhof von Pradeau, der an der Seite des Hügels liegt, wie ein Ruf zum Gebet für den Wanderer, und nahm die zahlreichen, gleich Posten von Punkt zu Punkt aufgepflanzten weißen Steinkreuze, welche bei großen Schneefällen Unglück verhindern sollen, zu Wegweisern. Um elf Uhr Morgens kam er endlich an den Fuß des Berges Toull.

Der Berg von Toull heilig Kreuz ist eine alte, von den Römern unter Julius Cäsar eroberte und von den Franken im vierten Jahrhundert nach Christi zerstörte gallische Stadt. Man findet dort römische Alterthümer, wie fast überall in Frankreich; darin besteht jedoch das besondere Verdienst dieser furchtbaren Ruine nicht. Was davon übrig ist, dieser ungeheure Haufen von kaum angehauenen Steinen, woran man umsonst die Spuren des Mörtels suchen würde, das sind die rohen Materialien der gallischen Urstadt, wie unsere Vorvordern sie gebrauchten. Zu den Zeiten des Vercingetorix erhoben sich drei mit trockenen Steinen bekleidete Erdwälle amphitheateralisch rings auf der Seite des Hügels. Später wuchs der Hügel durch die ganze Masse der die Stadt bildenden Bauwerke höher empor, und heute ist es wörtlich ein hoher Berg von Steinen betrübenden Ansehens, von aller Vege-

tation entblößt. Fünfzehn Häuser und eine arme Kirche auf der Grundlage eines Feudalthurms und mit einem einzigen verkrüppelten Baume bilden oben auf dem Berge einen armseligen Weiler. So tief ist gesunken einer der festesten Vertheidigungsplätze des Gränzlandes zwischen den Biturrigen und Arvernen, eines unbestimmten Gebiets, das die neuen Abgränzungen ziemlich weit in den Umfang des Creuse-Departements versetzt haben, das jedoch früher abwechslungsweise Berry und Marche, Combraille und Bourbonnais war. Die Grafschaft Marche war selbst eine Bildung des Mittelalters, die sich nach dem Loose der Schlachten und den Wechseln des Glücks ihrer Herren verengte oder erweiterte. Toull war im Mittelalter die äußerste Gränze des Berry, an der Schwelle von Combraille. So hatten es die alten Gallier eingetheilt. Combraille war das Land der Lemovicen. Die Eintheilung in Departements ist bewunderungswürdig in jeder Hinsicht, nur daß sie einen letzten Schleier der Vergessenheit über die ohnehin ziemlich dunkle Geschichte der kleinen Oertlichkeiten wirft.

Der Bewohner dieser Berge, gekettet an ein trockenes Land und gewohnt an sparsame Nüchternheit, ist auf den Gewinn erpicht, wie kaum Jemand auf der Welt. Er ist thätig und erwerbsam, wie Alle, die eine stiefmütterliche Natur an das Joch der Nothwendigkeit spannt. Er liebt diesen undankbaren Boden, der ihn nicht ernährt, und wenn er seine Jugendjahre als Roßtäuscher oder landstreichender Maurer zugebracht hat, so kehrt er heim, um unter seinem Strohdache am Fieber zu sterben, und hinterläßt seiner Familie den Preis seiner Arbeit oder seines Talents. Offener und gesitteter, als der Bewohner der glücklichen Thäler des benachbarten Berry, empfängt er den Fremden besser und mißtraut ihm um so mehr. Er ist nach Balzac's Ausdruck, liebenswürdig, wie alle sehr verdorbene Leute. Uebrigens ist er besser, als sein

Ruf, und wenn er ehrenwerth sein will, so bleibt er nicht auf halbem Wege stehen. Er verbindet dann Rechtschaffenheit und Hingebung mit Verstand, Thätigkeit, Muth und Ausdauer.

Auch das weibliche Geschlecht geht in der Jugendzeit aus dem Lande und thut gerne Mägdedienst in den benachbarten Provinzen. Wenn so ein Mädchen schön ist, so wird sie bald aus der Magd Maitresse, und die gesetzliche Berryer Frau kann sich in keinen Kampf mit dem Marcher Kebsweib einlassen. Diejenigen, welche nach einem reinen und arbeitsamen Leben in ihre Berge zurückkehren, um Familienmütter zu werden, sind vortreffliche Hausfrauen, und die niemals hinausgingen, besitzen eine Gemüthsreinheit, welche oft der Gewichstheit ihrer Gespielinnen vorzuziehen sein möchte.

Der erste Bewohner des Touller Berges, den Wilhelm von Boussac ansprach, war ein verschlagener, jovialer, spöttischer und zuthulicher Geselle; er gehörte aber zu Denjenigen, welche das Geschäft des Argwohns, jene Klugheit des Armen treiben, die sich weder durch schöne Kleider, noch durch süße Worte blenden läßt. Darum regte er sich auch nicht auf dem Steine, wo er saß und sein schwarzes Brod aß, so lange er die Unterhaltung mit dem jungen Reisenden gratis führte; aber sobald Dieser seiner Bitte um eine Dienstleistung die Worte: gegen Belohnung, die man ihn ja nicht zu vergessen ermahnt hatte, beifügte, klappte der alte Leonhard, als hätte er eine Zauberformel gehört, sein Messer augenblicklich zu, steckte den Rest seines Käse in die Tasche und machte sich, die Zügel des Pferdes, das nur noch mühsam das Steinpflaster hinaufklimmte, fassend, anheischig, Wilhelm in das bestmögliche Quartier zu führen.

„Ich würde Sie wohl zum Schulmeister führen,“ sagte er, „aber der hätte Ihnen nur rohe Zwiebeln anzubieten. Ich könnte Sie auch zum Herrn Pfarrer

führen: aber er hat meinen Buben mit sich auf den Berg genommen, weil er einem Sterbenden den lieben Herrgott bringt.... Ich könnte Sie auch in mein Haus führen, aber mein Weib ist auf dem Feld, und ich muß das Grab für die Sterbende machen, denn in mir sehen Sie den Küster des Kirchspiels... Ich könnte Sie auch in das Wirthshaus führen... aber es gibt keines. Ich will Sie gerades Weges zur Mutter Grethe bringen, die einen famosen Zapfen hat, und wo es Ihnen an Nichts gebrechen wird. Sie haben doch Alles, was Sie brauchen, mitgebracht, nicht wahr? Haben Sie keinen Haber unter Ihrem Mantelsack? und darin haben Sie gewiß weißes Brod und eine Flasche Wein?"

„Ich habe gar Nichts mitgebracht," antwortete Wilhelm, „und sehe, daß ich Nichts finden werde."

„Nichts?... Sie haben Nichts?"

„Nichts, als ein wenig Geld," sagte Wilhelm, der bemerkte, daß der Mann eben in aller Stille den Zügel Sport's, seines schönen Engländers, fahren lassen wollte.

„Mit Geld richtet man viel aus," entgegnete der Küster; „kommen Sie nur, man wird zu finden suchen, was Sie brauchen."

Wilhelm war abgestiegen und stand bei jedem Schritte still, um die Steine, welche sich in weißlichen Bruchstücken auf beiden Seiten am Rande des Weges erhoben, zu untersuchen. Er drehte sie um und suchte eine Spur menschlicher Arbeit daran zu entdecken; da er aber nur einen kaum bemerklichen Anflug davon fand, so begann er eben die historische Existenz der Hauptstadt der Cambiovicenser als sehr problematisch zu betrachten, als der Bauer seinen Gedanken errathend, sagte:

„Das war Mauerwerk, Herr, zweifeln Sie nicht, es gibt hier zwei Sorten davon, ein so gut gekittetes, daß man den Stein nicht vom Mörtel trennen kann,

(solches ist aber rar, und man muß graben, um es zu finden) das andere, ältere wurde nur mit Erde angemacht. Dieß war, wie es scheint, die Bauart der alten Zeiten, der Zeit der Gallier, vor wenigstens zweihundert... bah! was schwatz' ich... vor wenigstens vierhundert Jahren!"

"Ja, wenigstens," versetzte Wilhelm lächelnd. „Seid Ihr bisweilen außer Lands gegangen?"

"O ja, Herr! ich war sehr oft in Boussac und in Chambon auch!"

„Nie in Paris?"

„Nie, und doch bin ich ein Maurer so gut wie Einer. Bei uns hier muß man wohl Maurer werden, es gibt ja Nichts als Steine; aber ich konnte den andern nicht auf ihren Wanderzügen folgen: ich hinke, wie Sie sehen, und that es von Jugend auf. Darum hat man mich zum Küster gemacht; ich fege die Kirche und diene am Altare; auch bin ich Todtengräber und habe kochen gelernt. Ich bereite die Hochzeit- und Leichenschmäuse, item helfe ich auch bei den Taufen. Und Sie, Herr, Sie waren in Paris?"

"Schier mein ganzes Leben."

"Vielleicht sind Sie Straßen-Ingenieur? Die unsrigen dürften Sie wohl herstellen."

"Könnten's brauchen; aber ich bin nicht Ingenieur."

„Sie sind kein Musterkartenreiter? Nein, Sie haben ein zu kleines Päckchen, und doch hätten Sie da ein schönes Thier, um einen Ballen zu schleppen."

„Bin auch kein Musterkartenreiter." Und Wilhelm schnitt die Fragen des Küster-Koch-Todtengräbers kurz ab, indem er ihm die Zügel seines Pferdes abnahm, um es vorsichtig durch die niedere Gaisstallthüre der Mutter Grethe eingehen zu lassen. Eine alte Fee mit bärtigem Kinn nahm ihn hier in Empfang und während sie ihm Sport mit Stroh abtrocknen half, übernahm sie die zweite Partie in dem Fragenduett, welches Leonhard angestimmt hatte. „Seid

das Ihr, welcher der Bube (Sohn) zu Herrn Grandin de Gouzon ist? — Kommet ihr von Boussac? — Gehet ihr in die Bäder von Evaux? — Ihr seid vielleicht ein Geschwisterkind zu Frau Chantelac, die in Chatelus wohnt?"

„Ha beim Kopf," fuhr die Alte, ungestört von den lakonischen Verneinungen des jungen Mannes fort, „daß Ihr Herr Marsillat seid, nicht der alte, der gestorben ist, sondern der junge, der Gesetzesmann in Boussac ist?"

„Ich bin weder der alte noch der junge Marsillat," antwortete Wilhelm.

„Hoi! Hoi! blinde Ahne!" fiel der Küster ein. „Du hast den Buben von Herrn Marsillat doch oft gesehen! er ist schwarz und der da ist ein Blondkopf!"

„Kann sein! aber ich kenne die Herrenleute nicht auseinander; mir däucht's sie sind alle über Einen Leist angezogen und gemacht. Meiner Treu! es ist die Wahrheit, ich kenne gar Nichts."

„Deine Tochter ist nicht wie Du, Mutter Grethe, sie kennt die Herren gut. Ruf' ihr doch, daß man sie sieht. Laude! (Claudia) Laude! komm doch! ich muß mit Dir schwatzen!"

„Was wollt Ihr denn?" antwortete eine frische und klare Stimme über dem Kopfe Wilhelms, und fast augenblicklich sah er ein braunes, appetitliches und entschiedenes Angesicht am Schieber des Heubodens erscheinen.

„Stecke uns Frisches auf mit Deiner Gabel," sagte Leonhard, „und betrachte mir diesen jungen Herrn da! Kennst Du ihn?"

„Nein."

„Es ist also nicht Herr Lion Marsillat?"

„Ei zum Henker, das wißt Ihr wohl, altes Muster; Ihr kennet Herrn Marsillat so gut als ich.

„O bei Leibe, Laude, das ist erlogen; ich kenne ihn nicht so gut wie Du!"

Das Mädchen zuckte die Achseln, wurde purpurroth und verließ plötzlich den Schieber.

„Warum machst Du immer Dummheiten an meine Tochter hin, alter Schelm?“ sagte die Mutter Grethe, die indeß nicht sehr aufgebracht schien.

„Man muß auch einen Spaß machen, aparte vor den Herrn Burgern,“ antwortete der Schalk Leonhard; „sonst hielten Sie uns für ganze Simpel. 'S war nur, um Dir zu zeigen, daß Claude die Herrn kennt.“

„Halt' Deine böse Gosche! Laude braucht nicht nach den Herren zu sehen. Die Herren sehen schon auf sie, wenn sie wollen.“

„Notiz für die Reisenden!“ lachte Wilhelm; „ich werde indeß nicht in die Lücke Marsillats treten. Diese Art Eroberungen führt mich nicht in Versuchung. „Herr Leo Marsillat kommt also oft hieher?“ fragte er den Küster.

„Oefter, als ihn der Weg herführt!“ antwortete Leonhard boshaft mit den Augen blinzelnd.

„Hat er Geschäfte hier?“ fragte Wilhelm nochmals, indem er sich stellte, als begreife er nicht, um zu erfahren, unter welchem Vorwand Marsillat in dieser wilden Gegend so häufig erscheine.

„Seinem Sagen nach kommt er, um Vieh zu kaufen, Herr, denn wir ziehen Hornvieh in unseren Matten auf, und unsere Stutterei absonderlich hat ein großes Lob.“

„Ich weiß es.“

„Aber hi! hi! Herr Marsillat feilscht um alle Stutten-Füllen im ganzen Land, ohne Etwas zu kaufen! oder wenn er kauft, so stellt er sich, als hätte er bald genug daran, und kommt wieder, um zu tauschen. Aber jedesmal gibt er von dem Seinigen Etwas in den Kauf. Freilich, wenn man sich verlustiren will, muß man Etwas aufgehen lassen. Sein Vater war wie er zu seiner Zeit. Die Mutter Grethe

allein erinnert sich nicht mehr daran, seitdem sie drei Viertel von den Augen verloren hat, aber ihre Tochter sieht hell für Beide."

„Halt' doch Dein Maul einmal, zweimal!" sagte die Alte, „und nimm die Gabel. Du siehst ja, daß der Herr die Streue selber macht, derweil Du wie ein alter Starrmatz pfeifst."

„Mußt Dich nicht ärgern, Grethe! Deine Tochter ist nicht die einzige, mit der Herr Lion sich unterhält."

„Ja, ja, das sag' ich auch; und mit ihr unterhält er sich am wenigsten."

„Ho! Ho! weiß wohl, daß eine andere da ist, mit der er gern Handel eins würde; Narr — es geht nicht. Laude! Laude! nicht wahr, es ist eine andere da? und wenn ihr euer Vieh im Walde von Vernède oder bei den luxen Steinen hütet, spazieret Herr Lion mit seiner Flinte vorbei und setzt sich in die Gräben, und macht die Plaudertasche bald mit dieser, bald mit jener."

„Das ist ein ganzer Schock von Lügen!" schrie Claudia mit bitterem Unmuth, indem sie sich erboßt wieder an den Schieber stellte. „Du bist doch die erste Lästerzunge im Ort, so viel es auch gibt!"

„Abgesehen davon," fuhr Leonhard lachend fort, „gibt es doch Eine unter euch Jungfern, die nicht mehr mit euch aufs Feld gehen will, weil sie sagt, ihr ziehet zu viel Gesellschaft herbei; vielleicht möchte sie die Gesellschaft für sich allein behalten. Vielleicht seid ihr eifersüchtig über sie und brummet sie immer an. Vielleicht auch will sie bleiben, wie's sein soll, um den Ochsen zu erwischen."

„Rede nicht davon!" rief die Mutter Grethe mit wahrem Zorn. „Diesen Morgen sitzt Dir der Teufel auf der Zunge!"

„Nein, vor den Fremden muß man nicht von dem Ochsen sprechen," antwortete Leonhard mit spöt-

tischer Miene, „sie könnten ihn euch nehmen. Heb't ihn fest! da! da!

Da der junge Baron bemerkte, daß sie in Räthseln zu sprechen anfingen, und wenig Vergnügen daran fand, die immer schelmischer werdenden Redensarten des Küsters anzuhören, so entschloß er sich, bis der Hunger ihn in diese traurige von Waschlauge und Käse-Geruch verpestete Herberge zurückzwänge, die Alterthümer von Toull heilig Kreuz zu untersuchen. Er hatte, soweit dieß in seinem Alter bei einer etwas weibischen Erziehung sein kann, einen ernsten Geist. Land und Bauern liebte er aus der Entfernung, im Gedächtniß, dann träumte er sich dieselben bieder, einfach, strengsittlich, wie die Natchez des Chateaubriand. In der Nähe fand er sie roh, unreinlich und cynisch. Jetzt entfernte er sich, indem er seinen Wunsch, sich mit ihnen zu unterhalten, hinlänglich gebüßt hatte und abgeschmackt fand.

Nach Betrachtung der drei granit'nen Löwen, Denkmäler der englischen Eroberung aus Karls des Sechsten Zeit, welche, von den Bauern zur Zeit der Jungfrau umgestürzt, zerbrochen, verstümmelt und unförmlich gemacht, jetzt mit der Nase im Koth mitten auf dem Hauptplatze von Toull liegen, wendete sich Wilhelm zu dem Feudalthurm, dessen Fundamente noch gut erhalten sind, und der einem Einwohner des Orts zum Getraidespeicher dient. Er hat ihn bis zur Höhe des ersten Stocks mit Erde belegt und hölzerne Stufen darein gemacht, so daß man auf diese kleine Plattform, welche der Kulm des Berges und der ganzen Landschaft ist, bequem hinaufsteigen kann. Heutzutage, wo die Ideenbewegung das Studium des Alterthums und die beschreibende Liebe zur Natur selbst dieser verlornen Gegend eine Art Forschungstrieb eingeflößt haben, kann es geschehen, daß man zuweilen im Herbst einem in Vakanz sich befindenden Schüler des Collegs von Bourges, einem rechtsgelehr-

ten Juristen aus La Châtre, einem wegweisenden Dilettanten aus Boussac begegnet. Aber in jener Epoche, wo Wilhelm zum erstenmal dort verweilte, hätte er schwerlich Jemand zu seiner Unterhaltung gefunden. Die kleine Bevölkerung des Weilers war sämmtlich in Feldarbeiten begriffen und um die Mittagsstunde hörte man kaum eine im Gehege scharrende Henne gluchzen. Wilhelm war von der Unermeßlichkeit, die sich vor seinen Augen ausdehnte, betäubt. Auf der einen Seite sah er die unfruchtbare, baumlose, von Wohnungen entblößte Marche mit ihren kahlen Hügeln, engen Thälern, dürren Abhängen, wo es bisweilen scheint, als habe ein Steinregen auf ewig die Vegetation erstickt, und ihre in der Einöde sich erhebenden gallischen Cromlechs wie eine Protestation der alten Götzenwelt gegen den Fortschritt der Geschlechter emporragend. Im Hintergrunde dieses stummen Gefildes sah der junge Baron das Städtchen Boussac, dessen Namen er trug, und seine Burg, welche sich wie ein gelblicher Punkt in den Felsen der Kleinen-Creuse verlor. Sich umwendend erblickte er zu seinen Füßen das Combraille, und noch entfernter das Bourbonnais mit seinen schönen Wassern, seinem reichen Pflanzenwuchs und seinen weiten Ebenen, die sich in blauen Streifen bis zum unermeßlichen Zirkel des Horizonts emporstufen. Es ist ein herrlicher Anblick, aber nicht lange auszuhalten. Man schwindelt ob dieser Unendlichkeit. Erst fühlt man sich gedemüthigt, daß man dem Flug der Schwalbe durch die glänzenden Räume nur mit dem Auge folgen kann; dann werdet ihr von der Tiefe des Himmels, der euch auf allen Seiten wie ein blaues Gewand umfließt, geblendet, die Schärfe der Luft, welche zu allen Jahreszeiten in dieser erhabenen Region kalt ist, durchdringt und entathmet euch. Mir scheint, daß man auf allen einsamen Gipfeln, wo man den ganzen Kreis des Horizontes sieht, die fühlbare Wahrnehmung der Kugel-

gestalt der Erde hat und sich sogar die Empfindung der blitzschnellen Bewegung, womit sich dieselbe in die ewige Kreisung stürzt, einbildet. Man glaubt sich in diesen unausweichbaren Lauf durch die Abgründe des Himmels hineingerissen zu fühlen und sucht vergeblich über seinem Haupte einen Zweig, um sich zu halten. Ich weiß nicht, ob die vormals auf den Gipfel dieses Thurms, der noch hundert Fuß höher war, als der gegenwärtige Standpunkt, gebannten Wächter zu einer härteren Marter verurtheilt waren, als die in Kerkernacht begrabenen Gefangenen.

Unser Reisender konnte nicht lange die traurige Größe eines solchen Schauspiels aushalten, er hatte dort Begeisterung zu finden gehofft; aber die Begeisterung läßt sich nicht begegnen von Denen, die sie suchen; sie kommt zu uns, wenn wir sie verdienen. Der Jüngling, welcher der Poesie nachlief, aber noch nicht genug gelebt hatte, um sie in sich selbst zu schaffen, fand in diesem Versuche nur die Schauer der Einsamkeit. Er stieg daher schneller, als er hinauf gegangen war, von diesem Wartthurm herab, und da er sich mitten in einem heißen Tage plötzlich von Frost geschüttelt fand, so suchte er eiligst eine Zuflucht gegen die lichte und kalte Luft der Plattform.

Den Flecken umgehend, gelangte er bald zum Abhang des Berges, und in wenigen Augenblicken fand er sich dem Süden zugekehrt, das heißt ohne Uebergang in eine andere Natur, in eine andere Jahreszeit, in andere Gedanken geworfen. Auf der Seite der Creuse ist nur ein einziger Baum unter dem Schutze der Touller Kirche aufgewachsen, zum Trotz der Winde, welche die kahlen Haiden und Berge der Marche unermüdlich fegen; aber nach der Voëse hin hat Alles ein lachenderes Aussehen. Die sandigen Wege münden in kräftiges Strauchwerk ein und der Kirchhof von Toull stellt sich auf sanft geneigtem Plan von schönen Bäumen beschattet dar. Dieser Ort bot endlich der

ermatteten Stirne unseres Reisenden ein Asyl dar, das er in diesem Augenblick mit den klassischen Feldern des Elysiums vergleichen durfte.

Leicht kletterte er über die Steinblöcke, Trümmer der gallischen Stadt, welche diese rohe Stätte umgeben, hinweg; und da er sich ganz einsam fand, vertiefte er sich in das hohe Gras der verschwundenen Gräber. Eine sanfte Wärme durchdrang von Neuem seine Glieder; kein Lufthauch bewegte die Zweige der Kastanien und Birken, die über seinem Haupte sich übereinander schlangen und zu ihm herabneigten. Der nun verengte Horizont glänzte noch durch diesen grünen Dom hindurch, aber indem sich der Jüngling in dem kräftigen und fetten Grün, das aus dem Todtengarten aufschoß, barg, entging er bald dem Anblick des funkelnden Himmels, der ihn verfolgte. Ein erquickender Schlaf entfesselte seine Glieder und die Biene kam, ihre süße Beute rings um ihn her zu pflücken mit einem harmonischen Gesumm, der ihn in Träume einwiegte.

So ruhte er seit zwei Stunden, als der Schall eintöniger Stimmen ihn allmälig erweckte; wie er seine Gedanken sammelte und seiner Lage sich klarer wurde, erkannte er zwei Personen, deren Stimmen erst vor Kurzem an sein Ohr geschlagen hatten. Es war der Küster Leonhard und die Mutter Grethe, welche sich in der Nähe mit einander unterhielten. Wilhelm erhob sich mit haldem Leib und sah den Küster-Todtengräber bis an die Knie in einem Grabe stehen, das er langsam tiefte, und das alte Weib auf einer dicken Wurzel am Boden sitzend und an ihrer mit blauer Wolle angelegten Kunkel spinnend. Sie beachteten ihn nicht und begannen eine phantastische Unterredung, welche dem jungen Baron eine Fortsetzung seiner eben im Schlafe gehabten Träume däuchte.

Zweites Kapitel.

Der Kirchhof.

„Nu, nu," sagte lustig der Küster, „brauchst Dich nicht so zu ereifern, Mutter Grethe! ich will Nichts mehr zu Claudien sagen, auf Mannes Wort! und hinsichtlich des Ochsens..."

„'s ist kein Ochse, weil's ein Kalb ist!" fiel die Alte ein.

„'s ist kein Kalb, weil ihr Alle sagt, daß es Hörner hat. Gut, so muß man eben sagen, 's ist ein Hoim (Hage)."

„Heiß' es, wie Du willst, ich mag mit Dir nicht darüber reden."

„Ah, gut! mein Weib ist nicht wie Du, sie schwatzt mit mir mehr davon, als mir lieb ist, und jemehr ich sie ausspotte, um so fester glaubt sie. Oh! die Fraunamen *) sind doch recht einfältig."

„Und was würdest Du denn sagen, wenn Du es gesehen hättest?"

„Also Du hast's gesehen?"

„Nein, aber oft war ich auf dem Sprung, es zu sehen."

„So geht's mir just auch, ich bin immer auf dem Sprung, aber es kommt Etwas dazwischen und ich sehe Nichts."

„Ich kann gar nicht begreifen, wie Dir das eine Freude machen kann, über Alles so zu lachen."

„Ei! wenn's nicht nett ist zu lachen, soll gleich..."

„Lach' mit uns, wenn Dir's Spaß macht, aber lache nicht über selbige Sachen vor den Fremden, die nicht hiesig sind. Das könnte uns Unglück bringen."

*) Unser schwäbisches Landvolk nennt das weibliche Geschlecht im Allgemeinen: Fraunamen. A. d. Uebers.

„Halt! halt! Mutter Grethe! ich spüre etwas Trockenes unter meinem Spaten. Ich glaube fast, daß es das Ding ist. Heb' Deine Schürze auf, ich will die Goldkatze hineinwerfen."

„Pfui, wirf doch die Gebeine eines Christenmenschen nicht so auf mich her. Das ängstet mich ab!"

„Thut ihnen gewiß nicht weh. Seit ich in der Erde schaufle, kann ich wohl sagen, daß ich nichts Anderes gefunden habe, als das. Da gibt's Todtenbeine... hundertfach! tausendfach!... ja, ja — der Tod der muß an diesem Orte arg gehaust haben vor unsern Tagen, denn ich kann dieser Gebeine kein Ende finden!"

„'s ist auch bereits nicht gut zu graben! Jemehr man gräbt, jemehr man stöbert, jemehr man Steine hebt, je weniger findet man."

„Du denkst also immer daran? So sind sie doch alle, diese alten Weiber. Eine macht die andere toll mit ihren Histörchen."

„Aber wenn man's doch immer so in diesem Lande hier erzählt hat, seitdem die Welt steht! 's kann doch nicht falsch sein, was man alleweil seit Olims Zeiten gesagt hat!"

Und die Alte begann lebhaft zu sprechen, jedoch im Marcher Kauderwelsch, und wiewohl dieser Dialekt an und für sich nicht schwer zu verstehen ist, so wird er doch ungewöhnten Ohren unverstehlich wegen seiner starken Auswerfungen und der Flüchtigkeit, womit sich die Weiber besonders desselben bedienen. Die Bewohner dieses Theils der Marche, welche so lange das Berry war, vermischen beliebig das Patois und das naive Altfranzösische, das man in Berry spricht. Sei's aber, daß die Sprache von Oc der Alten geläufiger war, als die Sprache Oil, sei's, daß sie sich in ihrem Dialekt geheimnißvoller ausdrücken zu können glaubte, genug, sie veranlaßte ihren Mitsprecher, in gleicher Weise zu antworten, und Wilhelm verstand sie nicht mehr.

Da indeß ihre Unterredung unter lauten Ausbrüchen des Lachens von Seiten des Todtengräbers fortdauerte, so horchte Wilhelm doch von Zeit zu Zeit unwillkürlich und faßte seltsame Worte auf, über die er betroffen wurde. Es war immer die Rede von dem Goldochsen, dem Goldkalb, dem Schatz, dem Goldloch, und dieser ewige Refrain erweckte in dem jungen Manne unbestimmte Erinnerungen aus seiner Kindheit. Er war auf dem Schloß von Boussac geboren, er war von einer kräftigen und ergebenen Bäuerin, deren Namen er vergeblich in seinem Gedächtniß aufsuchte, gesäugt worden.

Mit fünf Jahren hatte er die Landschaft verlassen und war nur einmal dahin zurückgekommen, im Jahre sechszehn, einer Epoche, in der seine Mutter für gut fand, sich einmal wieder den Stempel der unter dem Kaiserreich ziemlich vergessenen Lehensherrlichkeit aufzuprägen; und damals hatte Wilhelm keineswegs darangedacht, sich um seine Amme zu kümmern: aber die sonderbaren Ausdrücke, welche in den langen Monologen der Mutter Grethe immer wieder zurückkehrten, erweckten in ihm die verworrene Erinnerung an Vergangenes. Jetzt fiel es ihm wieder ein, daß er dieses von ihm vergessene Patois, ehe er französisch sprach, mit seiner Amme geredet habe, und allmälig wurde es ihm, als seine Muttersprache, wieder verständlich. Auch seine Amme hatte ihm von Goldkalb und Goldloch gefabelt. Sie wußte tausend Erzählungen, tausend phantastische Lieder darüber, die ihn einst in Träume versenkt hatten; und diese getreue Wiegenfrau, die wie eine Sibylle der ersten Thätigkeit der Einbildungskraft ihre Richtung gibt, die erste Freundin des Menschen, die Bonne (Gute), wie sie so richtig bezeichnet wird, die Amme, diese wahre Mutter, auf welche die andere immer eifersüchtig sein muß, stellte sich mit einemmal dem Gemüthe Wilhelms dar, als ein ehrwürdiges Vorbild, als ein geheiligtes Wesen, dessen

lange Vergessenheit er sich zum Vorwurf machte. Er fragte sich, warum sein sonst so pflichtgetreues, so lobenswerthes Gedächtniß ihm von ihr immer geschwiegen habe. Er achtete es sich zum Verbrechen, er, der den Geist des Christenthums las, und in Rührung zerfloß über den Ton der Glocken, „die über seiner Wiege gesungen," daß er in seinem Herzen die Sorge, diese Frau in ihrer vorausgesetzten Noth aufzusuchen und zu unterstützen, so lange versäumt habe. Vielleicht war es die Mutter Grethe! Wilhelm richtete sich höher auf und betrachtete sie durch die langen Kräuterstengel hindurch. Konnte sie schon so alt sein? Konnte das Elend die Frau, die man gewiß als jung, kräftig und frisch zu seiner Säugamme gewählt hatte, schon in solchem Grade eingeschrumpft haben? Indeß war Claudia jünger als er, und die zu harter Arbeit und Armuth verurtheilten Weiber altern in zwanzig Jahren oft um ein halbes Jahrhundert.

Während diese Einbildung sich seines Gehirns bemächtigte, hatte Leonhard dem Gespräche eine andere Wendung gegeben und die französische Sprache von Berry, in der er gewöhnlich mit seinem Pfarrer redete, wieder vorgenommen.

„'s ist doch ein närrischer Gedanke," sagte er, „daß es für mich, der ich denselben Andern so lange erwiesen habe, einen Dienst geben soll, den ich mir selbst nicht einmal erweisen kann."

„Dein Bube wird Dir's graben, Dein Grab; er wird Dein Aemtlein erben?"

— „Hoff's wohl. Weißt Du, auf wem Du sitzst, Mutter Grethe?"

„Zum Kukuk! warte doch, es wird auf Vater Juriat sein, denn das Gras ist sehr lang, und es sind schon zehn Jahre her, daß er selig ward."

„Nein doch. Du kennst die Wesen auf dem Nesselgarten (Kirchhof) nicht. Der arme Lauriche liegt dort. War ein guter Kerl. Ach, wie hab' ich mich

seiner Zeit mit ihm verlustirt! Das war ein Schelm! Denkst Du noch an die Hochzeit der Jambette, wie er Dich da in's Lachen brachte?"

"Armer Narr! denk' wohl daran und auch an selbiges Lied, das er so wacker sang! . . ."

Die Alte begann nun mit mäckernder cadenzirender Stimme nach einer sehr interessanten Weise bourbonnaiser Volkslieder zu singen, deren Musik, wenn man sie ohne Nachtheil für ihre Originalität und Lieblichkeit setzen könnte, wohl verdiente gesammelt zu werden, und der Küster begleitete sie mit einem psalmodirenden Tone, indem er die spaßhafte Manier des Verstorbenen nachzuahmen sich bemühte.

"Stille doch!" rief die Alte ihn unterbrechend; "man muß nicht so über den Todten singen."

"Lirum, larum! wenn er uns hört, macht's ihm Freude, dem armen Lauriche! — Morgen kommt Eine her, die, der ich dieß Bett da mache, die hat auch manches schöne Lied gekonnt! Ach! was war das ihrer Zeit für eine stolze Sängerin!"

"Gelt, die da fandest Du nicht dumm? und sie wußte eineweg ein Langes und Breites über das Goldkalb und das Ding, über das Du immer spottest."

"Sie glaubte nicht daran! sie redete nur zum Spaß davon."

"Sie hatte es ja doch gesehen!"

"Sie hatte euch zum Besten."

"Oh! nein! 's ist ein groß Unglück für uns, daß sie Knall und Fall so fort mußte. Die wußte Geheimnisse!"

"Gut! sie wird's ihrer Tochter vermacht haben!"

"Ihre Tochter ist eine gar zu einfältige Person. Das war eine Frau, ihre Mutter, der's immer überzwerg ging; sie hätte wohl schwere Stücke verdienen können, und doch hat sich's gefügt, daß sie so arm als Andere gestorben ist."

"Sie war zu gutmüthig. Sie hat Nichts ver-

langt und sich mit dem Wenigen begnügt, das man ihr gab; dann haben sie ihrer vergessen.“

„Die Reichen kümmern sich nicht das Geringste um die Armen! Außerdem steckt noch Etwas dahinter. Die Dame liebte sie sehr, sehr; und hernach konnte sie sie plötzlich gar nicht mehr leiden. Ich hatte das seiner Zeit augenblicklich los.“

„Schon recht! aber warum hat denn der junge Mensch, den sie auferzog, niemals an sie gedacht?“

„Der war gar zu jung, und das kommt nicht in's Land; ist vielleicht jetzt Soldat, vielleicht General, denn man sagt, daß man ganz junge nimmt, um die alten zu kommandiren, seitdem es keinen Kaiser mehr gibt.“

„Man sagt's, und 's ist närrisch genug!... Kurz, die arme Seele hatte das Gold im Schloß von Boussac noch nicht gefunden, und ihre Tochter wird mit dem Aufschreiben ihrer Hinterlassenschaft nicht viel Mühe haben. Es bleibt ihr nur ein wenig Hornvieh, drei bis vier Schafe, vier oder fünf Gaisen und ihr armundseliges (armseliges) Haus.“

„Und ihre armundselige Tante, die besser gethan hätte, statt der andern zu gehen.“

„Wenn die Hanne den Herren aus der Stadt Gehör schenkte, so könnte sie allenfalls ihr Schäflein scheeren.“

„Die Stadtherrn! die Stadtherrn! das gibt mit der einen Hand und nimmt mit der andern. Man muß sich nicht stark darauf verlassen!“

„So muß man also arm sterben, wie man gelebt hat?“

„Ja freilich, wir werden nicht die Ersten sein, mein armer Leonhard!“ sagte die Alte mit kläglichem Ton.

„Freilich, meine arme Grethe, und auch die Letzten nicht!“ antwortete der Küster mit philosophischer Ruhe.

Und es entstand ein langes Stillschweigen, das ein fernes Donnerrollen unterbrach.

„Ah! das wird ihr den Rest geben, der armen Frau! sagte Leonhard, und wenn sie nicht ein schnelles Ende macht, so wird dem Herrn Pfarrer noch der Kopf gewaschen.“

„Ich merkte diesen Morgen schon, daß Etwas im Anzug sei, entgegnete die Alte. Es hatte im Dämmer schon so viel weißen Rauch auf den Moorwiesen, daß ich zu Claudie sagte: heut Nachmittag wird es donnern und die arme Tula in die andere Welt mitnehmen, ehe die Sonne untergeht.“

„Tula?“ rief Wilhelm aus, indem er aufstand und sich den beiden Landleuten mit tiefer Bewegung näherte.

„Ei! mein kleiner Herr, wie haben Sie mich erschreckt?“ sagte die alte Parze, ihre Spule, die sie in die Grube hatte fallen lassen, aufhebend.

„Ihr habt einen Namen genannt, den ich schon lange suchte. Ihr sagtet Tula, nicht wahr? Die sterbende Frau heißt Tula?“

„Ja, Herr,“ antwortete Leonhard, „kannten Sie dieselbe?“

„Es ist doch die, welche der Frau von Boussac vor fünfzehn bis zwanzig Jahren gedient hat?“

„Ja, und ihren Knaben säugte.“

„Und sie wohnt hier?“

„Nicht weit weg, Herr! sie gehört zum Kirchspiel, weil man sie bald hier, in diesem Loch, das ich da mache, einscharren wird.“

„Also ist keine Hoffnung mehr?“

„O nein, Herr,“ sagte Mutter Grethe; „meine Tochter war gestern Abend dort und sie lag schon im Todeskampf. Gleich darauf hat man den Herrn Pfarrer mit dem lieben Herrgott schnell, schnell geholt. Man fürchtete, er könnte schon zu spät kommen, um sie zu versehen.“

„Nicht wahr, Leonhard, Ihr führt mich zu dieser Frau?“

„Nein, Herr, um kein Gold und Silber! denn der Herr Pfarrer wird kommen, und er hätte Niemand, um seinem Paßgänger Heu aufzustecken, auch muß ich meine Sense holen und einen Schnitt Gras thun, blos um etwas Frisches in die Raufe zu bringen.“

„Und Ihr, Mutter Grethe?“ fragte Wilhelm ungeduldig.

„Oh, ich, Herr,“ sagte die Alte, „kann nicht mehr laufen wie Sie. Hinunter kann ich wohl, aber herauf drückt mich's. Inzwischen können Sie gar wohl allein gehen. Da, sehen Sie dort unten im Grunde links diesen Querweg? Sehen Sie die dicken weißen Steine und ein kleines Haus daneben; das ist's, der Ort heißt Epinelle.“

„Ich eile,“ sagte Wilhelm.

„Warten Sie doch!“ rief ihm Leonhard nach, „nicht da hinab! Sie kämen nimmer heraus. Sie kennen das Moor nicht, scheint mir's? Sie gingen drinn unter! Will gleich Jemand rufen, der Sie führt. Die Claudie war kaum noch da. Laude! ohe! Laude!“

Claudia's frisches Gesichtchen zeigte sich hinter dem Gebüsche neben dem ihrer schwarzen Ziege, welche ungenirt die Umhegung des Kirchhofs abnagte.

„Führe diesen Herrn zur Tula,“ sagte der Küster, „und unterhalte Dich nicht zu viel mit ihm unterwegs ... er hat's pressant.“

„Soll ich gehen?“ fragte Claudia ihre Mutter mit halb verlegener, halb kecker Miene.

„Zieh' Deine Holzschuhe an und gib mir Deinen Stab,“ antwortete gelassen ihre Mutter.

Claudia eilte herbei, schürzte ihren Rock, hing ihre graue Mantille um und begann leicht den Berg hinabzusteigen, indem sie rief: „Hieher, mein Herr!“ und dabei die Kiesel mit großem Geräusch unter ihrer klappernden Fußbedeckung rollen ließ.

Wilhelm folgte ihr mit vieler Mühe und Unbequemlichkeit. Diese schneidenden Steine, auf welchen das junge Mädchen zu fliegen schien, glitschten unter seinen Füßen und schnitten in seine dünnen Sohlen. Er war erstaunt, daß sie ihn nicht durch den abhängenden Wiesengrund, der längs dieser Steinhügelchen hinlief, führte. Die Tücke des Moores von Toull kannte er freilich nicht. Es sind dort zahlreiche Quellen, die nicht auf der Oberfläche des Bodens hervorsprudeln, sondern unter derselben fortsickernd den Boden unterminiren. Ein zusammenhängender, mit feinen und kurzen Binsen bedeckter Wasen, den man für Wiesenwuchs halten könnte, birgt sie und entzieht dem unerfahrnen Auge diesen beweglichen Lehm, der nicht minder gefährlich ist, als der Flugsand an Meeresufern. Langsam vertieft sich der Fuß darein, und einige Augenblicke wähnt man, der Boden vermöge einen festen Körper zu tragen. Aber das ist ein Fallstrick der boshaften Berggeister. Nach und nach sinkt man bis an das Knie, bis an den Gürtel, bis zu den Schultern ein, und jede Bemühung, herauszukommen, hat nur den Erfolg, daß man sich tiefer hineinarbeitet. Ohne schnelle Hülfe würde man am Ende nicht ertränken, aber im Schlamm ersticken, und die guten Weiber von Toull dächten dann, man besuche die geheimnißvolle untergegangene Stadt, deren Glocken sie bei ruhiger Witterung bisweilen läuten zu hören meinen.

Claudia ging flink und leicht vier Schritt vor Wilhelm voraus und vielleicht erstaunt, daß er, den sie anzureden nicht wagte, nicht zuerst das Stillschweigen brach, dachte sie wohl, der Herr sei sehr stolz. Endlich richtete dieser, den ihr rundes Bein und ihr hübsches Aussehen zu keiner Aufmerksamkeit verleitete, einige Fragen über die arme Tula an sie. Claudia begann mit einem gedehnten Was? womit der schlaue Bauer regelmäßig seine Antwort, auf die er sich vorbereiten will, einleitet und eine Wiederholung der

Frage veranlaßt. Nachdem der junge Mann geduldig von Neuem angefangen hatte, sagte sie:

„Ja, Herr, ja! es war eine sehr brave, sehr reinliche, sehr arbeitsame Frau, eine gute Haushälterin und nur zu redlich für die Welt.“

„Was verstehst Du darunter?“

„Sehr gefällig gegen ihre Nachbarn, nicht griesgrämig, wie ihre Schwester, die Groß-Gothe.“

„Hinterläßt sie mehrere Nachkommen?“

„Sie hinterläßt keine Nachkommen, Herr, sie hat nur eine Tochter,“ sagte Claudia, welche, nach Art der Bewohner des Berry, das Wort Nachkommen nur auf das männliche Geschlecht anwendete.

„Und ist diese Tochter alt genug, um ihren Unterhalt zu verdienen?“

„Das will ich meinen! sie ist zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt, denn sie ist viel älter als ich.“

Diese Bemerkung zog Wilhelms Aufmerksamkeit nicht auf die siebzehn Jahre, welche Claudia im Triumph aufführte, herüber. „Wurde dieses Mädchen nicht im Schloß von Boussac geboren?“ fragte er.

„Kann wohl sein, Herr. Ich glaube sogar ja. Obgleich ich sie niemals drum befragte, und ich selbst bin auch nie dort gewesen; aber es scheint mir, als hätte ich es meine Mutter sagen gehört.“

„Es ist meine Milchschwester,“ sagte Wilhelm und verdoppelte seinen Schritt.

Als Claudia Nichts mehr zu antworten hatte, begann sie zu fragen:

„Sie haben also dieser Johanna Etwas zu sagen?“

„Johanna?“ rief Wilhelm aus: „sie heißt Johanna? Wer hat ihr diesen Namen gegeben?“

„Ei, ihre Pathin, ganz gewiß...“ und Claudia dachte, der Herr sei doch sehr einfältig.

„Und wer ist ihre Pathin?“

„Ach, das weiß ich ganz genau. Die große

Dame von Boussac. Können Sie die große Dame von Boussac? ist sie bei Leben? ist sie dahin?"

Wilhelm dachte nicht daran, ihr zu antworten. Er war betroffen von der seltsamen Fügung der Umstände, die ihn nach Toull geführt hatte, um das Grab seiner Amme zu sehen und die lange Vergeßlichkeit seiner Familie wieder gut zu machen, indem er seiner Milchschwester, der Tauftochter seiner Mutter, seinen Schutz anböte. Er erblickte in dem Zufall, der ihn eben nach Toull und nicht z. B. nach Crozant oder irgend einen andern interessanten Punkt der Marche getrieben hatte, die Hand der Vorsehung, und dankte Gott, der ihm da, wohin er sein Vergnügen zu suchen gekommen war, so zu sagen seine Pflicht wies.

Die gefallsüchtige Claudia verlor, da sie ihn so wenig galant sah, die geheime Verwirrung, welcher sie sich beim Beginn ihres Zusammenseins mit Vergnügen hingegeben hatte. Eben so neugierig als lebenslustig, überschüttete sie ihn mit Fragen, wie zuvor ihre Mutter und Leonhard. Sie wollte wissen, wer er sei, woher er komme, und besonders warum es ihn so sehr treibe, die Sterbende zu besuchen, welches Interesse er an dieser armen Frau und ihrer Tochter nehmen könnte?

"Gelt!" sagte sie, seines verächtlichen Stillschweigens oder seiner Geistesabwesenheit müde, „ich hab's errathen, Sie brauchen eine Magd und sind gekommen, um in diesem Lande, das dafür berühmt ist, eine solche zu dingen. Sie werden gehört haben, daß Johanna ein gutes, starkes und ausdauerndes Mädchen sei, und denken vielleicht, sie mit sich fortzunehmen."

"Glaubst Du, es wäre vortheilhaft für sie, wenn sie einen Platz außerhalb des Landes fände?"

"Ja, Herr, ja; von ihrer Mutter wäre sie nie gegangen: aber seit diese sterbenskrank wurde, waren Leute aus der Stadt da, die ihr den Rath gaben, sich zu verdingen und ihr Anträge machten. Sie hatte niemals Lust, das Land zu verlassen; wenn man's sich

irgendwo angewöhnt hat, mag man nicht ändern; jetzt aber, wo es ihr bei ihrer Tante schlecht gehen wird, thäte sie wohl daran, zu gehen, und wenn Sie's gut mit ihr meinen, so nehmen Sie die Hanne nur mit!"

Es lag in dem Gesicht des jungen Mädchens, als sie so redete, eine hervorspringende Absicht, Wilhelm zu überreden, welche Letzterem nicht entging, obwohl ihm der Grund ein Räthsel war. Er entschlüpfte diesem Ansinnen, mit der Bemerknng, daß die arme Tula noch nicht gestorben sei, und ihre Krankheit möglicherweise keinen tödtlichen Charakter trage.

„Oh! mit Der ist's freilich aus," antwortete Claudia.

„Sehen Sie, mein Herr, da drunten den Herrn Pfarrer, der auf dem Steinwege wieder nach Toull hinaufgeht. Es ist schon gesagt! Mutter Tula braucht Nichts mehr."

Dieses mit der philosophischen Sorglosigkeit, die den Landleuten eigenthümlich ist, ausgesprochene Urtheil traf die Seele des jungen Mannes mit banger Rührung. Ich komme zu spät, dachte er, ich kann meinen Undank nicht mehr vergüten, und bin durch den göttlichen Willen an die Seite eines Leichnams geschickt, um eine schmerzliche Sühne zu bestehen.

Immer noch grollte der ferne Donner, und dunkelblaue Wolken thürmten sich an mehreren Punkten des Horizonts.

„Es hat Eile bei uns, Herr," sagte die Jungfrau, als sie sah, daß er, wie ein Ermatteter, langsam dahinschlich; wenn wir lange in Epinelle bleiben, werden wir naß werden."

Wilhelm setzte sich maschinenmäßig in schnelleren Gang und gelangte endlich nach halbstündigem Laufen an die Hüttenschwelle seiner Amme.

„Da wären Sie," sagte Claudia mit bestimmtem Tone. „Ich will nicht hineingehen. Ich fürchte mich, einen Todten zu sehen. Hier will ich Sie zum Heim-

weg erwarten; aber Sie müssen sich nicht kurzweilen, weil das Wetter im Anzug ist.

Wilhelm zögerte einen Augenblick, bevor er sich zum Eintreten entschied. Er hatte nie einen Leichnam gesehen, und diese erste Probe, verbunden mit so unerwarteten Umständen seiner Lage, versetzte ihn in eine schmerzliche Bewegung.

Drittes Kapitel.

Das Sterbehaus.

Ein starker Harzgeruch entströmte der einzigen Stube, welche nebst einem in mehrere Verschläge getheilten Stalle dieses ganze armselige, mit Moos und Schmarotzerpflanzen bedeckte Häuschen bildete; indeß war das Innere reinlich und zeugte von Ordnungsliebe und Thätigkeit; drei Bettstellen, welche einem Marktschiff glichen und mit gelben verschossenen Umhängen versehen waren, nahmen zwei Ecken der Mauer ein. Auf der mittlern sah man den Körper der Verblichenen, ganz bedeckt mit einem weißen Tuche, dem feinsten und besten im Hause, liegen. Vier Kerzen von Jungfernwachs brannten an den vier Enden des Bettes. Zwei bis drei alte Weiber, von jener Gattung, die in der innern Marche, wie auf den Hochgebirgen Schottlands, mit einem abergläubischem Eifer allen Kirchenbegängnissen beiwohnen, beteten rings um das Bett, und in ihrer Mitte weinte still eine große Jungfrau von bemerkenswerther Schönheit, ganz nahe an dem Leichnam knieend, die Augen auf den Boden gesenkt und die Hände auf den Knieen halb gefaltet, in einer Stellung, welche den jungen Mann an Canova's Magdalena erinnerte.

Wilhelms Erscheinung wurde im ersten Augenblicke von Niemand bemerkt, und er konnte dieses Engelsgesicht, das er zu kennen meinte, obgleich er es seit seinen Kinderiahren bis auf das Wissen sogar um die Existenz desselben vergessen hatte, genau betrachten. Johanna's reine, durch Schmerz und Ermüdung gebleichte Farbe hatte das matte Weiß des Marmors; ihre Augen waren blaß, offen und starr, während Thränen, die sie nicht zu trocknen dachte, über ihre Wangen herabfloßen; die Reinheit der ernsten Züge ihres Profils und die Unbeweglichkeit ihrer Bestürzung, kurz, alles vereinigte sich, ihr den Anschein einer Statue zu geben.

Die erste Person, welche die Ankunft eines Fremden bemerkte, war die Schwester der Verstorbenen, eine großes Mannweib, mit hartem und gemeinem Ausdruck. Sie schlug ein Kreuz, wie um methodisch ihr Gebet zu endigen, erhob sich und trat auf Wilhelm zu.

„Was verlangen Sie, Herr?“ fragte sie ihn mit einer starken Stimme, welche das achtungsvolle Schweigen, das man dem Schlummer der Todten schuldig ist, zu entweihen schien.

„Ich kam,“ sagte Wilhelm verlegen, „um mich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen.“

„Sind sie lange da, Herr?“ erwiderte die Groß-Gothe. „Ich habe Sie nie hier gesehen .... bei uns gibt es nichts zu verdienen für den Doktor .... meine Schwester ist vor einer Stunde gestorben.“

„Ich bin kein Arzt,“ antwortete Wilhelm ....

„So sind Sie also ein Mann der Gerechtigkeit; es pressirt Ihnen sehr, die Siegel in unserm Hause anzulegen. Man bedarf Ihrer nicht. Die Tochter ist volljährig, und da ich Nichts zu fordern habe,“ fügte sie mit saurem Tone bei, „so will ich Nichts entwenden. Gehen Sie immerhin fürbaß! Man kennt das Gesetz und mag sich keine unnöthigen Kosten machen.“

Da Wilhelm sah, daß er Gefahr lief, auf rohe Weise hinweggewiesen zu werden, ergab er sich darein, nicht ohne Beschämung, zu sagen, wer er sei. Er that es mit gedämpfter Stimme, aus Furcht, von Seiten dieses gewaltthätigen Weibes noch härter angefahren zu werden, als zuvor. Aber statt eines Vorwurfs, daß er zu spät erscheine, änderte sie plötzlich Sprache und Betragen.

„Sie wußten also, mein lieber Herr, daß meine Schwester krank war,“ sagte sie in fuchsschwänzerischem Tone „und kamen, ihr ein wenig zu helfen? Viel zu viel Güte von Ihnen, daß Sie sich wegen armer Leute, wie wir, bemühten! Man muß sich schämen, Ihnen mit Nichts aufwarten zu können, aber mein Gott! meine arme Schwester ist kaum erst hinübergegangen, und man hat noch nicht einmal Zeit gehabt, das Haus in Ordnung zu bringen. Setzen Sie sich doch auf einen Stuhl und nicht auf die Bank da, ich will ein weißes Tuch darauf legen, damit Sie ihre Kleider nicht verderben.“

„Ich bin nicht gekommen, um Euch in Euerm Kummer überlästig zu sein,“ erwiderte der junge Baron, geärgert durch die leichte Redensart und die Geistesgegenwart dieses Weibes, welche eine tiefe Gemüthstrockenheit verriethen. „Ich hoffte, die letzten Augenblicke meiner armen Amme zu versüßen durch Anhörung und Vollziehung ihrer letzten Wünsche. Da ich zu spät komme, werde ich mich alsbald zurückziehen, um Euch in solchem Augenblicke nicht zu stören, nur hätte ich vorher noch einige Trostesworte und Dienstanbietungen an meine Milchschwester richten mögen. Für Letztere komme ich jedoch zu frühe, denn sie kann jetzt unmöglich an etwas Anders, als an den kaum erlittenen großen Verlust denken.“

„Oh! doch, Herr, doch! Sie müssen mit ihr reden,“ entgegnete die Groß-Gothe mit entschiedener Miene. „Sie kann Sie wohl anhören: viel zu viel

Ehre, die Sie ihr anthun! Hanne! Hanne! komm doch und rede mit dem Herrn!«

„Störet sie nicht in ihrem Gebet,« wiederholte Wilhelm mit fester Stimme, »ich will es nicht. Ich werde warten, bis sie mich anzuhören im Stande ist.«

Und die Tante, welche Johanna's Aufmerksamkeit erwecken wollte, zurückstoßend, näherte er sich dem Leichnam, und blieb in die ernsten und traurigen Gedanken versunken, welche ihm dieses Todtenbett und diese Waise einflößte, die fortan der Willkür einer rohen und herzlos bittern Natur, deren Gepräge in den abstoßenden Zügen der Tante deutlich zu lesen war, preisgegeben sein sollte.

Johanna erhob die Augen zu dem Fremden und schlug sie sogleich wieder nieder, da sie den Beweggrund seiner Anwesenheit weder begriff, noch auch darüber nachdenken konnte. Die andern Weiber waren weit entfernt, ihre Gebete fortgurgeln zu wollen. Sie betrachteten ihn mit Erstaunen und standen eine nach der andern auf, um sich bei der Groß-Gothe zu erkundigen, was der junge Herr begehrte.

Wilhelm, der sich dadurch allein neben Johanna befand, entschloß sich jetzt, sie anzureden. Aber der stumme und heilige Schmerz dieser Jungfrau erfüllte ihn mit einer Scheu, die er nicht überwinden konnte. Er trat langsam hinweg und unterweil die alten Weiber trotz seiner Ablehnung emsigst einen Tisch deckten, um ihm Milch aufzustellen, lehnte er sich traurig an ein enges von Blätterwerk umrangtes Fenster, das ein grünliches Licht auf das Leichentuch der Verblichenen warf.

Aber sein trauriges Sinnen wurde durch die Ueberraschung verdrängt, als er durch die Zweige der Brombeerstaude hindurch Leo Marsillat neben Claudien auf der Bank unter diesem Dachfensterlein sitzen sah. Ihre Unterredung war sehr lebhaft; und Wilhelm hörte

halb unwillkürlich, halb aus Neugierde lauschend, folgendes Gespräch:

„Sie müssen doch, weiß Gott, hübsch unverschämt sein, sagte Claudia mit zornerstickter Stimme, daß Sie so daher kommen, in dem Augenblick, wo ihre Mutter sich streckte. Sie glauben also, daß Sie sie jetzt nur hinter Ihrem Gaul drein schleppen dürfen? Oh! Sie mochten sich verbergen, wie Sie wollten, ich habe Ihren, hinter dem Hause an einem Baume angebundenen Gaul gleich gesehen, und zu mir gesagt: der Wolf ist da!“

„Du bist eine Närrin, Claudie,“ antwortete Marsillat, „ich will mich weder verbergen, noch zeigen. Ist es nicht ganz natürlich, daß ich, der zufällig am Hause vorüberkam, mich nach der armen Frau erkundigte, da ich wußte, wie schlecht sie sich befand.“

„Und warum gingen sie dann nicht hinein und bequemten sich hinter dem Busch da, wo Sie gewiß sehr überrascht waren, von mir überrascht zu werden? Oh! ich hab' Ihr Kunststück beobachtet, das hab' ich! ich sah Sie von dadroben und Sie sahen mich nicht; es lag Ihnen gar zuviel daran zu warten, ob Johanne nicht durch die kleine Thüre der Schäferei heraustrete; wohlan, Sie kommen zu spät, mein galanter Herr! Erstlich kann Hanne Sie nicht ausstehen; Sie hat mir's hundertmal gesagt, und ich werde es Ihnen ebenso oft wieder sagen, daß sie sich lieber in einen Brunnen stürzte, als sich von einem solchen Mädchenjäger, wie Sie, nur einen einzigen Kuß abnehmen ließe. Für's Zweite ist da drinnen ein junger Herr, weit schöner als Sie, der sie nach Paris abzuholen kommt.“

„Was fabelst Du mir da vor, Claudie? und was liegt mir überhaupt daran? ich habe nie an Johanne gedacht, ich liebe nur Dich, also stelle Dich nicht, als zweifeltest Du daran. Komm', wir wollen Frieden machen, ich gehe.“

„Nichts da! Sie sollen mich nicht küssen. S'ist

nicht der Mühe werth. Und zudem Sie gehen nicht weit."

„Auf Ehre, ich gehe nach Boussac zurück."

Ja, wenn es Ihnen gerathen ist, mit Johanne zu reden, wenn Sie zu ihr gesagt haben: „komm' in unser Haus, kleine Johanne, meine Schwester ist sehr freundlich zu bedienen, und ich will Dir geben lassen, was Du willst." Seit länger als einem Monat her singen Sie ihr dieses Liedlein vor; sie ist aber nicht so dumm, Ihnen Gehör zu geben."

„Sie würde mir so gut Gehör geben, als jedem Andern, wenn ich wollte, ich habe es ihr aber niemals vorgeschlagen. Auch ist sie gar nicht mehr so schön, deine Johanne!"

„Gut! ich will ihr das von Ihnen ausrichten, gleich morgen."

„Kannst's gleich thun, wenn Du willst! Aber wer ist denn der junge Mann, der dadrinnen sein soll?"

„Ah ha, Das macht Sie unruhig! Kenn' ich ihn denn?" Schauen Sie selbst nach, das gibt Ihnen Gelegenheit, in's Haus zu kommen."

„Du hast Recht," antwortete Marsillat ironisch, und verließ die Bank gefolgt von Claudia, die ihn nicht aus dem Gesichte verlieren wollte.

Noch vor dem Schluß dieser Unterredung hatte sich Wilhelm vom Fenster entfernt, denn dieser grelle Contrast cynischer und gemeiner Begehrungen mit der einem daliegenden Leichnam und den heiligen Thränen Johanna's schuldigen Achtung ekelte ihn an. Er war zu ihr getreten und hatte ihr einige Worte des Beileids und der Theilnahme, welche sie jedoch kaum hörte, zugeflüstert. Dann, etwas ärgerlich die gehorsamsten Zudringlichkeiten der Tante, welche ihn durchaus neben diesem Todtenbette Etwas essen lassen wollte, ablehnend, schickte er sich zum Weggehen an, mit der Absicht, in passenderer Zeit sich mit Johanna's Schick-

sal zu beschäftigen, als er an der Thürschwelle plötzlich vor Marsillat stand.

Marsillat war im ersten Augenblick äußerst betroffen und verwirrt; aber vermöge der lustigen Unverschämtheit seines Charakters hatte er sich schnell gesammelt und schüttelte die Hand seines alten Jagdkameraden mit vertraulicher Herzlichkeit.

„Was Teufels machen Sie hier?“ fragte er ihn, dessen eigene Frage er damit abschnitt.

„Meine Anwesenheit hier ist besser begründet, als die Ihrige,“ antwortete Wilhelm mit etwas strengem Blick. „Wissen Sie nicht, daß die eben gestorbene Frau meine Amme war, und gebot mir nicht die Pflicht, sogleich herbeizueilen, als ich ihre Lage erfuhr?“

„Ganz recht, Wilhelm, sehr wohl gethan von Ihrer Seite. Je nun, mein armer Freund, Sie haben die Amme nicht retten können, und Ihre Mutter wird der Familie Unterstützung schicken. Kehren Sie diesen Abend nach Boussac zurück?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte Wilhelm mit Absicht.

„Ah, Sie gedenken die Nacht in Toull zuzubringen? Schlecht Quartier!“

„Mir einerlei; auf Reisen bin ich mit Allem zufrieden.“

„Sie machen also eine Runde als Dilettant? Ich komme von einem Besuche bei einem Vetter in Chambre her.“

„Sie haben den schlechtesten Weg eingeschlagen!“

„Ja, aber den kürzesten. Kehren Sie jetzt nach Toull zurück? Soll ich Sie abwarten, daß wir diese Strecke Wegs zusammen machen? Sie sind zu Pferd und ich zu Fuß. Wir können nicht die gleiche Straße verfolgen, ohne daß ich viel weiter zu gehen habe und das Gewitter droht.“

„Dann reise ich gleich,“ antwortete Marsillat, sichtlich mißstimmt, daß er den jungen Baron bei Johanne zurücklassen mußte. „Auf Wiedersehen! Haben Sie

Etwas an Ihre Frau Mutter auszurichten? Ich besorge es gerne.“

„Sie werden mich sehr verbinden,“ erwiderte Wilhelm, riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb einige Linien mit Bleistift an seine Mutter. Während dessen drang Marsillat in die Stube, redete auf Freundesfuß mit der Groß-Gothe, stellte sich einen Augenblick gerührt über den Tod ihrer Schwester und verschlang ohne Umstände die von Wilhelm abgelehnte Ziegenmilch, weniger ein Bedürfniß zu stillen, als um Zeit zu gewinnen, und gelegentlich einige Worte an Johanne zu richten.

Die Groß-Gothe machte diese Gelegenheit sich zu Nutze, sei's absichtlich, sei's vermöge ihres ungeduldigen und zusammenhetzerischen Charakters.

„Herbei doch, Hanne,“ schrie sie mit ihrer rauhen und mißtönigen Stimme. „Bedanke Dich bei diesen wackern Herren, die Dich besuchen und Dir in Deinem Unglück wohlwollen. Nun wirst Du aufstehen? Man muß sich nicht so anstellen. Die Todten hören uns nicht mehr, meine arme Tochter! Wir können sie nicht halten. Der liebe Herrgott befiehlt, daß sie von hinnen gehen, und wenn uns der Unstern trifft, hilft kein Beten. Weinen hilft auch Nichts; es hat noch Niemand von den Todten erweckt. Willst denn Du bis morgen so auf Deinen Knieen liegen bleiben? Das sind Dummheiten; Du wirst Dich krank machen, und wer soll Dir dann abwarten? Ich melde Dir, daß meine Kräfte erschöpft sind, und ich mich nicht weiter anstrengen kann. Es ist jetzt genug so. Man muß sich ein Herz fassen, muß Verstand annehmen, zum Kukuk! Muß an's Geschäft denken, das nicht klein sein wird bei der Beerdigung. Ach! was doch so eine böse Geschichte kostet! He da! Ihr Andern, meine wackern Frauen, Ihr müßt mir ein wenig helfen und beistehen, denn ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht und ich habe gar Nichts im Hause, keinen Heller

Geld für die nächste Woche. Johanne! Johanne! daher! so rede doch mit diesem jungen Herrn, der Dein Milchbruder ist, und kommt, um Dich nicht unglücklich werden zu lassen. Du siehst ja, daß sie im Schlosse an Dich gedacht haben. Deine Mutter sagte immer: „Sie haben mich vergessen! sie sind sehr hart gegen mich.“ Du siehst nun, daß sie Unrecht hatte. Sie haben an uns gedacht, und zudem, sieh da Herr Leo, der uns nie vergaß und viele kleine Dienste leistete. Schau' ihn doch an, rede doch mit ihm! frag' ihn um seine Befindlichkeit (sein Befinden)! hol' ihm schnell eine Käse von unserer Ziege. Du siehst ja, er hat Appetit und äße gern einen Bissen. Wie, hörst Du mich nicht? Soll ich denn Alles allein thun? Ich werde ganz gewiß krank werden. Dieses Kind war seiner Tante nie gut! Ach ja, es ist viel Unglück für mich, daß ich meine arme Schwester verloren habe. Ich kann wohl sagen: heute habe ich Alles verloren!“

Am Schlusse dieses Selbstgesprächs, das Marsillat vergeblich zu unterbrechen suchte, und Wilhelm mit Entrüstung anhörte, hub die Groß-Gothe in schreiender und gezwungener Weise zu schluchzen an, die, wäre sie nicht empörend gewesen, zum Lachen reizen mußte. Johanna, an leidenden Gehorsam gewöhnt, hatte sich maschinenmäßig erhoben. Sie versuchte, ihrer Tante zu folgen, aber sie wußte nicht, was sie that, und ließ einen Teller fallen, den sie Marsillat anbieten wollte, obgleich dieser aufgestanden war, um der unpassenden Bewirthung des Mannweibes auszuweichen. Beim Geräusch dieses zerbrechenden schlechten Tellers sprühten die kleinen schwarzen Aeuglein der Gothe Zornesfunken, und hätte nicht die Furcht, ihren Gästen, welche sichtlich die Partei der Waise zu nehmen entschlossen waren, sie zurückgehalten, so hätte sie ihre Nichte mit Schmähungen überhäuft.

„Nicht doch, meine arme Johanne!“ sagte Marsillat

ihr die Tellerreste, welche sie aufhob, aus den Händen nehmend und hinauswerfend, „Du sollst Dir keine Mühe mit mir machen, und ich finde es sehr unrecht, daß man Dich so plagt; es ist unerträglich. Höret Gothe, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, Ihr und ich, so quälet mir die Johanne nicht, und am wenigsten an einem Tage, wie der heutige. Ihr müßt den Teufel im Leibe haben.“

Die Freiheit, womit Leo das Mannweib behandelte, und die Ueberlegenheit, welche er über sie behauptete, (denn augenblicklich wurde sie ruhig und änderte ihr Betragen), bewiesen zum Genüge, daß sie die Aufmerksamkeiten des jungen Mannes für Johanna nicht mit bösen Augen ansah, und dessen Vorliebe für die schönen Mädchen der Landschaft Combraille sich zu Nutzen machen wollte. Wilhelm hätte unter allen andern Umständen so schimpfliche Intriguen seiner Aufmerksamkeit nicht gewürdigt, aber seine durch Johanna's Unglück erweckte Besorgniß und das reine Verhältniß, das ihn mit ihr verband, machte ihn sehr hellsehend. In diesem Augenblick fühlte er gegen den jungen Rechtsgelehrten Indignation und machte sich die Entfremdung, in der er sich seit einigen Jahren trotz ihrer vielfachen Beziehungen gegen Marsillat gehalten hatte, nicht länger zum Vorwurf.

Leo Marsillat, vier oder fünf Jahre älter als Wilhelm, war kein gewöhnlicher Mensch, obwohl die Nachläßigkeit seiner Sprache und Manieren die vorzüglichen Eigenschaften, womit er begabt war, selten hervortreten ließ. Schlau, arbeitsam, thätig, unternehmend und ausharrend, egoistisch und freigebig, war er das wahre Muster eines Marcheländers. Seine gewaltige Organisation erwies sich gleichförmig zum Vergnügen wie zur Arbeit, zum Genuß wie zur Entbehrung geschickt. Seine leibliche und geistige Gesundheit, die Klarheit seines Gehirns, sein unermüdliches Verlangen, glücklich, frei und stark zu sein, machten aus ihm im

Guten wie im Bösen ein überlegenes Wesen. Der edelsten und der gemeinsten Handlungen fähig, ein zügelloser Lebemann, ein wunderbarer Arbeiter, sprang er vom Uebermaß des Studiums zu dem der Gleichgültigkeit, und vom Fieber der Gleichgültigkeit zu dem der Leidenschaften über. Rachsüchtig wie ein Bauer (sein Vater hatte die Kelle als Maurer geschwungen), war er großmüthig wie ein Fürst, und nachdem er die Opfer seines Widerwillens bitterlich verfolgt und mit seinen grausamen Stichreden durchbohrt hatte, brachte er sie an einem gemüthlichen Tage wieder zu Ehren und bedeckte sie mit seinem Prunkmantel. Eitel in gewissen Beziehungen, erklärte er Eitelkeiten, welche in gewisser Beziehung Andern in seinem Alter entschuldbar geschienen hätten, den Krieg. Er bespottete den kindischen Luxus der jungen Zierbengel, mit denen er hätte wetteifern können und die sich für erträumte Befriedigungen der nothwendigen beraubten. Er verachtete gründlich die Mode, und richtete sich nicht nach ihr; er verwarf mit Hohn gutgemachte Kleidungsstücke, welche der Bewegung hinderlich sind, Paradepferde, welche nur scheinbares Feuer haben und keine Strapazen aushalten, Damen, welche in den Salons Furore machen und die man am hellen Tage nicht ohne Entsetzen anblicken kann; demgemäß hatte er immer die feinste Wäsche, die bestgewobenen Tücher, die geschmeidigsten Kleider, das kräftigste und theuerste Pferd, die gemeinsten, aber schönsten und jüngsten Maitressen. Mit fünf und zwanzig Jahren schon reich durch Erbschaft und mit Aussichten, es durch sein Advokaten-Talent, das ihm eine glänzende Laufbahn versicherte, noch in höherm Grade zu werden, hatte er keck seine Lebensweise zur Befriedigung aller seiner edeln und niedrigen, großartigen und verkehrten Triebe eingerichtet. Er übte sein Fach und verstand es, sich ganz darein zu vertiefen; aber nach übermenschlichen Anstrengungen, um die den Vergnügungen geschenkte

Zeit wieder zu gewinnen, bedurfte er des Rausches neuer Anstrengungen, um seine Kräfte wieder zu stählen. Skeptiker und sogar ein wenig Atheist, hegte er gegen jede Art von Religiosität einen instinktartigen Haß, übrigens begriff er die Poesie großer Glaubensüberzeugungen und die Inspirationen des Enthusiasmus theilten sich ihm wie durch elektrischen Schlag mit. Er konnte heute weinen über das, was er gestern belacht hatte, und umgekehrt. Aufbrausend und ruhig, bald Sklave, bald Sieger seiner Begierden, lagen zwei bis drei Menschen in ihm, wie in allen mächtigen Naturen, und er flößte denen, die ihm nahten, zu gleicher Zeit die entgegengesetzten Gefühle der Bewunderung und der Verachtung, des blinden Vertrauens und des Argwohns ein.

Obgleich er eine gemeine Sprache affektirte und den in kleiner Münze ausgegebenen Verstand, worauf man in der Welt so viel hält, hatte doch Wilhelm von Boussac alsbald seine hohe Bildung, die Kraft seiner Intelligenz und die guten Seiten seines Charakters wahrgenommen. Diese beiden aus der Marche gebornen Jünglinge hatte sich auf der Schule begegnet, sodann auch, während der Ferien, und später bisweilen in Paris, nicht in der großen Welt, da sie nicht die gleichen Gesellschaften besuchten, sondern im Schauspiel, auf dem Boulevard, im Wald auf der Jagd, im Reithause, im Waffensale. Um jene Zeit ward, Dank der Rückkehr der Bourbons und der Wiedergestaltung der Vorstadt Saint Germain, die Vermischung von verdienstvollen Leuten aus allen Ständen, welche seitdem glücklicherweise eingetreten ist, nur noch eine Ausnahme. Daher glaubte Wilhelm von Boussac einen Akt von Muth und Liberalismus zu begehen, wenn er seinen alten Schulkameraden, den Licentiaten der Rechte, zu Paris bisweilen an die Tafel und in den Salon seiner Mutter zog. Aber ungeachtet solchen

Entgegenkommens hatte sich der junge Baron doch Tag für Tag mehr abgekühlt.

Als er noch ein Kind war und bis zum Austritt aus der Schule hatte er sich von Marsillat beherrscht gefühlt. Mit einem zutraulichen Herzen und schwachem Charakter begabt, war er dieser unabhängigen und starken Natur unterthan gewesen. Oft hatte er im Collegium Strafe erlitten, weil er Marsillats bösen Rathschlägen Gehör geschenkt, und dieser hatte über die Zurechtweisungen, welche der empfindsame Jüngling tief aufnahm, nur gelacht. Mehr als einmal hatte Wilhelm mit Beschämung gefühlt, daß die Natur ihn besser, aber minder stark gemacht, als Marsillat, und er, wenn er es Jenem nur einen Augenblick in seinen Streichen nachthat, ganz vergeblich gesündigt habe, weil ihm die Beihülfe des mächtigen Dämons, der seinen Kameraden beschützte, abging.

Wir haben im Eingang dieser Geschichte gesehen, wie er den Verirrungen der skeptischen Leo noch ein wenig folgte und ihm Sir Arthurn, den er im Herzensgrund unendlich mehr achtete, bespötteln half. Im Alter fortgeschritten und durch Lektüre und Nachdenken reifer geworden, hatte er eingesehen, daß sein Weg allzu verschieden von dem Leo's sei, als daß er nicht bald der Gegenstand seiner Kritiken und Spöttereien werden möchte. Er hatte daher schier plötzlich sein Vertrauen ihm entzogen, und die unausgesetzte Ironie des jungen Advokaten war dem jungen Baron zur Quelle unangenehmer Empfindungen in seinen Bezügen mit ihm geworden. Mehr und mehr nährte er einen geheimen Widerwillen gegen seine Person, der sich indeß vollkommen hinter ein glattes und wohlwollendes Benehmen versteckte. Die Adelichen seiner Epoche glaubten sich in dieser Hinsicht zu einer Art Heuchelei verpflichtet. Sie betrachteten sich immer noch als durch Geburt überlegene Wesen und lösten die Aufgabe eines schutzherrlichen Empfangs, als ein Gebot ihrer Stellung.

Marsillat besaß einen zu sehr eindringenden Geist, um nicht die Artigkeiten und Abstoßungen des jungen Patriziers zu begreifen. Er vergnügte sich daran, und oft machte es ihm Spaß, demselben dadurch wehe zu thun, daß er sich stellte, die Beweise seiner erkünstelten Höflichkeit wörtlich zu nehmen. Er gebrauchte und mißbrauchte sie, indem er bei sich selbst sprach: Kamerad, du möchtest gefallen, geliebt, geachtet und gefürchtet sein, Alles auf einmal. Die Ehre deines Namens verurtheilt dich, uns niedrig Geborne zu streicheln. Du möchtest gerne für einen guten Junker ohne Vorurtheile, für einen liebenswürdigen Edelherrn ohne Hochmuth gelten; und mit der Mehrzahl Meinesgleichen gelingt es dir, weil sie des Takts ermangeln und die Geringschätzung nicht aus deinem anbetungswürdigen Zulächeln hervorstechen sehen. Mich aber wirst du nicht täuschen; ich werde dich zwingen, deutsch, sogar grob gegen mich zu sein, und ich werde dich in letzterem Falle weit mehr lieben, oder vielmehr, ich werde deinem Stolze Blut abzapfen, indem ich dich so behandle, wie du mich zu behandeln heuchelst, gleich und gleich.

Indem Marsillat so dachte, übertrieb er Wilhelms Eitelkeit in seiner Vorstellung viel zu sehr. Aber doch gab es in diesem kleinen Scharmützelkrieg, den er mit ihm führte, unglücklicherweise Punkte, wo er gar nicht richtig traf.

Als sie in Johanna's Hütte zusammentrafen, fanden die beiden jungen Männer gar bald, daß sie sich gegenseitig beobachteten, daß Leo einen gefährlichen Rival und Wilhelm einen Feind der tugendhaften Absichten, die er in Betreff der Waise hegte, entfernen wollte. Der Gewandteste von Beiden faßte zuerst seinen Entschluß. Marsillat verabschiedete sich und ging, sein Pferd loszubinden: aber er zerriß absichtlich einen Zügel, was ihn nöthigte, von der Gothe einen Faden, von Johanna ein Messer, von Claudien eine thätliche

Beihülfe zu erbitten, und ihm Gelegenheit gab, acht bis zehn Minuten um das Haus herum zu schlendern und zu dreckeln, wie Claudie sich ausdrückte.

Indessen begann es zu regnen und stärker zu donnern.

Wilhelm seinerseits war zwar entschlossen, abzureisen, aber er hielt mit einiger Bosheit darauf, der Letzte zu sein und das kräftige Thier des Advokaten vor sich her traben zu sehen. Auch er hatte Abschied genommen mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und erwartete Marsillats Abzug, während er einige Schritte von der Hütte entfernt sich mit ihm von Dingen unterhielt, die dem, was hier vorging, ganz fremd waren. Claudia, ein besserer Spion, als er, überwachte mit flammendem Auge alle Bewegungen ihres Ungetreuen, als die schallende Stimme der Groß-Gothe, die sie schon abgereist glaubte, sie zu horchen zwang.

„Wie da, Du fauler, dummer tölpelhafter Tropf," sagte sie zu Johanna, „wirst Du Deine Haube aufsetzen? wirst Du Dich trollen? willst Du warten bis morgen, eh' Du nach Toull gehst, wer wird Vettern und Basen zur Cer'monie einladen? wer wird die Sachen zum morgigen Schmaus holen? Willst Du noch lange so umher duffeln? Deine Mutter hört Dich nicht mehr, gelt! und Du kannst ihr Nichts mehr gegen mich vorklagen. Fort! fort! abmarschirt, schlechte Bagage!" fügte sie in soldatischem Tone bei, „und wie Du vor Sonnenuntergang nicht wieder daheim bist, so haben's wir miteinander zu thun. Gott's Blitz! jetzt mußt Du abmarschiren!"

„Zu wem soll ich gehen?" fragte Johanna mit kläglicher Stimme, indem sie unter der Thüre der Hütte erschien.

„Du gehst zur Mutter Grethe, zum Gevatter Leonhard, zu der Colombette, zu der dicken Liese, zu Deinem Onkel German, zu . . . ei seht mir doch, da

brennt sie durch, ohne mich anzuhören. Was willst Du denn bringen, Schneegans!"

„Ich werde bringen, was Ihr befehlt," entgegnete Johanna resignirt.

Du nimmst drei Gänse bei der Mutter Greth; zwei Brode bei der Gervois und einen halben Sack voll Erbsen bei dem Herrn Pfarrer. Wenn Du nicht Alles tragen kannst, so läßt Du Dir durch Leonhards Buben helfen; es ist ein gefälliger Kerl. Du sagst, wir werden's an Martini bezahlen, und wenn Dir Eines nicht borgt, so gehst Du zum Andern. Jetzt abmarschirt!"

Johanna ging mit niedergeschlagener Miene, aber bewaffnet mit der unendlichen Geduld, welche die einzige Größe ist, die dem Armen und Schwachen übrig blieb; sie vereinigte sich mit der kleiner Gruppe, die ihrer wartete und begann lautlos an Claudia's Seite einherzugehen. Diese durch so viel stummes und tiefes Leiden in ihrer Art erweicht, schlug Johanna's Arm unter den ihrigen und suchte sie leise, so gut es gehen mochte, zu trösten.

Marsillat, der mit Wilhelm sprach, hielt sein Pferd im Schritt; aber ganz kurz vor Epinelle nahm Letzterer Abschied von ihm, da der steile Pfad für Fußgänger sich von der gepflasterten Straße trennte. „Es ist sehr schade, daß Sie ihr Pferd nicht bei sich haben," sagte Marsillat, „in zehn Minuten wären Sie in Toull, während Sie jetzt eine halbe Stunde Schlagregen aushalten müssen."

„Ja, meiner Treu', sehr schade," rief Claudia aus. „Ihr hättet Jeder eine von uns hinten aufgesetzt, und wir wären nicht so lange naß geworden."

„Willst Du hinter mich aufsitzen, Claudia? ich kann Dich bis Jakobskreuz bringen, und da Hanne bei Herrn von Boussac ist, so braucht er Dich nicht mehr als Wegweiserin."

„Ha ju, mein kleiner Herr Leo, das gefällt mir! Sie sind doch ein guter Mensch. Halten Sie nur

Ihren Gaul rechtsum an diesem dicken Stein, daß ich aufsteigen kann."

„Warte doch, warte mein Kind," sagte der schalkhafte Marsillat, „ich nähme Dich mit Vergnügen auf; aber ich glaube, daß ich besser thun werde, diese arme Johanna zu nehmen, die so viele Nächte durchwacht hat und sich kaum fortschleppen kann."

„Nein, Herr, nein, großen Dank," antwortete Johanna mit fester Stimme.

„Ah! da haben Sie's!" murrte Claudia, indem sie mit ihrem Wuthblicke das kaltblütige Gesicht Marsillats durchbohrte, „Hanne wird nicht mit Ihnen gehen, ich wette."

„Wie? Du, Claudia, die ein so gutes Herz hat, Du forderst sie nicht auf, mein Pferd zu benützen, daß sie sich erhole? O Claudia, ich erkenne Dich nicht mehr."

„Bist Du müde, Johanna? Willst Du reiten?" sagte Claudia, sich zum Edelmuth zwingend.

„Nein, liebe Alte, nein, danke schön," antwortete Johanna mit derselben Ruhe; „steige Du auf, wenn Dich's freut." Dann schlug sie, ohne bei den weiteren Einladungen Marsillats auch nur den Kopf zu wenden, den Fußweg ein und sagte zu Wilhelm: „Kommen Sie, mein Pathe, ich will Sie führen!" (Die jungen Mädchen vom Lande nennen den Sohn ihrer Pathin gewöhnlich Pathe, und umgekehrt, Pathin die Mutter des Pathen). Diese süße und vertrauliche Benennung in einem so reinen Munde bewegte das Herz des jungen Barons mit sanfter Rührung, und ein väterliches Gefühl zuckte auf diesem bartlosen Antlitz.

Claudia war es gelungen, auf Marsillats Gaul hinten aufzuhocken, und dieser, ein wenig ärgerlich, daß ihm sein fein angelegter Plan mißlungen, wollte die Eifersüchtige züchtigen, indem er die Sporen in Hanchons Bauch drückte und sie sich bäumen und am Rande von Abgründen Sprünge machen ließ. Die bestürzte Claudia schrie laut auf, schmiegte sich aber

kräftig an den Reiter an; und als ein furchtbarer Blitz den Himmel furchte, schlug die erschreckte Fanchon Galopp an und entführte das junge Paar weit hinweg von Johanna und Wilhelm, die so mitten im Gewitter unter vier Augen beisammen blieben.

Viertes Kapitel.

Das Gewitter.

Wir haben den jungen Baron von Boussac allein gelassen mit der sanften Johanna, seiner Milchschwester, der Tauftochter seiner Mutter, welche sich auch die seinige nannte, einem Lokalsprachgebrauch zufolge, und vermöge des naiven und liebevollen Gedankens, daß man von dem Familienhaupte nicht adoptirt werden könne, ohne es zugleich von der ganzen Familie zu werden. Dieses töchterliche Wort: mein Pathe, tönte in Wilhelms Ohr mitten durch das Sturmgeheul wieder, und das Zusammentreffen romantischer Umstände, das ihn zu Johanna just in dem richtigen Augenblick zur Abwendung der ihr drohenden Gefahren geführt hatte, versetzte ihn in die Stimmung befriedigten Edelmuthes. Er bedauerte es nicht, in seinem Reisevergnügen durch ein so trauriges Abenteuer plötzlich unterbrochen worden zu sein. Schon träumte er eine ganze Idylle in Goldsmiths Geschmack und entblödete sich keineswegs, der tugendhafte und uneigennützige Held darin zu sein.

Aber es fehlte diesem Gedichte noch eine Heldin, welche ihre eigene und ihres Beschützers Rolle begriffe. Johanna glaubte sich so wenig bedroht von den Verführungen des jungen Advokaten, daß es ihr gar nicht einfiel, in dem jungen Edelherrn etwas Anderes, als

eine angesehene, ihrem Geschick fremde Person zu finden. Zudem beschäftigte keiner dieser schönen Herren für den Augenblick Johanna's Gedanken. Immer schwebte ihr das Bild der sterbenden Mutter vor Augen, und das Gefühl ihrer Verwaisung plagte sie weniger, als die Furcht, nicht genug zur Versüßung der letzten Augenblicke eines Wesens gethan zu haben, welchem sie bisher eine ausschließliche Neigung gewidmet hatte. Johanna galt auf dem Land für ein Mädchen von sehr beschränktem Verstande, weil sie züchtig war und allzu menschenscheu, um sich gerne öffentlich zu zeigen. Sie liebte den Tanz nicht, und man hatte sie niemals bei den ländlichen Festen gesehen, worauf die jungen Bäuerinnen ihre Reize auszulegen und Liebhaber zu suchen gehen. Ernst, ausdauernd, fleißig und emsig im Hüten ihrer Heerde, wandelte sie fast immer allein, mit dem Spinnrocken an der Seite, an den ödesten Stellen, indem sie den ganzen Tag von einem Stück schwarzen Brodes lebte und mit Anbruch der Nacht heimkehrte, um friedlich unter dem Fittiche ihrer Mutter einzuschlafen.

Mutter Tula und ihre Schwester die Groß-Gothe galten für Magierinnen, nur mit dem Unterschied, daß Johanna's allgemein geliebte und geachtete Mutter als eine weise Matrone geehrt und die Tante als Hexe gescheut wurde. Es fiel auf, daß Tula's Vieh immer in gutem Stande war, daß es immer mit vollem Eifer zum Stalle heimkam, daß es von den Seuchen verschont blieb, und daß diese so arme Frau, nachdem sie mit dem Verlust ihres Mannes und ihrer Söhne alle Hülfsquellen eingebüßt hatte, in dem armseligen Gewerbe der Unterhaltung einer Heerde auf der Gemeindewaide das für Andere ganz unzureichende Mittel fand, sich vor Noth zu bewahren. Zugleich lief das Gerücht, daß die Groß-Gothe, welche sich niemals verheiratet hatte, filzig lebte und kein offenkundiges Geschäft trieb, Säcke voll Thaler in ihrem Strohlager verborgen

hatte und ihr diese Reichthümer auf geheimnißvolle Weise durch ihr Einverständniß mit den bösen Geistern zukommen. Immer sieht der Bauer mit scheelem Auge die Bereicherung seines Nachbars, und obwohl er keinen Begriff von National-Oekonomie hat, so wohnt ihm doch der richtige Begriff von geselligem Zustande inne, daß Niemand aus den Wechselfällen des Glückes Nutzen zieht, ohne Benachtheiligung derjenigen, welche keinen daraus ziehen. Aber diese einfachen und leidenden Geschöpfe, welche nur durch das Fieber der Einbildungskraft den Stand der Dinge sich beleuchten lassen, ziehen es vor, die Erfolge gewandter und listiger Leute verborgenen Einflüssen zuzuschreiben, als einer strafbaren und leichter zu erklärenden Handlungsweise. Der Bauer geht vom Unbekannten aus, um das Bekannte zu verstehen. Er ruft die phantastischen Mächte des Himmels und der Hölle zu Hülfe, um die materiellste Wirklichkeit zu erklären. Er macht eher heidnische als katholische Gelübde und Pilgerfahrten für seine Familie, sein Feld, seinen Ochsen und Esel, und verschmäht dagegen die Hülfe der Wissenschaft oder die Vorkehrungen der Gesundheitslehre, um die Personen oder Gütertheile zu retten, welche, nach seinem Wahn, die Rache irgend eines Zauberers oder der Haß irgend eines bösen Geistes mit unsichtbaren Streichen bedroht.

So sagte man, daß die Groß-Gothe niemals an dem Stalle ihres Feindes vorüberging, ohne denselben zu verhexen. Ihr Blick verursachte Fieber, und es gab Nichts Unheilvolleres, als ihr Abends bei den Grauensteinen und beim Auf- oder Untergang des Mondes zu begegnen. Geschah dieß gar in der Christnacht, um jene böse Stunde, wo der große Druidenpilz ächzt und schrillend auf den drei Steinen tanzt, die ihn im Gleichgewicht tragen, so wußte man ganz gewiß, daß man sich nach der Heimkehr legen werde, um nie wieder aufzustehen. Der Beweis, daß die

Groß-Gothe eine übelthuende Hexe sei, war das Versiegen der Gaisen von solchen Hirtinnen, welche sie häufig ansprach; ihre Schafe verloren die Wolle vor der Schur, und ihre Hennen wurden knappend, wenn sie auf den Felsen sprangen, oder versanken in das Moor.

Und dennoch gab es für all diese Wunder eine sehr natürliche Ursache, welche auch von den starken Geistern Toulls und der Umgegend, unter Andern von dem Vater Leonhard gegen die Mehrzahl der Zauber-gläubigen geltend gemacht wurde. Johanna's Heerde gedieh, weil Johanna, die weder gefallsüchtig noch träge war, die äußerste Sorgfalt darauf verwendete. Mit denen ihrer Gespielinnen ging es, weil sie auf die schlimmen Einflüsterungen der Gothe hörten, immer schlechter, weil die Gothe in engem Verbande mit gewissen reichen disoluten Stadtherren stand, welche ihr geheime Aufträge ertheilten und ihrer frevelhaften Erfahrung, ach! nur zu oft unwiderstehliche, Bestechungsmittel anvertrauten. Das war die Quelle der Thalersäcke, welche die Hexe in ihrem Stroh verbarg, und das war auch die Ursache der Krankheiten und Unfälle des von sorglosen und anderswie in Anspruch genommenen Hüterinnen vernachläßigten und oft preisgegebenen Hausviehes.

Was Johanna betrifft, so hatte sich ihre Schönheit so zu sagen im Schatten entwickelt. Da sie die Vergnügungen floh und nie den Fuß in eine Stadt gesetzt hatte, so blieb sie verborgen, und es hatte Marsillats herumschweifendes Leben in der Ferienzeit, sein Luchsauge und sein Geschmack an schweren Eroberungen zur Entdeckung dieser Blume gehört. Dem einfachen Mädchen war es gar nicht aufgefallen, warum sie seit vierzehn Tagen wenigstens zweimal in der Woche Leo auf ihrem Wege gefunden hatte, wenn sie ihre Heerden sammelte. Sie glaubte ihn für Claudien allein eingenommen, und ihr keuscher Instinkt hatte sie

zur Vermeidung dieses Paares, von dem sie aufgesucht wurde, angetrieben; Marsillat fand nämlich in seiner fruchtbaren Einbildungskraft immer einen Vorwand, seine empfindsamen Spaziergänge mit Claudien an Orte hinzulenken, wo Johanna vorüberkommen mußte. Die ängstliche und stolze Zurückhaltung, welche offenbar Johanna's Charakter ausmachte, entsprang indeß nicht aus einer argwöhnischen und übermüthigen Seele; hätte man genau beobachtet, wie sie von ihrer Kindheit an der Mutter diente und beihalf, mit welcher Selbstverläugnung sie derselben ihr Leben widmete, mit welcher Herzenswärme sie Tag und Nacht bis zum letzten Augenblick sie pflegte, so würde man gefunden haben, daß hier ein der äußersten Hingebung fähiges Gemüth sei; wer aber, Tula ausgenommen, kannte Johanna? wer konnte sie kennen? und jetzt, da sie Niemand mehr hatte, dem sie sich weihen durfte, wer konnte wissen, ob sie ein Wesen von innerem Werth oder ein blödes, an die bäurischen Arbeiten, wie der Stier an den Karren gespanntes Geschöpf sei? Marsillat sah in ihr nur eine Jungfrau mit blauen Augen, weiß wie die Lilien, gewachsen wie eine antike Bildsäule und, wie er sich ausdrückte, dumm wie ein Schwan. Die Groß-Gothe endlich, wüthend, daß sie noch Niemand hatte auf sie aufmerksam machen können, sah in ihrer Nichte den gewinntragenden Gegenstand der Begierden des jungen Lüstlings, und nahm sich vor, jetzt, da Tula nicht mehr zwischen sie Beide treten konnte, Johanna zu verfolgen und zu mißhandeln, damit sie den Entschluß fasse, die Stellung einer Dienerin in Leo's Familie anzunehmen.

Wilhelm von Boussac seinerseits erblickte in der Jungfrau noch Nichts, als eine Schönheit von englischem Schnitt, und höchstens den Stoff zu einer Ballade in dem armen Mädchen, gegen das er Pflichten zu erfüllen hatte. Johanna war also in dieser Stunde ihres Lebens eine in der Unendlichkeit der geistigen

Schöpfung verlorene Seele, ein unbekanntes Wesen, noch nicht wahrgenommen, gleich jenen prachtvollen Einöden der neuen Welt, welche, so zu sagen, niemals existirt hätten, wären sie nicht einem Künstler oder Dichter enthüllt worden, gleich den Schönheiten jener einsamen, noch von keinem Schiffer signalisirten Eilanden, die in der That sind, als wären sie nicht da.

„Johanna," sagte Wilhelm, nachdem er ein wenig nachgesonnen, mit welchen Redeformen er sich einer Bäuerin verständlich machen könne, „Du hast mich Deinen Pathen genannt, und das freut mich; ich nehme so viel Antheil an Deinem Unglück, daß ich Dir wenigstens beweisen können möchte, Du habest fortan in mir eine Stütze gefunden."

Johanna schlug ihre schönen, von Thränen getrübten Augen zu Wilhelm auf und bemühte sich, das in diesem Sinne ihrem Ohr neue Wort: Stütze, zu begreifen. Die Bauern haben aber eine solche Vorliebe für Bilder, daß sie figürliche Ausdrücke gar leicht errathen. Johanna begriff und antwortete mit sanfter Stimme, aber einem Ton, der weder einen Wunsch, noch eine Hoffnung ausdrückte: „Sie sind sehr gütig, mein Pathe!"

„Nein, Johanna, ich bin nicht gut," entgegnete der junge Baron, „da ich meine arme Amme so lange vergessen konnte."

„Sie hat Ihnen niemals darüber gezürnt, mein Pathe, denn das ist wahr, sie war gut!" Und Johanna begann wieder stille zu weinen.

„Du wirst bei Deiner Tante nicht glücklich sein, Hanne, nicht wahr!"

„Wie Gott will, mein Pathe!"

„Widert es Dich nicht an, mit ihr zusammen zu wohnen?"

„Nein, mein Pathe, die Tante widert mich nicht an."

„Aber sie hat einen sehr widerwärtigen Charakter!"

„O nein, mein Pathe, sie ist gar nicht widerwärtig in den Speisen, und zudem thut sie Alles selber.“

Johanna's Einfalt störte Wilhelms Roman ein wenig. Sie antwortete ihm natürlich, mit der Unterwürfigkeit eines Kindes, das nicht weiß, warum man es fragt, aber sich Mühe gibt, den Meister zu befriedigen. Ich langweile sie, denn sie versteht mich nicht, dachte der junge Mann; sie zöge es vor, in ihrem Schmerze nicht zerstreut zu werden. Werde ich denn auf rein elementarische Weise nicht einen Weg zu ihrem Herzen finden können?

„Sage mir, mein Kind,“ begann er von Neuem, „bekümmerte sich Deine Mutter nicht bei dem Gedanken, Dich allein zu lassen?“

„Oh ja, mein Pathe!“ antwortete Johanna, welche, wenn sie von ihrer Mutter sprach, weit lieber mittheilsam wurde. „Noch diesen Morgen, sagte sie: ‚Der Wille des Herrn geschehe! aber der Gang, den ich thun werde, betrübt mich deßhalb am meisten, weil es meiner Johanna Kummer macht.‘ Oh! sie hatte wohl sehr recht! das thut grausam weh, seine Mutter verlieren! Möge der liebe Herrgott Ihnen die Ihrige erhalten!“

Johanna's Ausdrücke waren sehr gewöhnlich, aber der Ton ihrer Stimme half der Unzulänglichkeit ihres Wortes nach, und der wahre Ausdruck ihrer Verzweiflung, verbunden mit der edelsinnigen Güte des Gefühls, womit sie an die Zukunft ihres jungen Pathen dachte, versetzte diesen in tiefe Rührung. Thränen traten in seine Augen, und er antwortete mit bewegter Stimme: „Du bist gut, Johanna! sehr gut!“

„Nein, mein Pathe,“ erwiderte sie naiv, „Sie sind gütig, das zu sagen! aber, mein Pathe, es schüttet wie aus Eimern, und Sie haben so zu sagen Nichts auf dem Leib, es wird Sie krank machen.“

„Sei darum unbesorgt, mein theures Kind!“

„Ach! mein Gott, so hat meine arme Mutter

ihre Krankheit bekommen. Sie wollte mich auf dem Felde holen, weil es stürmte wie heute, und sie fürchtete, es g'rathe mir nicht, über den Bach zu gehen und heimzukommen. Wenn sie um mich in Sorge war, so kannte sie sich selber nicht mehr, die arme Seele! Sie fand mich auf halbem Wege, aber sie war bis an die Knie im Wasser gewatet, und davon bekam sie am andern Tage das Fieber."

„Die Aerzte haben sie also sehr schlecht behandelt?"

„Ei! mein Pathe, wir haben keine Aerzte berufen; wir Leute glauben nicht daran. Wir haben wohl vielleicht Unrecht, und der Doktor hätte noch Etwas machen können; aber sie wollte nicht einmal davon reden hören. Sie hat uns angegeben, was man ihr bringen müsse, und wir sind ihr gefolgt. Aber das half ihr Nichts!... Nein doch, mein Pathe, Sie müssen nicht naß werden; nehmen Sie meinen Regenmantel auf die Schultern ... oh, er ist nicht schmutzig, mein Pathe; bei uns war es niemals schmutzig. Denken Sie, wenn Ihre Mutter Sie in so einem Wetter draußen wüßte, sie würde sich zu arg kümmern."

„Nimmer, meine gute Johanna! nimmer werde ich zugeben, daß Du an meiner Stelle naß werdest!" Und Wilhelm legte das grauwollene Mäntelchen, welches sie schon ausgezogen hatte, um ihn damit zu bedecken, wieder auf ihre Schultern.

„Wohlan denn, mein Pathe, wenn Sie's nicht wollen, so werde ich Sie schnell an einen Platz führen, wo Sie geschützt sind, und bald wird's nicht mehr so stark schütten!" und Johanna lief quer dem Berge zu, nach einer Felsenmasse hin, worin eine tiefe Höhlung war.

„Vorgeschaut, mein Pathe!" sagte Johanna, indem sie mit der keuschesten Vertraulichkeit und der achtungsvollsten Sorgfalt seinen Arm nahm: „es ist da ein Brunnen, den Sie nicht sehen könnten;" und sie führte ihn in den Hintergrund der Grotte, denn der vom Sturm gepeitschte Regen schlug weit hinein

in das Innere ihres Zufluchtsorts. Wilhelm setzte sich gänzlich ermattet, er hatte seit dem frühesten Morgen Nichts mehr zu sich genommen, auf eine in dem Felsen angebrachte Bank, und Johanna, zu gut erzogen, um sich neben ihm niederzulassen, lehnte sich an einen hohen Stein, näher am Eingang, das heißt in das von Außen einströmende Licht, in welchem ihr ernstes und sanftes Antlitz glänzte, wie das einer Madonna, indeß Wilhelm von seinem Dunkel aus sie mit Bewunderung betrachtete. Während der ersten Augenblicke durchzuckte diese Grottennacht, dieser ihm von Johanna bewiesene Eifer, diese gänzliche, allen menschlichen Blicken entzogene Einsamkeit mit einem so schönen Mädchen, und vielleicht auch jene Nervenerregung, welche das große Schauspiel des Gewitters und das majestätische Brausen des Sturmes verursacht, endlich eine gewisse Befriedigung der Eitelkeit bei der Vorstellung, daß der gewandte Marsillat dieses Stelldichein theuer bezahlt haben würde, und er selbst ohne alle Kunstgriffe in Johanna's Vertrauen den Sieg davongetragen habe, — alle diese Gemüthsbewegungen vereint durchzuckten, sage ich, mit einem Fieberschauer das Gehirn des jungen Barons. Allerdings achtete er die Lage seiner Tauftochter und seine eigene Stellung allzuhoch, um nicht schon den Gedanken eines Mißbrauchs mit Abscheu von sich zu stoßen. Aber er fand ein geheimes Vergnügen bei der Vorstellung, daß an seinem Platze viele Andere nicht so zartfühlend gewesen wären, und während er in seinem Innern mit dem Gefühl seiner eigenen Tugend sich gütlich that, begegnete es ihm, daß er dieselbe weit verdienstlicher fand, als eine Stunde zuvor, da er mit der lockenden Claudie den Berg herabstieg. Johanna war so ganz anders, so wahrhaft schön, so engelrein und zu so zartem Interesse für ihn gestimmt! Die Einbildungskraft des jungen Mannes variirte in allerlei Gestalten das Thema: „wenn ich ihr ein zärtlicheres Gefühl einflößen wollte: könnte sie

sich in einem solchen Augenblicke desselben erwehren, zumal wenn ich ihr begreiflich mache, daß ich von fortan ihr einziger Freund auf dieser Welt, ihre unentbehrliche, von der Vorsehung geschickte Stütze bin?" Aber bei dem Gedanken an die Vorsehung fürchtete Wilhelm, der mit einer ziemlich schwachen Willenskraft geboren war, die sich jedoch an dem romantischen Christenthum der Epoche zur Stärke emporzuranken suchte, einen Tempelraub zu begehen, wenn er den Himmel zur Rechtfertigung seiner unwillkürlichen Aufregungen zu Hülfe nähme; und er schwieg, Johanna fortwährend beim Leuchten der Blitze betrachtend.

Johanna ihrerseits dachte gar nicht daran, vor einer Gefahr sich zu hüten, deren Bewußtsein sogar ihr abging; in sich selber versinkend, war sie wieder in stille Thränen ausgebrochen. Es war dieß ein stummes uud ergebenes Weinen, das sich weder zu bezwingen noch zu zeigen suchte. Gewöhnt an ein einsames Leben hatte die Hirtin von Toull, welche ihr Dasein für Andere gar nicht nothwendig fand, die Gewohnheit, die Gegenwart derselben zu vergessen und sich in ihre eigenen Gedanken zu verlieren. Aber was konnten die Gedanken eines Naturkindes sein, das nicht lesen gelernt hatte, und dessen Intelligenz (wenn es je eine hatte) ohne alle künstliche Entwicklung geblieben war?

Gerade dieß fragte sich Wilhelm, als er sie in der nämlichen Haltung verbleiben sah, die Augen auf den vom Blitze durchflammten Horizont geheftet... Und ich selber habe mir oft die gleiche Frage vorgelegt, wenn ich eine Hirtin mit edlen Zügen oder eine ernste Matrone betrachtete, welche ganze Stunden lang in der Ecke einer Wiese mit bedeutsamen Mienen an ihrer Kunkel spann. Wer kann uns die Existenzweise dieser so wenig angebauten Seelen enträthseln? An was denkt der Arbeiter, der geduldig seine einförmige Furche gräbt? An was denkt der Stier, welcher im

Grase liegend wiederkaut, und die erstaunte Stutte, welche euch über die Hecke her forschend anblickt? Ist es denn dasselbe Leben, welches langsam in den Adern des Menschen seinen Rundgang macht und in denen des Thieres, das in dem Dienste der Erde keucht? Schlägt die undankbare Rhea mit Blödsinn ihre Kinder und ihre Sklaven?

Lange habe ich die Luft der Felder einathmen und manchen Abend am bäuerlichen Heerde wachen müssen, um jene Reihe von Traumgebilden zu verstehen, welche im Gehirne des Bauern die Arbeit des Nachdenkens ersetzt und aus seinem Wachen, wie aus seinem Schlafe eine Art stiller Verzückung macht, worin wunderliche, schreckliche oder lachende Gebilde mit reißender Schnelligkeit einander ablösen. Es ist dieselbe Thätigkeit, dieselbe Poesie und dieselbe Unmacht, wie in der Anstrengung des Kindes, um den bedeckenden Schleier von dem Räthsel seiner Existenz zu reißen. Es ist der Traumgenius, der in dem breiten und schwachen Gehirne des gallischen Herkules haust.

Johanna dachte in diesem Augenblick an ihre Mutter, und ihr schmerzvolles Träumen erging sich in allen Erinnerungen jener Vergangenheit, aus deren magischem Kreise sie nicht mehr heraustreten konnte. Nicht ihr Stöhnen erfüllte die Grotte, aber die geheimnißvollen Echo's dieses klangreichen Ortes wiederholten von Minute zu Minute einen schwachen Seufzer ihrer gepreßten Brust, welchem noch geheimnißvoller das Geräusch eines Wassertropfens antwortete, der in regelmäßigen Zwischenräumen sich von der feuchten Wölbung ablöste um in die unsichtbare Quelle hinabzufallen.

Dieß beredte Schweigen stimmte Wilhelm immer weicher und er dachte nicht mehr daran, es zu brechen. Aber er fand sich, ohne zu wissen wie, neben Johanna sitzend, seine Hand auf der ihrigen.

Fünftes Kapitel.

Die Gelehrsamkeit eines Landpfarrers.

Johanna, betroffen, wendete sich um, und da Wilhelm sich im Lichte neben ihr befand, bemerkte sie Thränen in seinen Augen. Statt gerührt oder erschreckt zu werden, sagte sie naiv zu ihm:

"Haben Sie Furcht vor dem Gewitter, mein Pathe?"

Wilhelm konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, und antwortete, Johanna's Hand loslassend:

"Nein, Kind, ich denke nicht an das Gewitter, sondern an Dich, Dein Kummer erfüllt mir das Herz, und ich möchte mit Dir weinen können ..."

"Oh! Sie müssen nicht weinen, mein Pathe. Das würde Ihnen wehe thun. Ich freilich, ich muß! es war ja meine Mutter! aber von Ihnen war es nur die Amme, und Sie kannten sie nicht mehr. Sie können sich ihrer nicht mehr erinnern."

"Ich habe mich heute ihrer erinnert, Johanna, und wenn ich mich ihrer auch nicht erinnerte, so wäre ich doch in der Stimmung zu weinen, wegen Deiner. Verstehst Du das nicht?"

Johanna verstummte: sie verstand ihn nicht.

"Sage mir Johanna, wenn ich meine Mutter verloren hätte, die Du nicht kennst, und auf die Du Dich nicht mehr besinnen kannst, hättest Du kein Mitleiden mit mir?"

"Oh doch, mein Pathe!"

"Würdest Du mir nicht einige Trostesworte zu sagen suchen?"

"Oh freilich! mein Pathe," widerholte Johanna mit voller Ueberzeugung.

"Gut denn! sage mir also, was Du mir sagen würdest, damit ich es Dir selber jetzt sage."

„Ach! mein Pathe! ich würde mir wohl Mühe geben; aber ich würde Nichts vorzubringen wissen.“

Just so geht es mir auch, dachte Wilhelm.... „Aber,“ fuhr er fort, „tröstet denn die Freundschaft nicht ein wenig? fühltest Du nicht... in einem solchen Augenblicke... Freundschaft für mich?“

„Oh, wahrlich, freilich! mein Pathe!“

„Wohlan! begreifst Du nicht, daß ich sie zur Stunde für Dich habe?“

„Sie sind sehr gütig, mein Pathe; es wird Ihnen vergolten werden!“

„Wirklich, Johanna?“ rief Wilhelm, ihre Hand wieder fassend; „wirst Du mir dafür ein wenig erkenntlich sein? Mein schönster Lohn ist, wenn Du bisweilen daran denkst.“

„Ach! mein Pathe, ich bin zu arm,“ antwortete Johanna sanft, „ich kann Niemand vergelten; aber der gute Gott wird Ihnen ihre Freundschaften für mich lohnen.“

Wilhelm ein wenig verwirrt, aber sich in dem Gedanken wieder sammelnd, daß seine eigenen Worte keine strafbare Absicht involviren, behielt Johanna's Hand in der seinigen. Sie zog sie daraus zurück, um das Zeichen des Kreuzes zu machen.

„Warum machst Du das Zeichen des Kreuzes?“ fragte er sie.

„Haben Sie denn nicht das große Wetterleuchten gesehen, mein Pathe?“

„Du hast Furcht vor dem Donnerkeil, meine arme Johanna?“

„Oh, nein! mein Pathe; ich thu's, um ein Unglück von Andern abzuwenden.“

„Du sprichst wenig, Johanna; aber Du sprichst gut.“

„Oh nein! mein Pathe, ich kann nicht gut sprechen.“

„Alles, was Du sagst, verräth doch ein gutes Herz.“

„Ich kann kein schlechtes Herz haben, weil meine arme Mutter ein so gutes hatte. Aber mit dem gut Sprechen da hat sich's: ich habe niemals gelernt.“

„Du warst nie in der Schule?“

„Nein, mein Pathe, ich hatte keine Zeit.“

„Aber Du kannst lesen?“

„Oh nein, mein Pathe! das kann ich nicht.“

„Und es thut Dir nicht leid, daß Du es nicht kannst?“

„Es würde mir Nichts nützen. Ich bin beim Vieh auferzogen. Das ist mein Geschäft. Damit war meine Mutter zufrieden.“

„Jetzt aber, wo das nicht mehr nothwendig ist, möchtest Du nicht anders leben?“

„Nein, mein Pathe.“

„Nein? Aber Deine Tante ersetzt Dir doch Deine Mutter nicht!“

„Wahr, mein Pathe. Aber sie ist halt doch meine Tante. Es thäte ihr weh, so allein leben zu müssen.“

„Aber da Du auf dem Felde lebst, sieht sie Dich ja nicht?“

„Man sieht sich immer ein wenig am Abend. Man ißt mit einander.“

„Und jeden Abend wird sie Dich behandeln, wie vorhin.“

„Ich bin es gewohnt, mein Pathe, und erzürne mich nicht über sie.“

„Aber wenn sie schlimme Absichten mit Dir hätte, Hanne?“

„Wie, sagen Sie, mein Pathe?“

„Ich sage Dir, Deine Tante ist ein böses Weib....

„Oh! da irren Sie sich, meine Pathe! sie ist ein bischen hitzig, weiter Nichts.“

„Es liegt Dir also viel daran, bei ihr zu bleiben?“

„Weil es so sein muß, mein Pathe!“

„Und wenn sie Dich aus dem Hause jagte?“

„Das Haus gehört mir; auch würde sie das niemals thun."

„Wenn sie nicht mehr mit Dir zusammen wohnen wollte?"

„Ich könnte sie nicht zu bleiben zwingen; aber warum sollte sie gehen wollen? ich lege ihr nie Etwas in den Weg."

„Es könnten Fälle eintreten, wo es Deine Pflicht wäre, Dich ihr zu widersetzen. Wenn sie zum Beispiel von Dir verlangte, Du sollest etwas Schlechtes begehen?"

„Sie würde das niemals verlangen, mein Pathe."

„Bist du dessen so gewiß?"

„Oh ja, mein Pathe!"

„Gut denn!" sagte Wilhelm, etwas beunruhigt über Johanna's Unbefangenheit; und da er sich nicht entscheiden konnte, ob er ihre vollkommene Reinheit bewundern, oder ihre Tugend bezweifeln sollte, so stand er auf und machte einige Schritte in der Grotte, aufgeregt von einer Art innerm Mißvergnügen, darob er erröthete.

„Im Ganzen genommen," begann er von Neuem, „mußt Du die Absicht haben, Dich bald zu verheiraten?"

„Nein, mein Pathe," antwortete sie ohne Zaudern und Verlegenheit.

„Geschehen wird es doch, ob früher, ob später, thut Nichts zur Sache; und dann hast Du von Deiner Tante Nichts mehr zu besorgen."

„Nimmermehr, mein Pathe!" widerholte Johanna mit dem Tone ruhiger Entschiedenheit.

„Nimmermehr?" fragte Wilhelm erstaunt, „das ist ein Mädchenschwur, aber Du solltest ihn nicht thun, Johanna?" fügte er lächelnd bei.

„Mein Eid darauf ist gethan," antwortete Johanna.

„Sonderbar! Du scherzest wohl, Johanna?"

„Oh! mein Pathe!“ entgegnete sie mit kläglicher und wahrhaftiger Stimme, „das ist kein Tag dazu!“

„Verzeih' mir, theure Johanna, daß ich an Deinem Worte zweifle .... aber es ist so seltsam! .... und wenn ich Dich fragte, warum? hättest Du nicht Vertrauen genug zu mir, der ich Dein Milchbruder und Sohn Deiner Taufpathin bin, daß Du mir den Beweggrund zu einem solchen Entschlusse mittheiltest?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Pathe; es ist mir verboten.“

„Verboten?“

„Ja, mein Pathe; verzeihen Sie mir, wenn ich nicht recht antworte.“

Wilhelm wußte nicht, daß verboten in jener Provinzialsprache unmöglich bedeutet, und dieses Quidproquo, das Johanna nicht erklären konnte, brachte ihn wieder auf den bereits gefaßten Argwohn zurück. Warum sollte sie auch, dachte er, bei so viel Güte und so wenig Umsicht den Marsillat nicht lieben? Er ist jung, unternehmend, und von hübschem Aussehen; er weiß sich solchen Mädchen begreiflich zu machen; vielleicht hat er es der armen Johanna bereits angethan, wie der Claudie.

Diese Betrachtung erregte in dem jungen Baron sehr quälende Gefühle, und sein Roman ging zu seinem großen Herzeleid in Rauch auf.

Um sich von einer gewissen Zerknirschung darüber, daß er seiner Phantasie auf so prosaischem Grund und Boden so geschwind den Zügel hatte schießen lassen, zu erholen, suchte er seine romantische Vorstellung von Johanna zu vergessen, und in wenigen Augenblicken vergaß er Johanna selbst, so sehr, daß er nicht einmal ihre Thränen, welche sie unaufhörlich vergoß, mehr beachtete.

„Was ist denn das für eine Grotte?“ sagte er ganz laut, jetzt erst überrascht von dem Anblick dieser unterirdischen Behausung.

Johanna, die ihm aus töchterlicher Pflicht, mitten unter ihren Zähren, eine Antwort schuldig zu sein glaubte, antwortete:

„Es ist das Faden-Loch, mein Pathe.“

„Die Faden! willst Du nicht Feien sagen?“

„Ich kenne die Feien nicht, mein Pathe.“

„Aber wer sind denn das, die Faden?“

„Das sind Frauen, die man nicht sieht, die aber Gutes oder Böses thun.“

„Glaubst Du daran, Johanna?“

„Bei Gott, ja, mein Pathe, ich muß wohl daran glauben!“

„Du hast sie aber nicht gesehen, weil man sie ja nicht sieht?“

„Ich habe den lieben Herrgott auch nicht gesehen, mein Pathe, und doch glaube ich an ihn. Zudem glaubte meine Mutter daran, und ich glaube, was sie mir gesagt hat.“

„Und haben sie Dir Gutes oder Böses gethan, diese Faden?“

„Sie haben mir niemals Böses gethan, mein Pathe!“

„Und eben so wenig Gutes?“

Johanna antwortete nicht. Wilhelms Neugierde war außerordentlich gespannt; aber er achtete es für grausam, sie an einem solchen Tage zu Antworten zu zwingen, die sie wider Willen gab.

„Es regnet weniger,“ sagte er zu ihr, „ich werde jetzt meinen Weg allein finden können; willst Du noch länger warten, Johanna, so geniere Dich nicht wegen meiner, ich bitte Dich.“

„Oh! mein Pathe, Sie kämen vielleicht in das Moor. Ich führe Sie wohl: ich bin nicht müde.“

Sie stand auf und Wilhelm bemerkte, daß sie Etwas in die Felsenspalte legte.

„Was legst Du da hin:“ fragte er sie, neugierig

gemacht durch die abergläubischen Gebräuche des Landstrichs.

„Es ist ein wenig Hirtin-Thimian, den ich pflückte, ehe ich hereintrat,“ antwortete sie.

„Wem hinterlässest Du diese Gabe, Johanna, den Faden?“

„Das ist der Brauch bei Mädchen, mein Pathe.“

„Und die Buben, was bringen die?“

„Ein Steinchen, mein Pathe. Ich will Eines für Sie hinlegen.“

„Sonst wären die Faden unzufrieden mit mir und spielten mir irgend einen Streich, nicht wahr?“

„Das könnte wohl sein, mein Pathe. Es kostet ja auch nicht viel, ein Steinchen zu legen.“

„Dir zu Gefallen werde ich zwei legen.“

Als er jedoch die Grotte verließ, verfiel Wilhelm wieder auf böse Gedanken und dachte sich, diese Quendelblüthe könnte vielleicht ein Zeichen sein, ein Versprechen zu einem Stelldichein, das Johanna für den Gegenstand ihrer geheimnißvollen Liebe hier hinterlasse.

Den Rest ihres Weges machten sie in der Stille. Der Wind, welcher das erste Gewölke verjagt hatte und immer wieder neues daherführte, machte ihr Gehen schwierig und jede Unterhaltung unmöglich. Als sie den dritten Trümmerkreis, der das erhabene Amphitheater von Toull bildet, erreicht hatten, nahm Johanna von ihrem Pathen, den sie zuvor über seine Herberge befragt, in folgenden Worten Abschied:

„Und nun, mein Pathe, viel Dank für Ihre Güte! bleiben Sie gesund; und Nichts für ungut! (das Landvolk in Frankreich, wie auch in Deutschland fürchtet immer irgend einen Unschick begangen, irgend eine Artigkeit unterlassen zu haben, wenn es von einem Vornehmern Abschied nimmt, weßhalb es gewöhnlich mit dieser Formel seine Unterredung schließt).

„Warte, gute Johanna,“ sagte der junge Baron, „Du hast einige Ausgaben zu machen und wärest viel-

leicht in Verlegenheit, Credit zu finden. Hier die Kosten für das Mahl, das Du morgen geben mußt!“

„Oh! dank vielmal, mein Pathe. Behalten Sie's! Sie sind vielleicht nicht überflüssig versehen auf Ihrer Reise, und ich brauch's nicht. Jedermann kennt mich hier und man wird mir wohl borgen.“

„Johanna, Du bist nicht reich und ich bin es ein wenig; ich habe gewiß das Recht, die Begräbnißkosten meiner armen Amme zu bezahlen.“

„Wie Sie befehlen, mein Pathe,“ antwortete Johanna aus Furcht, durch fernere Weigerung unhöflich zu werden; „aber das ist zu viel.“

„Du sollst den Rest behalten, Johanna!“

„Nicht doch, mein Pathe! das da ist Gold, und ich will keines. Gold, glaubt man bei uns, bringt Unglück.“

„Wirklich? Wohlan, hier ist Silber.“

„Mit Dank, mein Pathe! Ich weiß nicht, wie viel das macht, was Sie mir jetzt geben. Aber wenn ich eingekauft habe, was meine Tante mir auftrug, bringe ich Ihnen den Ueberschuß. Sie gehen doch nicht gleich aus dem Lande?“

„Nicht so gleich und es freut mich sehr, Dich wieder zu sehen, aber zurücknehmen werde ich Nichts mehr. Auf Wiedersehen, Johanna!“

„Auf Wiedersehen, mein Pathchen!“ und Johanna entfernte sich, immerfort weinend.

Seltsames Geschöpf, dachte Wilhelm, ihr nachsehend, wie sie in eine der Hütten von Toull eintrat; sie hat ihre ganze Geistesgegenwart, sie scheint in Alles ergeben, und doch wieder zu gleicher Zeit untröstlich.

Wilhelm wußte nicht, daß die empfindsame Bäuerin, und solche sind nicht selten, so geartet ist. Die Gewohnheit zu arbeiten und die Unmöglichkeit, die eigenen Pflichten auf Andere abzuladen, verhindern sie, sich den Aeußerungen ihres Schmerzes vollkommen hinzugeben:

aber dieser geduldige und einfache Schmerz wurzelt in ihrem Herzen vielleicht tiefer, als in jedem andern.

Wilhelm suchte die Barake der Mutter Grethe wieder auf, als ihm der Pfarrer des Ortes entgegen kam mit Entschuldigungen, ihn nicht gleich bei seiner Ankunft empfangen gekonnt zu haben, und führte ihn in die priesterliche Wohnung, wohin Sport schon gebracht worden war, obgleich er den Namen des Reisenden noch nicht kannte, dem dieses stolze Thier gehörte. Wilhelm beeilte sich, ihm seinen Namen und den Grund seines Ausflugs nach Epinelle mitzutheilen, da er das artige Entgegenkommen seines Wirthes nicht durch ein unhöfliches Incognito mißbrauchen zu dürfen glaubte.

Wenn man in einem Thebaïs einem Priester begegnet, so darf man, ist er jung, mit Sicherheit auf einen intelligenten Ketzer schließen, der in die Ungnade des Ordinarius fiel; ist er alt, auf einen Atheisten von anstößigen Sitten, der eine Strafe ersteht. In beiden Fällen kommt noch die weitere Voraussetzung hinzu, daß er zu unpraktisch sei, um in der Welt für das Interesse der Geistlichkeit zu intriguiren. Bei dem Mann, mit dem Wilhelm unter vier Augen war, traf übrigens Nichts von alle dem zu. Es war eine ausgezeichnete Natur und ein ziemlich gebildeter Geist; aber zum Intriguanten war er von Natur verdorben, und man vergaß ihn in seinem Pathmos, ohne daß er daran dachte, die Versetzung in ein gesunderes Klima an einen minder wilden Aufenthalt zu verlangen.

Es war gegen vier Uhr und der von Mattigkeit und Hunger entkräftete Wilhelm fand, daß nie bei Jemand die Gastfreundlichkeit besser angebracht war, als eben jetzt bei ihm. Trotz seiner gewöhnlichen Artigkeit schier taub gegen die Zusprüche des Pfarrers fand er sich nur erst, nach dem er mit dem Heißhunger eines Zwanzigjährigen das Vorgesetzte verschlungen

hatte, im Stande, demselben Gehör zu schenken und zu antworten.

„Ihre Gegend ist in der That sehr interessant, Herr Pfarrer,“ sagte er nun beim Nachtisch, „und ich bedaure sehr, daß ich nicht das geübte Auge eines Alterthümlers besitze, um in jedem Kiesel, der mir aufstößt, die Spur einer gallischen oder römischen Wohnung, einen Druiden-Altar, eine Bildsäule von Huan-Baas, dem gallischen Mars, ein berühmtes Grab, kurz alles das zu finden, was die Gelehrten bemerken und konstatiren an einer zwei bis drei Jahrtausend alten Steinflechte und formlosen Felsblöcken, die mir ganz und gar Nichts zu bedeuten scheinen.“

„Herr Baron,“ erwiderte der Pfarrer, ein wenig geärgert, „Sie sind, wie ich sehe, auf treuem Glauben des sehr gelehrten Herrn Banuillon gekommen, um alle unsere Wunder anzustaunen, und finden sich nun ein wenig außer Fassung gebracht, daß Sie nicht so geläufig, wie er, die celtischen Hieroglyphen entziffern können. Uebrigens haben Sie an dem Wohnort Ihrer armen Amme Schwebe-Steine gefunden, die eben so interessant sind, als die Jo-mathr *). Unter jenen befindet sich einer, dessen Gleichgewicht noch mehr bewundert zu werden verdient, als das des großen Pilzes auf dem Berge Barlot. Er schwebt so künstlich, daß der geringste Wind ihn bewegt; und es bedarf nur eines mäßig starken Luftzugs, so gibt er, zitternd und auf seiner Achse schrillend, einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen Ton von sich, der mir die geheimnißvolle Stimme des Memnon-Bildes bei Sonnenaufgang, das heißt bei dem ersten Morgenwinde, hinlänglich erklären könnte. Der Stein von d'Ey-nell ist weit harmonischer, denn sein Sang

*) Wir haben dieses Fremdwort mit Grauen-Steine übersetzt weil uns der Doppelsinn, den unser Ausdruck in sich schließt, sowohl der Anschauung als auch dem Eindruck jener Steingruppe zu entsprechen schien. Anmerk. d. Uebers.

hört fast nie auf, und unsere armen Bauern behaupten, es sei ein Geist darin verschlossen, der, weinend über die Gegenwart, die Vergangenheit erzähle und die Zukunft weissage. Bemerken Sie, Herr, diesen Namen Epinelle, den man korrupter Weise diesen Steinen gibt, genau, er stammt von Ep=nell, gallischen Worten, welche bedeuten: ohne Haupt, während Jomathr Etwas, wie abhauen, verstümmeln, das Opfer auf dem Sühnungssteine bluten und leiden lassen bezeichnet. Man könnte es heilige Marter heißen. Bemerken Sie noch weiter, daß die Jo=mathr, worauf man Menschenopfer brachte, was sich aus den Becken zum Auffangen und den Rinnen zum Abfließen des Blutes leicht nachweisen läßt, während die Ep=Nell nur Becken und keine Rinnen haben (was darauf hindeutet, daß letztere Steine nur die Bestimmung unblutiger Reinigungsopfer hatten) — bemerken Sie, sage ich, daß die erstern auf einem hohen Berge gegen Norden hin stehen und die letztern in einem düstern Thale, neben einem Fluß und nach Süden gekehrt....

„Was schließen Sie daraus, Herr Pfarrer?“

„Daß in dieser wichtigen und volkreichen Stadt Toull, wichtig ohne Widerspruch, Herr Baron, nicht allein wegen der ungeheuren Bauten, deren Trümmer man auf diesem Berge und allen umliegenden Hügeln so wie in den Thälern findet, sondern auch wegen ihrer Lage auf der äußersten Gränze des alten Berry und Combraille, der Biturrigen und Lemonicen, was bewiese, daß Toull, Tullnen, Tueicuen, oder Tanicum gewiß das Gergovia, Gergobina Bojornes, jene furchtbare, mit dem Gergovia der Arverner wetteifernde Stadt war, deren Spuren man unter diesem Gattungsnamen vergeblich gesucht hat....“

„Wir sind da weit von den Druiden=Steinen abgekommen, Herr Pfarrer.“

„Ich bin gleich wieder dabei, Herr Baron. Eine Stadt, wie Toull, mußte nothwendig zwei Culte haben,

und hatte sie. Es gab da einen offiziellen und herrschenden Cultus auf dem Berge Barlot, und einen, so zu sagen protestantischen, geduldeten oder verfolgten, im Thalgrunde von Ep=nell. Der freie Cultus, die Ketzerei, wenn man sich so ausdrücken darf, rühmte sich, ohne Haupt zu sein .... Während die offizielle Kirche (ich thue Unrecht, einen so ehrwürdigen Namen auf diese gottlosen Ketzereien anzuwenden), ich sollte sagen der Tempel, wo die Druiden despotisch herrschten, auf den Jo=mathr=Steinen war. Vielleicht auch, daß dieser abscheuliche Cultus außer Uebung fiel, und ein Versuch von reinerer Religion zu Ep=nell aufkam; oder vielleicht, daß vor dem Eindringen der kimbrischen Celten unsere Ureltern, die Gallier, ihre Altäre nicht mit Blut bespritzten, und dieser friedliche Tempel von Ep=nell ein Rest der verfolgten Religion war .... Was denken Sie davon, Herr Baron? Scheint Ihnen das nicht klar, wie der Tag?"

"Es sieht ein wenig aus, wie der düstere und umflorte Tag, den das Gewitter uns in diesem Augenblicke gibt, Herr Pfarrer; jedenfalls aber sind Ihre Forschungen und Annahmen äußerst scharfsinnig und eben so poetisch als antiquarisch."

"Warten Sie, Herr Baron! da Sie von Poesie reden, so habe ich authentischere Beweise: die Tradition des Landes. Es gibt hier zwei Arten von Zauberei: eine böse, die ihren Ursprung und ihre Anwendung auf die Jo=mathr=Steine zurückführt. Alle Hühner- und Gemüse=Diebe, alle Hexen, welche den Mädchen schlechten Rath ertheilen oder aus Rache die Heerde des Nachbarn vergiften — Exemplum die Groß=Gothe, die sie heute gesehen haben — machen ihre Beschwörungen auf dem Barlot. Die weisen Frauen dagegen, wie man sie hier nennt, welche die Kranken heilen, welche die Geißeln des Landmanns, Hagel, Wasserscheu, Brand, Seuche u.s.w. wegbeten, diese guten, obwohl in Irrthümern befangenen Frauen sind ihrem

Zwecke nach fromm und ganz unschädlich. Nur kann man ihnen den eigensinnigen Aberglauben in Betreff ihrer Ep-nell-Steine und ihres auf derselben Seite befindlichen Fadenlochs nicht aus dem Kopfe bringen. So war die arme Tula, eigentlich Tulla, denn ihr Name ist rein gallischen Ursprungs, und vermöge desselben stammt Ihre verstorbene Amme vielleicht von der Göttin oder vielmehr von der Druidin Tulla, oder Turika, deren Tempel Sie an seinem Bauplatze und den doppelringigen Grundmauern auf unserm Berge erkennen konnten."

„Ich bewundere Sie, Herr Pfarrer! Sie haben für Alles Etymologien und Abstammungen. Sie entzünden meine Neugier, und ich werde von Ihnen die Erklärung eines Zweigesprächs verlangen, das ich diesen Morgen anhörte und das mir die Mährchen wieder ins Gedächtniß brachte, womit mich einst meine arme Amme einwiegte."

Nachdem Wilhelm, soviel er von der Unterredung zwischen Leonhard und der Mutter Grethe auf dem Kirchhof vernommen, berichtet hatte, gab der Pfarrer, welcher vielleicht fürchtete, sich in seinen vorangehenden Erörterungen nicht als guter Katholik gezeigt zu haben, und der im besten Glauben von der Welt gegen seinen Hang zur Wissenschaft, Poesie und Literatur ankämpfte, mit einem Seufzer zur Antwort:

"Das sind traurige Dinge, ich gestehe es, Herr Baron . . . aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich in den vier Jahren, seit ich diesen armen Weiler bewohne, nur ganz schwache Anläufe gegen die Geißel des Aberglaubens nehmen konnte. Dieser Ort hier hat das fürnehmste Privilegium auf Götzendienerei; und da ich mich aus Verzweiflung und um mich zu zerstreuen, ein wenig zum Studium der Quellen alter gallischen Sagen herbeiließ, so begegnet es mir bisweilen, daß ich am Anhören und Erörtern derselben mehr Vergnügen finde, als ich sollte. Ich versichere

Sie, Herr Baron, daß es hier für einen Geschichtsforscher und selbst für einen Dichter gar merkwürdige Dinge zu erheben gäbe, und hätten wir einen Walter Scott . . . Aber Sie werden mir einwerfen," fügte er, sich unterbrechend und plötzlich von jenem Argwohn ergriffen, der bei einem Priester noch charakteristischer ist, als bei einem Bauern, hinzu, "daß es nicht Sache eines Pfarrers ist, Romane zu lesen und zu wünschen, daß man die Zahl solcher verderblichen Bücher vermehre."

"Verderblich, Herr Pfarrer?" rief Wilhelm aus: "das sind die Walter Scott'schen nicht; es ist ein Unterschied unter den Romanen."

"Zum Mindesten ist es eine frivole Lektüre für einen Mann der Kirche," erwiderte der Pfarrer von Toull, indem er auf das rosige und offene Gesicht seines jungen Tischgenossen einen prüfenden Blick warf.

"Sie machen sich zu viel Skrupel wegen einer unschuldigen Erholung," antwortete Wilhelm, "und an ihrer Stelle würde ich nicht blos Romane lesen, ich würde welche verfassen."

"Gut gesagt," sagte der Pfarrer, "an Stoff wenigstens fehlte es nicht. Es gibt hier so viele Erinnerungen, welche im Geiste der Bauern, Dank der poetischen Auslegungsweise, der geschichtlichen Ueberlieferung angehören! Was Sie auf dem Kirchhofe gehört haben, muß Ihnen schon eine Idee davon beibringen."

"Die Leute glauben also ernstlich an diesen verborgenen Schatz?"

"So ganz und gar, mein Herr, daß Sie zufrieden sein dürfen, durch das Erbrecht Ländereien in unserer Umgegend zu besitzen. Denn schwerlich würden Sie welche zu kaufen finden. Man fürchtete, Ihnen den Schatz damit abzutreten."

"Ich habe also Güter in der Nähe," dachte Wilhelm, der es nicht wußte, oder sich dessen nicht erin-

nerte, so wenig Werth haben diese unangebauten und dürren Räume.

„Und selbst, mein Herr,“ fuhr der Landpfarrer fort, „wenn Sie großmüthigerweise Kapitalien hieher brächten, um dieselben in der Verbesserung der Güter, folglich des Looses der sie bebauenden Bauern aufgehen zu lassen, so würden Sie vielleicht von Einigen mit sehr bösem Auge betrachtet werden. Man wäre der Ueberzeugung, daß Sie den Boden stürzen lassen, um die Goldstücke, welche die Wurzel der Pflanzen brennen, und ohne Zweifel die massiv goldenen und silbernen Wagen, die funkelnden Helme und die Diamantgürtel Ihrer Vorvordern, der an diesem Orte von den Römern und später von den Barbaren überwältigten und hingeschlachteten Häuptlinge der Gallier, hervorzureißen. Diese Sage hat (gleich allen Sagen) ihren geschichtlichen Wahrheitsgrund. Beim Tod eines gallischen oder celtischen Häuptlings, gab man ihm, wie Sie wissen, nach Hinopferung seiner Sklaven, treuen Diener und Pferde auf seinen Scheiterhaufen, einen Hügel zum Grabmal, und scharrte mit allen diesen Leichnamen Gold- und Silberstangen, Waffen von hohem Werthe, kurz, bedeutende Reichthümer ein. Man hat in unserer Gegend goldene Ketten in den Urnen der Grabhügel oder tumuli gefunden. Doch ich langweile Sie, Herr Baron?“

„Im Gegentheil, Sie interessiren mich, Herr Pfarrer; aber diese tumuli waren römische Monumente?“

„Oder gallisch-römische, und fände man welche aus einer noch frühern Zeit, so würde man anstatt einfachen Geschmuckes Gegenstände finden.“

„Ei! Herr Pfarrer, gestehen Sie nur, Sie glauben auch ein wenig an den Schatz.“

„Ich könnte daran glauben,“ sagte der Pfarrer lächelnd, „ohne die Begierde, mir denselben anzueignen, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß er sich auf Ihrem Grund und Boden finde, und nicht in mei-

nem Garten, wo ich, jedoch ohne Nachgraben, beim Pflanzen meines Salats ziemlich schöne römische Münzen gefunden habe, womit ich Ihnen aufwarten will."

„Ich will Sie derselben nicht berauben," entgegnete der junge Baron, „aber sehen möchte ich sie gerne."

Der Pfarrer öffnete die Lade seines alten Eichentisches und zog unter schlechtem Eisenwerk, rostigen Schlüsseln, krummen Nägeln und andern werthlosen Resten, deren Sammlung die der Armuth angewohnte Sparsamkeit verrieth, mehrere Medaillen von Antoninus Pius, Gallianus, von Agrippina und Philippus arabs hervor, die sich besonders gut erhalten und vielfältig in unsern Central-Provinzen finden.

Derweil unsere zwei Alterthümler diese Münzen neugierig betrachteten, war der Sturm von Neuem losgebrochen. Der einzige Baum der Riesenstadt Toull bog sich und schrillte unter der Gewalt des Windes und der Hagel schlug an die Ziegel der Pfarrwohnung. Klagende Glockentöne mischten sich unter das Sturmgebrülle.

„Wenn Sie die Wirkungen des Blitzes fürchten," sagte Wilhelm, „so scheint mir, Sie sollten den Meister Glöckner sich nicht so anstrengen lassen."

„Widerstand wäre unmöglich," antwortete der Pfarrer, „und doch ist Leonhard noch einer der Vernünftigsten, aber wenn er nicht an die Faden glaubt, so glaubt er an seine Glocken. Das ganze Dorf glaubt daran, und wollte ich sie schweigen lassen, so riskirte ich, gesteinigt zu werden."

„Sie sind also doch sehr gläubig, Ihre Beichtkinder?"

„Nur allzu gläubig in einem gewissen Sinne, denn sie glauben Alles, Wahrheit und Lüge, Götzendienerei wie die Religion, und den Druidismus wie den Polytheismus. Die guten und bösen Geister haben einen gemischten Einfluß auf die ganze Existenz

derselben. Die Faden (Vates) spielen hier eine große Rolle, und das Touller-Land ist mit Löchern und Höhlen von Menschenhand, den wilden Wohnungen unserer Urväter, oder dem Orakeldienst der gallischen Prophetinnen geweihten Grotten ganz durchfurcht. Nun denn! alle diese für den Alterthumsforscher sehr interessanten Felsenöffnungen stehen in hoher Verehrung bei dem Bauer, in welche er sich unsichtbare Wesen hineindenkt, deren Gunst er dadurch zu erwerben sucht, daß er in ihr Allerheiligstes irgend einen Tribut, ein Blatt, eine Moosblume, sei's was es sei, wenn's nur ein Beweis von Erinnerung und Hochachtung ist, hineinlegt."

„Ich habe meine Milchschwester Johanna diesen Brauch erfüllen sehen," rief Wilhelm aus, der lange schon an dieses Mädchen dachte, ohne Gelegenheit zu finden, wie er mitten unter die Gelehrsamkeit des Landgeistlichen eine auf dasselbe bezügliche Frage hineinwerfen sollte. „Sagen Sie mir, Herr Pfarrer, ist Johanna, als Tochter und Nichte von Zauberinnen, nicht selbst auch ein wenig Zauberin? ... Doch wie? wird Ihnen unwohl?" setzte Wilhelm bei, als er den jungen Pfarrer unwillkürlich erröthen und erblassen sah.

„Dieser Donnerschlag hat mir das Blut ein wenig durch einander gejagt. Macht er Ihnen Nichts, Herr Baron? . . . Johanna ist ein ehrbares und gutes Geschöpf, das kann ich Ihnen versichern. Sie ist der größten Theilnahme würdig."

„Gerade das scheint mir auch," antwortete Wilhelm, „und es freut mich, mit Ihnen offen sprechen zu können, Herr Pfarrer; denn ich habe Pflichten, allzu lang vergessene Pflichten gegen sie zu erfüllen, und ich wünschte von Ihnen zu wissen . . . hier unter uns und im Vertrauen, ob Sie es nicht für meine erste Pflicht halten, daß ich dieselbe bei meiner Mutter unterbringend gewissen Gefahren entziehe . . ."

Der Pfarrer gerieth in Verwirrung, schwankte

wieder und sagte mit bewegter Stimme: „Ich begreife nicht, mein Herr, welche Gefahren . . . “

„Die jungen Stadtherren, angelockt von einer so bemerkenswerthen Schönheit, könnten sie nicht, jetzt, da Johanna in den Händen einer gewissenlosen Person ist, Absichten hegen . . .?“

„Sie erleichtern mein Herz, Herr Baron,“ antwortete der Pfarrer, wie neubelebt durch diese Eröffnung: „ich fürchtete vorschnell abzuurtheilen, aber da Ihnen in dieser Beziehung dieselben Befürchtungen gekommen sind, wie mir, so will ich Ihnen anvertrauen, daß seit Kurzem . . . doch ich möchte Niemand nennen . . . “

„Ich werde das thun,“ fiel Wilhelm ein, aber er hatte dazu nicht mehr Zeit und ließ den Namen auf seinen Lippen ersterben, als er Den, der ihn trug, Leo Marsillat, plötzlich die Thüre öffnen und ohne Umstände an das im Kamine flackernde Feuer treten sah, um seine vom Regen durchnäßten Kleider zu trocknen.

Sechstes Kapitel.

Das Feuer des Himmels.

„Gruß der Perle aller Pfarrer!“ sprach Leo Marsillat, die Hand des Landgeistlichen vertraulich schüttelnd. „Da bin ich schon wieder, mein theurer Wilhelm! Pfarrer, Sie werden mir die Gastfreundschaft am Kaminfeuer und ein Glas Wein nicht verweigern, denn ich bin ganz zusammengefroren. Was dieser Teufels-Sturm doch plötzlich die Temperatur verändert hat!“

„Ich glaubte Sie schon lange auf der Straße nach Boussac,“ sagte der junge Baron.

„Es erbarmte mich, die Dulcinea, die ich hinten-

auf hatte, im Koth waten zu lassen, und als wahrer Don Quixote setzte ich sie erst in Toboso's Schooße ab. Mein Pferd, das diesen schweren Weg mit zwei Personen auf dem Leibe machte, konnte nicht schnell weiter gehen. Gott's Blitz! was die Gallier sich auf das Straßenpflastern schlecht verstanden! Da es aber dem Donner und Hagel gefällt, ihren Kravall auf's Neue anzufangen, so fühle ich keinen Beruf, mich demselben ohne Noth auszusetzen. Die Gesellschaft, in der ich auf gut Wetter warten werde, ist zu gut, um mir nicht jede Ungeduld zu benehmen."

„Herr Leo," sagte der Pfarrer, welcher seiner Haushälterin gerufen hatte, daß sie das Feuer frisch anschüre und den Weinhumpen fülle, „Sie haben immer eine Reisegefährtin im Triumphe auf dem Wege umherzuführen. Wissen Sie, daß das unsern jungen Mädchen nicht den besten Leumund macht?"

„Und Sie hören auf die bösen Zungen? Sie, ein Kleinod, ein Muster von einem Pfarrer? Sie geben mir ein Aergerniß! Sie tadeln mich, daß ich menschlich, daß ich christlich liebevoll bin? Das ist schauerlich von Ihnen, Abbé!"

„Das sind so seine gewöhnlichen Antworten!" sagte der Pfarrer, ein Mann von außerordentlichem Wohlwollen, dem es im Grunde nicht unangenehm war, einen unterrichteten Mann, dem er seine wissenschaftlichen Schlüsse mittheilen konnte, öfters zu sehen, und der Leo Marsillat liebte, wenn auch nicht besonders hochachtete . . . „Will man ihn auszanken, so hält er einem eine Standrede!"

„Ist predigen denn nicht unser beiderseitiges Metier? Ein Pfarrer auf seiner Kanzel, ein Advokat auf seiner Tribüne — ich möchte die Hand nicht darum umkehren!"

„Nicht doch," sagte der Pfarrer, „nein! das ist zweierlei."

„Wohlan denn! zwei Wortsverschwender, zwei

Krittler . . . ach, mein kleiner Pfarrer, was Ihr schöner Wein Einem lieblich die Kehle kratzt. Ich glaube Bürsten zu schlucken; woher beziehen Sie diesen Göttertrank?"

„Von Saint-Marcel. Wollen Sie von Argenton?"

„Sie werden mir wieder sagen, daß das zweierlei ist, nicht wahr? aber ich beklage mich nicht über diesen Schiller, er ist vortrefflich. Aber wie? Wilhelm, was haben Sie denn? Sie trinken's mir nicht zu? Und Sie Pfarrer? So helfen Sie mir doch, oder ich kehre mein Glas um . . . ich habe Ihnen ja eine so schöne Entdeckung anzuvertrauen."

„Eine archäologische."

„Nein, geologische! Wissen Sie, was mir Claudie unterwegs erzählt hat: Sie sollen erfahren, daß es zu Etwas gut ist, die Mädchen mit sich reiten zu lassen. Man bildet sich Geist und Herz. Wenn Sie mir glauben wollten, so bestiegen Sie nie Ihre Graue, ohne eine kleine Brünette als Mantelsack hintenauf zu haben, daß sie Ihnen Legenden erzähle."

„Sie sind unerschöpflich in schlechten Witzen!"

„Haben Sie die Blonden lieber? so nehmen Sie Blonde."

Abermals gerieth der Pfarrer in Verwirrung, aber dießmal bemerkte es der nach dem Kamin gewendete Wilhelm nicht und Marsillat schien es nicht zu bemerken.

„Nun denn, geben Sie Ihre Geschichte preis," begann der Pfarrer von Neuem, um sich zu fassen. „Gewiß eine Alfanzerei."

„Aufgepaßt! Sie kennen ja wohl den Felsen von Baume, auf welchem man den Tritt eines menschlichen Fußes sieht?"

„Das ist der Fuß von St. Martial, der in Person gekommen ist, den Götzendienst zu zerstören, und

das Christenthum zu Toull-Heiligkreuz zu predigen im Jahr des Herrn . . . "

"Warum nicht gar St. Martial und unser Herr! Stellen Sie sich doch, als glaubten Sie daran! Ich sage Ihnen, ich, daß es die Groß-Fade ist, die Königin der Feien, welche erzürnt über die euerm Heiligen erwiesenen Ehren vor Grimm mit dem Fuß gestampft und die warme Quelle, welche hier sprudelte, versiegen gehen und zu Evaux hervorspringen ließ."

"Gu! ich kenne diese Mythe; ist das Ihre ganze Entdeckung?"

"O Pfarrer ohne Tiefsinn! . . . und Sie schließen Nichts?"

"Ich schließe, daß Ihnen Claudie die Fadheiten ihrer Großmutter wiederkäut."

"Wohlan! ich aber schließe, daß, wenn Ihr System wahr würde, wenn die mündliche Sage, die in den Büchern vergessene, und in den Volks-Symbolen aufbewahrte Geschichte ist, es zu Bord Saint-Georges und zu Toull warme Quellen gab."

"Und was wäre daraus geworden?"

„Schöne Frage. Wahrlich, Pfarrer, Sie kommen herunter! Bei der Zerstörung Ihrer gallischen Stadt, einer heftigen und plötzlichen Katastrophe, wurden die warmen Bäder, welche zur Zeit der römischen Herrschaft sicherlich auf der Rückseite des Berges errichtet waren, verschüttet, zertreten, und die Quelle verschwand unter Erdschutt und Trümmerhaufen."

„Warum sagen Sie, auf der Rückseite des Berges?" fragte der Pfarrer, welcher jetzt aufmerksam zu horchen begann.

„Und was wollen Sie denn mit dem Moore anfangen? was ist das Moor? daran haben Sie nie gedacht! Dieses Moor, das mitten im Winter wie ein siedender Kessel dampft? dieses unergründliche Moor? dieses Moor, das kein Regenwasserbehälter sein kann, weil es an einem dürren Abhang liegt und

zum Abfluß ganz geeignet wäre? dieses Moor endlich, das vielleicht wärmere, wirksamere, reichlichere Mineralquellen enthält, als die zu Evaux, drei Stunden von hier? Und Sie suchen den Schatz unter den Steinen? im Wasser muß man ihn suchen. Hier läge der wahre Schatz, der schnelle Reichthum der Landschaft! Ich wette, Sie haben nie daran gedacht, in diesem Moore einen Spaten ansetzen zu lassen!»

«Niemals, und doch behaupten die Bauern unaufhörlich, daß Etwas darunter stecke!»

«Und nie haben Sie daran gedacht, einen Wärmemesser hineinzustecken, um zu erfahren, ob dieses auf der Oberfläche laue Becken sechs Fuß tiefer nicht brennend heiß ist?»

«Oh, ich möchte gerne ein Thermometer haben,» rief der Pfarrer aus, indem er aufstand: «ich muß mir eins verschaffen! Ist es sehr theuer, Herr Leo?»

«Ich habe ein vortreffliches zu Hause; morgen bring' ich es Ihnen.»

«Morgen, gewiß?»

«Und wir machen das Experiment zusammen.»

«Morgen! morgen! es ist doch kein Spaß?»

«Eingeschlagen!» rief Leo, dem Pfarrer die Hand hinstreckend.

Der Pfarrer gab ihm einen tüchtigen Klatsch in die Hand, mit der Freude und dem Vertrauen eines Kindes.

Oh, meine arme Johanna! dachte Wilhelm, als er dieses Gespräch hörte, du bist ein sehr schlecht gehütetes Mädchen, und der Feind deiner Unschuld wird die Klugheit Deiner natürlichen Beschützer leicht einzuschläfern wissen. Dieser gute Pfarrer hat ein Steckenpferd, das sich Marsillat um ein Billiges zu Nutzen machen wird. Niemand, außer mir, bleibt Dir also übrig, arme Waise! Wohlan! ich werde dich nicht verlassen, und wenn es zu spät ist, wenigstens den unglückseligen Folgen deines Fehltritts vorbeugen.

»Schau! das ist die arme Hanne,« sagte Marsillat, nach dem Landgeistlichen hinschielend, der abermals die Farbe wechselte, als er die Schlinge merkte, in die er gefallen war.

Wilhelm bebte auf seinem Stuhl und wendete sich plötzlich, um Johanna und Marsillat, wenn sie Auge in Auge vor einander stehen, zu betrachten; aber Dank der Unverschämtheit des Einen und der Unschuld der Andern, ihre Züge verriethen nicht das mindeste Einverständniß.

»Guten Abend, Herr Pfarrer,« sagte Johanna. »Guten Abend, Herr Leo. Ich suche meinen Pathen. Ah! guten Abend, mein Pathe. Sehen Sie, mein Pathe, das Alles, was ich Ihnen hier wiederbringe, ist mir von dem Gelde übrig. Großen Dank, mein Pathe!«

»Ich habe Dir ja gesagt, daß ich nichts zurücknehmen werde, meine gute Hanne!«

»Was soll ich denn damit anfangen, mein Pathe? Ich brauche nicht so viel Geld. Das sind zum Mindesten vierzig Franken!«

»Du kaufst Deine Trauerkleider, Hanne,« sagte der Pfarrer mit auffallend sanfter und väterlicher Stimme: »und behälst den Rest für Deine Bedürfnisse oder für die Deiner Verwandten und Freunde.«

Wie Wilhelm aufmerksam Marsillats und Johanna's Gesichter beobachtet hatte, so prüfte Marsillat in diesem Augenblicke den Pfarrer. Des tugendhaften Priesters unwillkürliche geheime Bewegung entging ihm nicht. Aber die engelhafte Ruhe der stillen Johanna bewährte sich abermals, und für Marsillat, der sich besser darauf verstand, als Wilhelm, war das Herz der Hirtin von Ep-nell frei von aller Liebe wie von allem Mißtrauen.

»Jetzt will ich Ihnen guten Abend wünschen, mein Pathe, auf Wiedersehen,« sagte Johanna, schlug mit ganz bäuerlicher Hingebung und Vertraulichkeit ihre Arme um Wilhelms Hals und küßte ihn auf beide

Wangen, ohne eine Sekunde von ihrer ruhigen und ernsten Unschuld abzuweichen.

Diese keusche Umarmung, von welcher Johanna's Thränentropfen auf Wilhelms Wangen zurückblieben, versetzte Marsillat nicht in Erstaunen und den Pfarrer nicht in Aergerniß. Sie kannten des Landes Sitten und Gebräuche. Aber es wäre doch zu weit gegangen, wenn man behauptete, der Pfarrer habe diesen Kuß ohne schmerzliche Empfindung gesehen: die Priester küßt man niemals. Leo knirschte vor Aerger: man küßt nur seinen Pathen.

Wilhelm, der anfänglich über diese Respektsbezeugung, die er für die Probe gänzlichen Vertrauens nahm, außer Fassung gerieth, kam bald wieder zu sich, indem er sich erinnerte, daß acht Tage zuvor bei seiner Ankunft in Boussac, eine dicke, der Koketterie gar nicht verdächtige Magd ihm, den sie ihr kleines Herrchen nannte, den gleichen vertraulichen Willkomm aufgedrückt hatte. »Mein theures Kind,« sagte er, wegen Marsillat einen sehr ernsten Ton erheuchelnd, zu Johanna: »ich sage Dir nicht Lebewohl; ich werde Dich morgen zur Beerdigung meiner armen Säugmutter, der ich beizuwohnen gedenke, wieder besuchen.«

»Das wird viel Ehre für uns sein, mein Pathe,« sagte Johanna.

»Das ist sehr gut von Ihnen, Herr Baron,« rief der Pfarrer aus: »sehr schön! ich darf wohl behaupten, daß es unter den jungen Männern aus vornehmen Ständen wenige gibt, die einer so herablassenden Gesinnung und einer so religiösen Handlungsweise fähig wären. Meine theure Hanne, Du hast hier einen guten Pathen, einen wahrhaftigen Freund. Fasse daher Muth, meine Tochter, trage das Unglück, das Dich heute betraf mit Ergebung und vergiß nicht, der Vorsehung zu danken, die Dir zu so rechter Stunde einen edelmüthigen Beschützer sendet, um Dich vor den Schrecken des Verlassenseins zu behüten. Ich wünsche

lebhaft, daß die verehrungswürdige Mutter des Herrn Barons Dich in ihr Haus nehme, daß Du an ihr eine zweite Mutter findest, wie Du an ihrem Sohne bereits einen wahren Bruder in Jesu Christo gefunden hast.»

«Mein Pathchen, Sie erweisen mir viel mehr Freundschaft, als ich verdiene; ich werde zum lieben Gott für Sie beten, und auch für Sie, Herr Pfarrer!» Und die gute Johanna, bis ins Innerste gerührt von der Theilnahme, die man ihr bewies, ging unter Schluchzen hinweg.

Der Pfarrer ging hinaus, um ihr ihren Sack aufnehmen zu helfen, den sie hinter der Thüre abgelegt hatte, und der den Mundvorrath für den Leichenschmaus enthielt. Leonhards Sohn, ein trolliger Bursche von sechszehn Jahren, herzlich häßlich und lustig, wartete in der Küche auf Johanna, um sie heimzubegleiten und ihr tragen zu helfen. Der Regen hatte aufgehört, aber der Wind blies noch mit Heftigkeit, und die schneller als gewöhnlich, wegen der dichten Schleier, welche die Sonne bargen, hereinbrechende Nacht lagerte über dem Gefilde.

«Ja, Herr Baron,» sagte der Landgeistliche, als er in das obere Zimmer, wo er seine beiden Gäste gelassen, wieder eintrat, mit gerührter Stimme: «Hanne wäre für Ihr Haus eine vortreffliche Erwerbung. Sie ist das beste Subjekt in meiner Gemeinde, und ich kann sie Ihnen nicht genug empfehlen.»

Ah ha, dachte Marsillat, er kommt also immer wieder darauf zurück! Gut! so will ich meine Batterien darnach richten. Seht doch diesen guten Priester, der aus Tugend eifrigst dahin arbeitet, einen seiner Ruhe gefährlichen Gegenstand aus seinen Augen zu entfernen, und sie in Wilhelms Arme wirft! Oh Priester, so seid ihr! Mögen die Andern zur Hölle fahren, ihr wascht auch die Hände, wenn nur ihr eure Seele rettet. — «Lieber Herr Pfarrer,» sagte er, «ich billige es, daß ihr diesen Rath meinem Freunde Wilhelm

ertheilt. Gewiß wird Hanne unter dem Flügel eines solchen Mentors den Verführungen der jungen Bursche aus Ihrem Dorfe nicht mehr ausgesetzt sein; aber fürchten Sie Nichts für Herrn von Boussac bei dieser christlichen und väterlichen Anordnung?»

«Erklären Sie sich näher,» sagte Wilhelm kalt; «es fehlt mir an Scharfsinn, um Ihre Witzspiele gleich beim ersten Wort zu enträthseln.»

«Ich kann mich darüber nur dem Pfarrer, meinem geistlichen Vater, meinem sanften Freunde, wie Panurgus sagt, anvertrauen. Haben Sie den Rabelais gelesen, Herr Pfarrer?»

«Nein, Herr!»

«Desto schlimmer für Sie; Sie hätten daraus gelernt, mein lieber Pfarrer, daß man den Bock nicht zum Gärtner setzen darf.»

«Ich verstehe Sie nicht.»

«Ei! wissen Sie denn nicht, daß Hanne eine Zauberin ist, und wenn sie meinen Freund Wilhelm bezaubern will, ihrer guten Freundin, der Groß-Fade, der Feenkönigin, deren Liebling sie allbekanntermaßen ist, sie nur drei Worte zu sagen braucht?»

«Ich begreife nicht, wie Sie so herzlos sein können, auf Kosten eines ehrbaren und interessanten Geschöpfs zu scherzen, das kaum erst seine Mutter verloren und durch sein Betragen niemals Veranlassung gegeben hat, daß ein Wüstling, wie Sie, ihm die Ehre einer besondern Aufmerksamkeit erweise.»

«Ah! Pfarrer! wenn Sie große Worte machen, so erinnere ich Sie an die christliche Liebe. Beschäftige ich mich denn mit Ihren Beichtkindern? Man müßte sehr schlau sein, um dieselben von dem guten Wege abzuleiten, auf welchen sie von Ihnen geführt werden; und lasse ich es denn an Mitleiden und Achtung für Hanne fehlen, wenn ich behaupte, daß ihr Geheimnisse von ihrer Mutter vererbt worden sind?...»

Durchdringendes Geschrei und ein starkes Geklapper

von Holzschuhen in der Küche erweckten die Aufmerksamkeit des Pfarrers. «Was ists?» fragte er, die Hand auf Marsillats Schulter legend, «man schrie, glaub' ich, Feuer!»

«Feuer! Feuer!» schrie man unten vernehmlich; der Pfarrer und seine beiden Gäste stürzten die Stiegen hinab.

«Der Blitz hat zu Epinell eingeschlagen, wenigstens zwanzig Häuser brennen,» rief Claudie, ohne zu bedenken, daß ganz Epinell nur aus Johanna's Hütte bestand. «Eilen wir, meine Freunde, eilen wir!» rief der Priester aus, indem er auf den Hauptplatz von Toull lief und seine erschreckten Gemeindegenossen aufmunterte, welche alle auf die Plattform steigen und den Brand, ohne an Hülfe nur zu denken, betrachten wollten.

«Jedes von euch hole einen Feuereimer zu Hause,» sagte Marsillat, «wenn es zu Epinell ist; dort gibt es Wasser.»

«Wenn es zu Epinell ist, so brennt vielleicht Hanne's Haus,» rief Wilhelm, sich schleunigst mit zwei Feuereimern aus dem Pfarrhause rüstend.

«Selt (dort) ist's freilich,» sagte Leonhard, «die arme Hanne! das ist doch zu viel Unglück für sie, an einem Tage!»

«Aber lauft doch auch, Küster!» sagte Marsillat, indem er alle Lamentirer und Kannegießer mit Gewalt vor sich hertrieb.

«Kann ich denn dahin laufen, ich, der hinkt?» sagte Leonhard, «ich muß mit Gewalt der Letzte sein; aber vor allen Dingen will ich die Sturmglocke läuten.»

«Ja, ja, läutet Sturm,» rief Marsillat, «das wird Hülfsmannschaft herbeiziehen. Aufgebrochen insgesammt, kommt, statt zu schreien und zu erstaunen! Weiber, Kinder, wo ist der Zimmermann des Dorfs, um an dem Feuerlaufen Theil zu nehmen? In der

Stadt? wohlan, so führt mich in seine Werkstatt, daß ich seine Axt hole.»

«Ich will sie Ihnen holen, Herr Leo,» sagte ein Weib; «aber nur nicht verlieren, die Axt meines Mannes.»

«Der Herr Pfarrer muß einen Schoppen Weihwasser machen,» sagte die Eine, «das hilft ganz gewiß gegen das Feuer vom Himmel.»

«Das braucht man Alles nicht,» sagte eine Andere; «man muß die Mutter Grethe holen. Sie kann einen Feuersegen.»

«Wie kann sie denn gehen, da sie so schlecht auf den Füßen ist? — Man setzt sie auf einen Gaul . . . zufällig steht ein großer in ihrem Stall.»

«Ah babarlabab! Hanne kann selber Feuersegen genug; mehr als die Mutter Grethe! ihre Mutter wird gewiß nicht gestorben sein, ohne sie die Sache zu lehren.»

Wilhelm und Marsillat liefen mit den zwei oder Entschlossensten bereits den Berg hinab. Ein Haufen Neugieriger und heulendes Weibervolk folgte ihnen. Der Pfarrer blieb zurück, um die Saumseligen und Egoisten zum Sammeln von Wassereimern zu veranlassen, welche bei solchen Gelegenheiten auf dem Lande eben so nothwendig, als schwer zu finden sind. Es wurde mehr und mehr Nacht, und je näher der Vortrab dem unglückseligen Orte kam, um so mehr rechtfertigte die ungeheure Feuersäule, die aus der entflammten Hütte herausschlug und die der Wind mit Wuth peitschte, den Ruf: Zu spät! zu spät! welchen Wilhelm und Marsillat bei jedem Schritte um sich her vernehmen mußten. Endlich langten sie keuchend und schweißbedeckt an, erstaunt, daß Johanna, welcher sie wider Vermuthen auf dem Wege nicht begegnet waren, ihnen allen vorausgeeilt sei.

Die guten Weiber aus den in der Umgegend zerstreuten Hütten hatten sich bereits um den Brand her

versammelt, und gleich Faden, die gegen einen überlegenen Dämon Nichts machen können, erschöpften sie sich in durchdringendem Geschrei und eitlen Beschwörungen. Die wenigen Männer, welche dabei waren, halfen der Groß-Gothe aus dem Stalle mit Gewalt die Ziegen und Schafe reißen, welche, getroffen von dem dummen Schrecken, dem diese Thiere in solchen Fällen zur Beute werden, sich beharrlich gar nicht rührten. Dieser Theil der Hütte war noch unberührt, aber das Dach des Hauptgebäudes flog in Bündeln feurigen Strohes über die Anwesenden dahin, und da man jeden Augenblick dieser Maße fürchtete, so wagte sich kein Mensch auf das benachbarte Dach zu steigen und mittelst Abbruch zu trennen. Nur der mit der Axt versehene Marsillat wagte dieß, zu Claudie's großem Entsetzen, das sich in schrecklichem Geschrei Luft machte. Wilhelm wollte ihm folgen: aber ein anderer Gedanke hielt ihn zurück. Wo war Johanna? umsonst suchte er sie unter dem kleinen Haufen, der sich lärmend und träge um den Brand sammelte. Johanna erschien nicht. War sie von Toull zurückgekommen? hatte Jemand sie gesehen? kein Mensch hörte auf Wilhelms Fragen. Er trat in die Schäferhütte, wo er vor allzu dichtem Rauche Nichts sehen konnte. Er rief Hanne bei Namen: keine Antwort! die Groß-Gothe aber schrie aus dem hintern Anbau hervor mit erbärmlicher Stimme: „Und meine Hennen! liebe Nachbarn, theure Nachbarn, rettet meine Hennen!“

Siebentes Kapitel.

Der Stein von Ep-nell.

Der Schrecken und die Verwirrung unserer Bauern beim Anblick eines das Eigenthum zerstörenden Unfalls

übersteigt alle Beschreibung; das Gesetz der Ungleichheit, indem es ihnen ein so geringes, so mühsam zu erwerbendes, so schwer zu behauptendes Theil zuwies, hat in ihrer armen und gequälten Seele eine ausschweifende Liebe eine Art götzendienerischen Verehrung für den Gegenstand so vieler Sorgen und das Endziel so vieler Mühen entwickelt. Tula's Haus war keine fünfhundert Franken werth und Wilhelm wurde nicht müde, zu trösten: „Schreiet doch nicht, weinet nicht! rettet, was ihr kennt, und was zu Grunde geht, will ich wieder herstellen lassen. Suchet Hanne, helft mir Hanne finden, daß sie den Kopf nicht verliere, daß ich sie tröste, daß ich ihr Muth einspreche; auf, hin zu Hanne!“

„Herr!“ antwortete man ihm, „Hanne wird sich ersäuft haben. Was sollte sie auch Anderes thun? Sie hat Alles an einem Tage verloren: ihre Mutter und ihr Eigenthum. Nach diesem kann man nicht mehr leben.“

Wilhelm konnte nicht begreiflich machen, daß er wenigstens einen dieser Verluste ersetzen werde. Einige schüttelten den Kopf mit den Worten: „Das sind so Redensarten, aber wenn das Mitleiden vorbei ist, kommt das Geld nicht.“ Die Mehrzahl, da sie Wilhelm von Boussac nicht kannte, hielt ihn für einen Regierungsbeamten. Und am Ende vereinigte sich Alles zu der Meinung: „Auf wessen Kosten es auch wieder aufgebaut werde, es ist eben ein Haus, das verbrennt; ein Gut, das zu Grunde geht. Nein! die armen Leute sind doch zu unglücklich! Ach! Herr Jesus! ach! ist's möglich! ach! du lieber Herrgott! Und es war dieß ein Seufzerchor, wie der der Gefangenen in der Tragödie des Alterthums, ohne daß Wilhem der durch dieses Geschrei ungeduldig wurde und sich vergeblich gegen die Entnervung, welche den Bauern der unerwartete Schreck verursachte, erhitzte, auch nur eine Kette von Rettenden bilden konnte, um

die herbeigebrachten Feuereimer an dem neben dem Haus fließenden Wasser zu benützen.

Eben wollte er auf das Dach zu Marsillat steigen, der wie ein Herkules arbeitete, unterstützt von fünf bis sechs kräftigen Gesellen, gutherzigen Burschen, welche ein wenig Eitelkeit mit ihrem Wohlthätigkeitssinn verbinden, und die die geringste Aufmunterung zum Nacheifer entflammt, wahrhaftigen Vorbildern der Freiwilligen unter der Republik und der Grenadiere des Kaiserreichs, — als Hanne endlich erschien und Wilhelm nur noch an sie dachte.

„Sie hatte einen Umweg gemacht, um zuletzt noch einen auf dem entgegengesetzten Abhang des Berges wohnenden Verwandten einzuladen, und den Brand erst erblickt, als sie aus dem zu ihrer Wohnung führenden Hohlweg heraustrat. Ihren Sack abwerfend eilte sie mit Cadet, Leonhards Sohn herbei, der gleichfalls die Vorrathsbrode, womit er beladen war, unter die Steintrümmer der gallischen Stadt zerstreut hatte. Cadet jammerte laut; Johanna, blaß und außer Athem, sagte kein Wort. Sie spähte unter der Menge, und als sie endlich reden konnte, rief sie aus:

„Meine Mutter! wo ist meine arme liebe Mutter?“

„Sie hat den Verstand verloren, sie ist außer sich,“ sagte man um sie her. „sie erinnert sich nicht mehr, daß ihre Mutter gestorben ist.“

„Wo habt ihr denn meine Mutter hingebracht?“ wiederholte Hanne mit Nachdruck. „Wie! ihr habt den armen Christen-Leichnam meiner Mutter nicht herausgetragen? Unmöglich!... Tante! wo ist doch meine Tante?... Sie wird ja wohl daran gedacht haben? sie?... So antwortet mir doch! zeigt mir doch meine Mutter!“

Als Johanna sah, daß Niemand daran gedacht, und man nur für das Vieh gesorgt hatte, das sie zwar sehr liebte, aber jetzt keinen Augenblick beachtete, da stürzte sie der Thüre des Hauses zu.

„Halt, Hanne,“ rief ihr Wilhelm zu, sie in seine Arme fassend, „das Dach wird sogleich einstürzen, die Stube ist so mit Rauch erfüllt, daß Du augenblicklich darin ersticken müßtest . . . nein! nein! ich lasse Dich nicht hineingehen . . . “

„Lasset, lasset mich, mein Pathe!“ sagte Johanna, indem sie sich mit außerordentlicher Kraft losriß, „ich will nicht, daß der arme Leib meiner Mutter verbrenne, wie ein Hausgeräthe, ich will, daß sie in heilige Erde komme, und die letzte Ehre der Christen habe!“

Und Johanna stürzte in die Todtenkammer, ohne daß Wilhelm sie zurückzuhalten vermochte.

Eben wollte er ihr folgen, als Johanna, vor dem erstickenden Rauch zurückweichend, ihrem Vorhaben zu entsagen schien. Sie näherte sich dem Sohne Leonhards und raunte ihm zu: „Cadet, ich will dahineingehen, und ich schwöre Dir bei der Taufe, daß ich meine Mutter herausbringen werde; aber es darf mir Niemand folgen, denn das verdürbe Alles.“

Sei's nun, daß Johanna sich des in Bezug auf sie herrschenden Aberglaubens bediente, um ihre Freunde von der Theilnahme an ihrer Gefahr abzuhalten, sei's, daß sie selbst an den Schutz der Feien glaubte, welchen ihre Mutter auf ihre Wiege herbeschworen hatte, Cadet und zwei bis drei in der Nähe befindliche Bauern verstanden sie sogleich; sie überzeugte dieselben vollständig von dem Geschenk der Wissenschaft, das man ihr beimaß. Alsbald stürzte sie sich, die Wachsamkeit ihres Pathen täuschend, in die Rauchwirbel und verschwand unter einer Flammengarbe, welche die Seiten und den Gipfel des Hauses umzingelte. Wilhelm wollte ihr folgen, um sie einem gewissen Tod zu entreißen . . . aber zwei oder drei Paar Riesenarme umschlangen ihn und Cadet sagte zu ihm mit einem Lächeln, das sein dickes Gesicht nie verließ, selbst wenn Thränen die auf seinen Zügen versteinerte Fröhlichkeit Lügen

straften: „Habet keine Furcht, mein liebes Herrchen! Der Hanne wird Nichts passiren. Sie weiß, was man thun muß und kann den Spruch. Man muß sie machen lassen; schaut, das müßte ihr all' ihr Lebtag Unglück bringen, wenn sie die Beiner ihrer Mutter schmoren ließe. Sie wird wieder g'rad so 'rauskommen, wie sie 'neingeht, hol mich Gott! werdet's schauen! mucket nicht! müßet nicht bös werden. Man hebt Euch nur um Euretwillen, will euch nicht Leids thun. Wenn Ihr mit hineinginget, müßte sie verbrennen! Man soll dem Dienst der Faden nicht in die Quere laufen!"

Wilhelm schäumte vor Entrüstung während dieser schönen Rede im reinen Berry-Dialekt, und wehrte sich gegen seine abergläubischen Retter mit solcher Kraft, daß er gerade zu siegen im Begriff stand, als Johanna auf der Schwelle des unter Unheil drohendem Krachen wankenden Hauses wieder erschien. Das muthige und starke Mädchen trug diesen starren Leichnam, der von entsetzlicher Größe schien, in ihren Armen. Das Bahrtuch bedeckte der Todten Haupt, und flatterte, einen Theil ihres, dem Gebrauch gemäß mit den besten Kleidern angethanenen Körpers offenlassend, in Falten, die der Widerschein des Brandes röthete, bis zu Johannas Füßen hinab. Tulas Hand lag auf dem Gesicht ihrer Tochter; man hätte glauben können, sie segne dieselbe mit einer letzten Bewegung von Zärtlichkeit, und in der Folge betheuerte die ganze Bevölkerung von Toull und der Umgegend, daß man den Leichnam auf der Thürschwelle sich beugen und auf Johannas Stirne einen Kuß habe drücken sehen. Was dieses Wunder noch auffallender machte, war, daß das in seinen Grundpfeilern von dem züngelnden Feuer untergrabene Dach, bevor noch Johanna über drei Schritte entfernt war, mit großem Geräusch auf die Todtenkammer herabstürzte und den ganzen Umkreis

mit Aschenwirbeln, dampfenden Strohlavinen und glühenden Kohlenflocken erfüllte.

„Laßt es stürzen, laßt es stürzen!“ schrie Johanna, „es ist Nichts mehr darin zu retten!“

Bei dieser letzten Katastrophe stießen Weiber und Kinder ein durchdringendes Geschrei aus und zerstreuten sich mit Entsetzen. Johanna, ohne ihre Geistesgegenwart zu verlieren, verdoppelte den Schritt und ward von keiner Trümmer getroffen.

Dieses verhängnißvolle Schauspiel machte auf Wilhelms Gemüth einen solchen Eindruck, daß er zehn Jahre später noch in seinen Träumen manchmal beunruhigt wurde. Johanna erschien ihm schön und schrecklich wie eine Druidin bei diesem Akt wilder und erhabener Frommheit. Sie hatte ihr Kopfnetz verloren und ihr langes blondes Haar wallte um sie her, ihre vom Rauch gerötheten Augen blitzten wie verzückt, ihre Stimme war stark, und ihr sonst langsamer und sanfter Ton kurz und scharf. Sie drang durch den dichten Haufen, immer den Leichnam tragend, den Niemand zu berühren wagte und legte ihn nieder auf dem Dolmen von Ep-nell, diesem langen, platten und auf zwei andern ruhenden Stein, den man für eine alte Brücke halten könnte, dessen Pfeiler, durch welche das Wasser lief, sich gesenkt hätten. — „Mag das Haus jetzt brennen,“ wiederholte Johanna mit Nachdruck, „laßt es fallen, laßt es fallen, meine Freunde!...“ Dann begehrte sie ein Glas Wasser. „Wasser, um Gotteswillen,“ aber als man es ihr reichen konnte, ward es ihr schwach, wie die Bauern sagen.

Wilhelm und der Pfarrer bemühten sich schleunigst, sie zum Bewußtsein zurückzurufen, indem sie sie an den Rand des zwei Schritte von dort laufenden Baches trugen, wo sie ihre Hände und ihr glühendes Gesicht mit Wasser besprengten. Da man in der Verwirrung kein Trinkgefäß finden konnte, obwohl ihre Tante gleich Anfangs ihr Geschirr und Alles, was sie

für werthvoll hielt, gerettet hatte, so trank Johanna aus der hohlen weißen Hand des jungen Barons, und sobald sie Athem und Kraft wieder gefunden hatte, kehrte sie zurück zü dem Druiden-Altar, der ihrer Mutter als Sterbebett diente, und kniete davor nieder. Hier, dem Brande, der auf ihr schönes blondes Haupt einen flimmernden Widerschein warf, den Rücken wendend, blieb sie, um Alles unbekümmert in sich versunken.

„Hanne," ging sie der dicke Cadet an, „man hat all Dein Vieh gerettet. Nicht ein Huhn ist verbrannt." „Danke, lieber Cadet," antwortete Johanna, „das macht mir Freude, weil meine Mutter diese Thiere aufgezogen und mir sehr auf's Herz gebunden hatte, auf's Beste dafür zu sorgen." — „Johanna," sagte Wilhelm seiner Seits, „Du hast bei diesem Unfall Nichts verloren, ich nehme es auf mich, Alles zu vergüten."

„Wie Sie wollen, mein Pathe, aber es ist gewiß nicht der Mühe werth; mein Unterhalt ist nicht so schwer zu verdienen, und da meine Mutter nicht mehr bei mir in diesem Hause sein wird, so ist es mir auch recht, daß es aus damit ist."

Johanna zeigte keinen Augenblick Aufmerksamkeit für ihr persönliches Interesse. Das gesammte Landvolk seufzte um ihretwillen und weinte auf den Trümmern ihres Hauses, nur sie selbst nicht. „Auch das tröstet mich in meinem Unglück," sagte sie, „daß so viele brave Leute sich Mühe für mich gegeben haben, und ich weiß, daß meine Mutter auf dem Kirchhof der Christen mit meinem armen Vater, und meinen armen Brüdern und Schwestern, die dort sind, ruhen wird."

Indessen war es Marsillat und seinen guten Helfern gelungen, das Feuer zu dämpfen. Ein Umstand jedoch, den sie nicht hatten vorhersehen können, vereitelte ihren Eifer. Die Giebelwand zwischen der

Todtenstube und den Ställen, neigte sich von der Hitze gelöst, so sichtbarlich über sie her, daß sie die Rettung aufgeben mußten, und in wenig Augenblicken stürzte diese große, der Querbalken, von welchen sie so lange gehalten wurde, entblößte Mauer auf die Ställe her, drückte die Decke herab und ließ neue Flammenströme hereinbrechen, welche bald den Rest dieser elenden Wohnung verzerrt hatten.

So lange die Groß=Gothe hoffen konnte, das Getreide und Futter, welches in diesem Theil des Gebäudes lag und ihr besonderes Eigenthum war, zu retten, hatte sie viel Kühnheit und Geistesgegenwart bewiesen, als sie aber ihre Ernte auflodern sah, verlor sie den Kopf, brach in Verwünschungen gegen Gott und Menschen aus und wollte sich in die Flammen stürzen, um mit ihren Früchten zu sterben. Nur durch Marsillats ganze Kraft und Entrüstung konnte sie zurückgehalten werden. Die übrigen Umstehenden hätten sie ohne Weiteres gewähren lassen, in dem Wahne, sie sei unverbrennbar, und der Teufel würde immerhin eine so arge Here zum Aerger aller guten Christen retten. „Es ist eine Gerechtigkeit vom lieben Gott,“ sagten sie, „daß das Feuer des Himmels auf den Giebel eines solchen Weibes gefallen ist. So lang ihre Schwester da drinn lebte, zögerte die Strafe. Aber seh't, wie es gleich kam! Die Tula stirbt, die Hanne ist ausgegangen, und straks brennt das Haus: man hat Hanne's Vieh gerettet, und zudem hat sie die Herrenleute vom Schloß (Boussac) wiedergefunden, um ihr den Schaden zu ersetzen. Bah! ich wette sie lassen ihr ein schöneres Haus, als die Barake da, wieder aufbauen. Und also wird die alte Here mit dem Bettelstab herumziehen, der liebe Herrgott gerächt und die Gemeinde um einen großen Feind leichter sein.“

Als Johanna das Geschrei ihrer Tante von ferne hörte, bat sie Cadet, den Leichnam ihrer Mutter zu

hüten und ging, um jene angestrengtest zu trösten. „Es ist kein so großes Unglück,“ sagte sie zu ihr, „gebt euch zufrieden, liebe Tante; mein Pathe will mir wohl thun, ich will Euch Alles ersetzen, was Ihr verlieret.“

„Schweig, kusch' Dich, dummer Tropf!“ schrie die grimmige Megäre. „Dir wird kein Mensch je wohlthun; freilich hättest Du Glück in das Haus Deiner Mutter bringen können, aber Du hast es nicht gethan. Nein! nein! ich kenne Dich, geh! Dein Pathe wird Dir ebenso wenig lohnen, als ein Anderer, weil Du ihn ebenso wenig befriedigen wirst, als die Andern. Du bist eine Dirne ohne Herz und Gedanken!“

„Ich sage Euch, Tante,“ antwortete Johanna, welche die schändlichen Andeutungen ihrer Tante nicht verstand, „daß mir mein Pathe bereits Gutes gethan hat! Ach! mein Gott, wenn ich da hätte, was er mir zu Toull gegeben hat, so würde ich Euch gleich wiedertrösten! . . .“ und Johanna begann in ihren Taschen nach dem Gelde zu suchen, das ihr Wilhelm gegeben und an das sie seit selbigem Augenblicke nicht mehr gedacht hatte.

„Er hat Dir Etwas gegeben?“ schrie die Tante, „was hat er Dir denn gegeben? Wo hast Du's hingebracht? Du hast es verloren! Du hast es in das Fadenloch geworfen! . . .“

„Hier, meine Tante,“ sagte Johanna, das Geld, welches sie in ein Papier gewickelt und mit ihrem Rosenkranz umwunden hatte, „nehmet das, nehmt es schnell, es wird Euch Euern Verlust ein wenig ersetzen.“ Und da sie sah, daß ihre Tante etwas ruhiger wurde, kehrte sie zum Leichnam ihrer Mutter zurück.

„Die Hanne muß doch schmerzlich dumm sein,“ sagten die Umstehenden, „daß sie so herschenkt, was sie hat, und noch gar an ein Weib, das ihr den Blitz auf's Dach gezogen hat. Meiner Treu, ich hätte

ihr keinen Fetzen auf dem Leibe gelassen, denn ich will schwören, sie trägt Gestohlenes.«

»Und warum hat denn diejenige, die so viel Geheimnisse weiß, den Blitz nicht abgehalten?«

»Die Gothe? können denn solche Muster Gutes thun? Die können nur schaden.«

»Gut! aber die Hanne hat's auch nicht verwehrt.«

»Sie hat nicht wollen, ihr habt's ja gesehen, daß sie nicht wollte! Sie wußte, daß es Gottes Gericht war; sie hat den Leichenam ihrer Mutter weggetragen: sonst wollte sie Nichts; was sie wollte, hat sie gethan; ei! ihr habt's wohl gesehen.«

Das Haus war nur noch ein dampfender Trümmerhaufen, als die Stunde der Mitternacht schlug. Man hatte eine Stunde gebraucht, um die Leute, welche löschen sollten, in Reihe und Glied zu stellen, da es schon Nichts mehr zu retten gab. Das Wasserbieten in Reihe und Glied war für die jungen Mädchen und Kinder, welche diese Rettungsanstalt nicht kannten, ein ganz neuer Spaß und das mit Schreien und Heulen begonnene Drama endigte mit Scherz und Lachen. Endlich erinnerten sich Alle wieder an ihre Arbeiten, welche mit Tagesanbruch beginnen müssen und keine langen Wachen gestatten, und man ging auseinander. Die Groß-Gothe, welche aus Johanna's Edelmuth schloß, daß sie das Vieh erben werde, versammelte die Heerde plötzlich und verschwand, ohne daß Jemand sagen konnte, wohin. Im Hause gab es keinen unversehrten Winkel mehr, wo man den Leichnam der Verstorbenen hätte unter Obdach bringen können. Zudem beharrte Johanna darauf, denselben auf dem Druidensteine liegen zu lassen, wo sie versicherte, daß er gut aufgehoben sei; und wie sehr man sie auch bat, sich hinweg zu begeben und ein wenig auszuruhen, willigte sie doch nicht ein. Da ihr Entschluß nicht zu ändern war, beschlossen der Pfarrer, Wilhelm, Marsillat und Cadet neben ihr zu

wachen und sie nicht zu verlassen, bevor sie in der Stimmung wäre, an ihre eigene Existenz zu denken und Hülfe und Rath anzunehmen.

Das Wetter war ruhig und hell geworden, am Himmel glänzte der Mond, und sein blauer Widerschein, welcher die zertrümmerten Mauerstücke der Hütte beleuchtete, stach wunderlich gegen die dunkelrothen Flammen ab, welche noch halberstickt aus den Ruinen herausschlugen. Die Nacht war kalt. Marsillat, der sich durch seine Spritzenarbeit im Schweiß gebadet hatte, schauderte an den nassen Hüttenresten, und entfernte sie mit seiner Axt, um ein wenig von jenem Feuer zu finden, dessen er, wie er sich ironisch ausdrückte, zu viel gehabt, und nun nicht mehr genug hatte. Der ermattete Cadet lehnte sich, der gebieterischen Gewohnheit eines regelmäßigen Schlafes unterliegend, philosophisch an einen noch warmen Mauerstock, und schlummerte tief ein. Der Pfarrer kniete betend an Johanna's Seite nieder, von welcher er nur durch den Stein, der die Todte trug, getrennt war. Die Hirtin von Ep=nell versank wieder in die beschauliche Regungslosigkeit, worin sie Wilhelm am Morgen, da er sie zum erstenmal sah, gefunden hatte. Als um ein Uhr Morgens das Gestirn des großen Bären gegen den Thurm von Toull sich herabsenkte, entschlummerte der Pfarrer bei seinem Gebet und Marsillat schlief gleichfalls ein, wie Cadet. Wilhelm allein, dessen jüngere Einbildungskraft durch die überraschenden Eindrücke des vergangenen Tages im höhern Grade angeregt worden war, blieb ganz wach, und ging in langsamen Schritten, einer Schildwache gleich, in einiger Entfernung von der Jungfrau von Ep=nell auf und ab. Von Zeit zu Zeit stand er stille, und betrachtete sie mit Rührung. Vielleicht war sie auch in der betenden Haltung eingeschlafen. Ihre graue Mantille, deren Capuze, zum Zeichen der Trauer, über das Gesicht herabgeschlagen war, gab ihr im Mondenschein das Aus=

sehen eines Schattens. Der ganz schwarz gekleidete Priester und der in sein weißes Bahrtuch gehüllte Leichnam bildeten mit ihr ein trauervolles Gemälde. Von Zeit zu Zeit machte das unter dem Trümmerhaufen verhaltene Feuer den Eindruck eines vulkanischen Ausbruchs im Kleinen. Es fuhr mit einem leichten Donner hervor, schleuderte das geschwärzte Stroh, womit es bedeckt gewesen, weit hin, und stieg in Flammensäulen empor, um nach wenigen Augenblicken zu erlöschen. Diese flüchtigen Scheine verliehen dann allen Gegenständen eine zuckende Bewegung. Die Todte schien sich auf ihrem Steine zu rühren, und Johanna hatte das Aussehen, als folge sie ihren Bewegungen, gleichsam um sie in ihrem letzten Schlafe zu wiegen. Man hörte von Ferne das Wiehern einiger Stuten auf der Weide, und das Bellen der Hunde in den Meierhöfen. Der Laubfrosch im Sumpfe quackte seinen einförmigen Ton, und das Unheimlichste an diesen um menschliche Schmerzen und Gefühle unbekümmerte Stimmen war das Zirpen der Kamingrillen, dieser unverbrennbaren Gäste des häuslichen Herdes, welche, vergnügt ob der Steinwärme auf den Ruinen ihres Asyles umherliefen, in der stillen und klangvollen Nacht einander laut rufend und antwortend.

Plötzlich erhob sich Johanna in der Stille und ging Wilhelm, der auf sie zukam, entgegen, indem sie sprach: „Mein Pathe, man muß den Herrn Pfarrer zu Bette schicken. Ich weiß gewiß, daß er friert und den Thau spürt, und doch habe ich ihn schon mehr als einmal gebeten, daß er heimkehre. Wenn er krank würde, so wäre das ein großes Unglück für seine Gemeinde. Er ist ein zu braver Mann. Und auch Ihnen, mein Pathe, wird das Alles übel bekommen. Sie müssen mit dem Herrn Pfarrer gehen.“

„Hanne,“ sagte Wilhelm, „Du willst also unter der Obhut des Herrn Marsillat bleiben?“

„Ist er denn hier, der Herr Marsillat? Ich wußte Nichts davon, mein Pathe!“

„Und jetzt, da Du es weißt, wünschest Du noch, daß ich weggehe?“

„Müssen ihn auch fortnehmen, mein Pathe. Wenn nur Cadet bei mir bleibt, um die bösen Thiere von diesem armen Leibe zu verscheuchen, so brauche ich Niemand mehr.“

„Aber Dein Freund Cadet schläft, wie in seinem Bette, meine gute Hanne, man hört ihn schnarchen bis hieher.“

„Ich wollte ihn schon wecken, wenn's nöthig wäre, mein Pathe.“

„Du verlangst also meine Entfernung?“

„O nein, mein Pathe! Ich möchte nur, daß sie schlafen gingen unter Dach und Fach.“

„Und wenn ich es vorziehe, da zu bleiben, Hanne? wenn ich mich besser befinde bei Dir und diesem armen Leib, welchen zu bewachen auch meine Pflicht ist.“

„Wohlan, mein Pathe, so bleiben Sie,“ sprach Johanna. „Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, um Ihnen Alles das zu vergelten.“

Der Pfarrer schlummerte in der That. Am Anfang seiner Nachtwache war er durch die Gegenwart dieser Johanna, deren jungfräuliches Gesicht ihm oft in seinen Träumen und Gedanken erschien, ein wenig erregt gewesen. Aber Herr Alain, ein sanftes und frommes Wesen, hatte keine jener hitzigen Organisationen, bei welchen verhaltener Naturtrieb und vereitelte Liebeshoffnung die Leidenschaft, den Wahnsinn und den Gedanken des Verbrechens erzeugt. Es war eine Gelehrten-Natur, obgleich er nicht sehr gelehrt war; ihm hatte es an einem Brennpunkt gefehlt, und die Verrichtungen eines wohlthätigen und gewissenhaften Landgeistlichen lassen weder hinlängliche Zeit noch Mittel übrig, um sich gründlich zu unterrichten. Aber

er hatte die Gutmüthigkeit, die Seelenruhe, die kindlichen und unschuldigen Freuden, die leichte Selbstvergessenheit und die Sittenunschuld, welche den treuen und naiven Schüler der Wissenschaft bilden. Johanna war ihm wahrhaft theuer; und darin folgte er nur dem natürlichen Hang seines gesunden Urtheils und seines guten Instinktes, denn dieses unaufgeklärte und harmlose Mädchen war in der That und Wahrheit das, was er in seinem mystischen Style einen Spiegel von Reinheit und eine mackellose Rose nannte. Da indeß Johanna eine vollendete Schönheit war, und der gute Alain nur dreißig Jahre zählte, dabei Augen, Geschmack und Gefühl hatte, so war er freilich ein wenig erregt in ihrer Nähe. Zumal seit Marsillat um die Hirtin her strich, empfand der Pfarrer eine Art Furcht und Entrüstung, welche der Eifersucht gleich sah. Darum war es ihm so aufrichtig ernst, sie durch Hinwegsendung auf das Schloß Boussac der Gefahr zu entziehen. Er liebte sie zu sehr, um nicht sein eigenes Glück dem Wohl der Jungfrau nachzusetzen, und liebte sich selbst nicht in dem Grade, daß er das Vergnügen, sie zu sehen, dem Schmerz, sie gesunken zu sehen, vorgezogen hätte.

Unerwartet durch Johanna's Hand, welche sich vertraulich auf seine Schulter legte, aufgeweckt, bebte er, beruhigte sich dann gleich wieder und willigte, gedrängt durch ihre Bitten, denen er, so ungern er sie verließ, nicht widerstehen konnte, mit edelm Vertrauen ein, sie unter dem Schutze Wilhelms zu lassen, den er als einen jungen Heiligen betrachtete.

Wilhelm führte ihm sein in einiger Entfernung grasendes Pferd herbei, und als der gute Pfarrer den Fuß in den Bügel setzte, raunte er ihm mehrmals in die Ohren: „Besonders Herr Baron, machen Sie es nicht wie ich, schlafen Sie nicht ein". Dann trabte er gemächlich weg und der regelmäßige Hufschlag der Grauen auf dem gallischen Pflaster verhallte nach

und nach, ohne Cadet seinem lethargischen Schlaf zu entreißen. Was Marsillat betrifft, so schlief er seit Kurzem nicht mehr, und da ihm seine Lage gestattete, Allem, was um die Ruinen des Hauses her vorging, mit den Augen zu folgen, so war er entschlossen, das Wesen und Benehmen seines jungen Mitbewerbers unter diesen Umständen genau zu beobachten.

Achtes Kapitel.

Die Wäscherin.

Johanna ging sogleich zum Dolmen zurück, und als Wilhelm sie wieder auf dem Steine niederkauern sah, holte er ihr ein Strohkissen, das unter den aufgeschichteten zerbrochenen Möbeln lag, welche die Groß-Gothe beim Anfang der Feuersbrunst gerettet hatte. — „Mein Pathe," sagte die über so viele Aufmerksamkeiten erstaunte Johanna, „Sie machen sich all zu viele Mühe. Meiner armen lieben Mutter Seele hätte wahrlich nicht mehr für mich gethan, als Sie für mich thun!"

„Gutes, theures Kind," antwortete der junge Mann mit Rührung, „ich möchte Ernstes mit Dir verhandeln, und je bälder je besser. Fühlst Du Dich gefaßt, mich anzuhören?"

„Wie Sie wollen, mein Pathe. Wenn Sie indeß es auf morgen verschieben möchten, so wäre es mir auch lieber. Da liegt die arme liebe Verstorbene, welche um Gebete fleht, und es wäre nicht schön, neben ihr zu plaudern. Morgen nach der Bestattung, mein Pathe, wenn Sie wünschen, daß ich mit Ihnen plaudere, ist kein Hinderniß im Wege."

„Nein, Hanne, gerade hier begehre ich mit Dir zu sprechen, neben Deiner seligen Mutter und so zu

sagen in ihrer Gegenwart. Ich will sie zum Zeugen meiner guten Absichten mit Dir und der Reinheit meiner Gesinnungen nehmen. Ich will ihr schwören, Dein Freund und Beschützer zu sein, meine theure Hanne; und ich weiß gewiß, daß unsere Unterhaltung, weit entfernt, unfromm zu sein, ihre Seele, die im Himmel ist, erfreuen wird."

„Sie sprechen zu ordentlich, als daß ich Sie nicht hören sollte, mein Pathe. Sie sehen weiter als ich, und ich glaube Ihnen gern."

„Nun denn, Hanne! sage mir zuerst, daß Du Vertrauen in mich haben wirst, und daß Du mir allein die Sorge für dein Loos überläßest .... Ich sagte allein .... jedoch mit meiner Mutter, mit meiner Mutter hauptsächlich."

„Ich kann nichts Besseres thun, als Sie darüber hören, mein Pathe. Auch hat mir meine Mutter immer gesagt, daß Ihre Mutter eine sehr gute Frau war, und Ihr Vater ein sehr gerechter Mann."

„Du versprichst mir also, nur von uns Rath anzunehmen?"

„Ja, mein Pathe, mit Gutheißen des Herrn Pfarrers, der ebenfalls ein sehr gerechter Mann ist, und dem zu glauben mir meine Mutter sehr auf's Herz gebunden hat."

„Mit dem Gutheißen des Herrn Pfarrers, es sei, aber mit Niemanden sonst, selbst Deine Tante nicht ausgenommen!"

Johanna zögerte einen Augenblick, dann sprach sie: „selbst meine Tante nicht ausgenommen," mein Pathe." Sie hatte gerade in dieser Nacht eingesehen, daß ihre Tante nur von einer Leidenschaft besessen war, der Habgier; es empörte ihre kindlich fromme Seele, daß die Schwester ihrer Mutter diesen verehrten Leib den Flammen preisgegeben, und hernach nicht einmal daran gedacht hatte, die Todtenwache bei ihr zu halten."

„Danke, Hanne, danke;“ sagte Wilhelm, ihre Hand ergreifend.

„Wofür danken Sie mir denn, mein Pathe?“

„Daß Du mich zu Deinem Führer und Freunde nimmst, Deine Mutter hat Dein Versprechen gehört, Hanne!“

„Gott gebe, daß es ihr recht ist!“ sagte Johanna das Ende des Leichentuchs küssend. „Jetzt, mein Pathe, was wollen Sie mir rathen?“

„Im Hause meiner Mutter zu Boussac zu wohnen, wenn, wie ich nicht zweifle, meine Mutter Dich dazu auffordert.“

„Und ihr zu dienen, mein Pathe? Glauben Sie, daß sie meiner bedarf, Ihre Mutter?“

„Nein, Hanne, nein, ich glaube nicht, daß sie Deiner bedarf, aber ....“

„In diesem Fall, mein Pathe, entschuldigen Sie mich! Ich möchte nicht in der Stadt wohnen.“

„Du liebst also nur das Land?“

„Ich bin nie in der Stadt gewesen, mein Pathe; das heißt, ich bin darin geboren, aber seit ich in einem Alter von fünf Jahren daraus hinwegging, bin ich nicht ein einziges Mal wieder hineingekommen und auch meine Mutter nicht.“

„Und warum das?“

„Ich weiß nicht, mein Pathe. Es scheint mir, meine Mutter habe an selbigem Orte Kummer gehabt, und sie sagte immer zu mir: ‚Hanne, es ist nicht gut, seine Familie zu verlassen und sein Haus; denke nur daran, wenn Du einmal Dein eigener Herr bist!“

„Aber jetzt, meine arme Hanne, hast Du weder Familie noch Haus mehr!“

„Das ist die Wahrheit,“ sagte Johanna, die Leiche ihrer Mutter anblickend. Dann wendete sie sich ihrem zertrümmerten Hause zu, und zum ersten Mal fühlte sie, wie entsetzlich es ist, das Haus, worin man sein ganzes Leben zugebracht hat, zusammenstürzen zu sehen.

„Das ist die Wahrheit," wiederholte sie mit bebender Stimme; „ich dachte nicht an dieses arme Haus, daran ich so sehr gewöhnt war, wo ich jeden Morgen und jeden Abend meine Mutter sah, wo ich an ihrer Seite schlief, und wo ich meine Gaisen sich regen und mäckern hörte, derweil ich einschlief. Ja fürwahr, das Alles hat ein Ende. Kaum noch war ich damit zufrieden; es schien mir, ich könnte nicht mehr dort schlafen, wenn meine Mutter nicht mehr da wäre. Jetzt scheint mir's, ich wäre zufrieden gewesen, ihr Bett, ihren Schrank, ihren großen Holzstuhl, ihre Kunkel und ihr Geschirre, das sie so nett scheuerte und aufstellte, wieder zu sehen. Sie haben freilich einen Theil des Geräthes gerettet, aber wo ist der gewohnte Platz, an dem all das stand, und die Hand, die sich dessen bediente .... und die Stimme, welche in dieser Stube redete und am frühen Morgen sagte: ‚Hanne, auf, meine Hanne, auf mein Liebchen, horch, die Lerchen sind erwacht, es ist Zeit für die jungen Mädchen!' Und Abends, wenn ich vom Feld heimkehrte: ‚Ei sieh da, Du bist's Hanne? die Wölfe haben Dich mir nicht gefressen!' und dann setzte man sich zu dreien zum Nachtessen, mein Pathe, und meine Tante ärgerte sich immer, und meine Mutter ärgerte sich nicht. Sie lachte, sie erzählte Geschichten, sie sang Lieder, und dann brachte sie meine Tante zum Lachen und mich auch; weiß Gott, man mußte lachen durchaus! Nicht aber; mein Pathe, als ob ich sonderlich dazu geneigt gewesen wäre. Sie sagte mir wohl, daß ich nie den Geist haben werde, wie sie. ‚Aber das thut Nichts,' sagte sie, ‚ich liebe Dich, wie Du bist, meine Hanne, so hat Dich der liebe Gott mir gegeben. Was Gott thut, das ist wohl gethan.' Oh! d'rum ist sie gerecht, diese Frau da, mein Pathe! es gibt keine, wie sie, man mochte ihr über mich sagen, was man wollte, sie glaubte es nicht. Sie würde den Leuten antworten .... "

Johanna kehrte sich plötzlich ihrer Mutter zu; sie

hatte, wie im Traume geredet, und mit einem Mal, als sie eben gänzlich vergessen wollte, daß sie von der Vergangenheit sprach, betrachtete sie diesen Leichnam, das Wort erstarb ihr auf den Lippen, sie warf sich auf die Leiche ihrer Mutter und brach in langes Schluchzen aus. Dieß war der einzige Augenblick von verzweifelnder Schwäche, dem sie je unterlag.

Ihr naives Geplauder, die Gewöhnlichkeit der Anschauungen, die sie schilderte, hatten dem jungen Baron den Zauber der Bewunderung, welche sie ihm an diesem unheilvollen Abende eingeflößt, nicht benommen. Johanna redete aus einem warmen und wahren Herzen, ihre Stimme war sanft, wie die des Bächleins, das zwei Schritte von ihr unter dem Rasen murmelte; ihre bäuerliche Aussprache hatte nichts Rohes, noch Gemeines, man fühlte den natürlichen Adel ihres Wesens unter diesen ursprünglichen Formen. Wilhelm begriff, daß er in der Kirche, wie im Theater, immer nur Redeproben gehört habe, und Johanna's Sprache rührte ihn so tief, daß er in Thränen zerfloß.

„Ach, mein Pathe!“ sagte Johanna aufstehend und ihre Augen gewaltsam trocknend, als wollte sie ihre Thränen wieder hineindrücken, „ich thue Ihnen wehe, verzeihen Sie mir!“

„.... Was können sie sich so lange zu sagen haben?“ dachte Marsillat, der nahe genug war, sie zu sehen, nicht aber sie zu verstehen, zumal da sie aus instinktartiger Achtung von der Nähe eines geliebten Todten Beide ihre Stimme nicht erhoben hatten. Wenn eine leichte Wolke über den Mond hinflog, so erbleichte diese Gruppe der Todten und des jungen Paares vor Leo's durchdringendem Blicke und verschwamm ein wenig mit den Druiden-Steinen, welche sie umgaben. „Traun,“ sagte er bei sich, „sollte dieser, wie er wenigstens scheinen will, so religiöse Junge die Stirne haben, neben dem Leichnam ihrer Mutter ihr von Liebe zu reden? Ich würde es nicht wagen, ich. Ich

besaß nicht die Keckheit, heute Abend ein einziges Wort diesem armen Mädchen zuzuflüstern! Aber mir scheint, der Herr Wilhelm wartet nicht, bis die Todte unter der Erde ist, um dem Kinde Etwas zu erzählen und sein Abonnement zu nehmen. Ja nun, mein Bürschchen, es wird bei schönen Worten bleiben, hoffe ich, um so gewisser, als ich dich nicht aus dem Gesichte verlieren werde, und die schönen Worte eine Münze sind, die bei unsern Dirnchen keinen Kurs haben. Oder sollte er gar das Oremus mit ihr hersagen? Er ist, hol mich Gott, fähig dazu .... Aber diese jungen Christen sind offenbare Heuchler, und werde mir von diesem da den Rang nicht ablaufen lassen. Wenn der Frosch hier nicht schnarchte, daß diese Mauer schier vollends über uns einfiele, so könnte ich vielleicht Etwas verstehen."

„Herr Leonhard der Jüngere," sagte er, Cadet schüttelnd, um ihn aufzuwecken, „Sie schlafen allzulaut, Sie wecken die ganze Sippschaft auf." Dabei applizirte er ihm vier bis fünf Fauststöße, um ihn aufzuwecken.

„Wart, wart!" schrie Cadet, die Arme streckend und ein Riesenmaul zum Gähnen aufreißend, „wart' ich will Dir auf meinen Buckel dreschen! Wer macht solchen Spaß mit mir? Ai! Sie sind's, Herr Leo! ach, Spaßvogel, der Sie sind! Sie haben mich haarscharf aufgeweckt!"

„Auf, erheb' Dich, Dummkopf! Du fällst hinter das Bett!"

„Hi! hi! hinter das Bett — das ist mir ein schöner Bettplatz! ach was Sie spaßig sind! So einen lustigen Herrn habe ich noch gar nicht verlebt auf der Welt."

„Auf, erhebe Dich, mein schöner Cadet; Du siehst ja wohl, daß Hanne den Husten kriegt, wenn sie dort die Todte hütet."

„Sie ist also alleweil da, die Hanne? Oh! was

das eine gute christliche Tochter ist? So ein braves Mädchen ist mir noch nie vorkommen!«

»Marsch, marsch, vorkommen oder nicht, geh' mit mir, ihr zu sagen, daß sie sich ein wenig erwärmt.«

»Gern, gern! s'ist recht so, Herr Leo!«

Die Annäherung Marsillat's war Wilhelm höchst unangenehm; aber Hanne erschien gleichgültig dabei, sogar dankte sie ihm, so höflich, als ihr möglich, daß er sich so viele Mühe gegeben habe, ihr Haus zu retten, und um ihretwillen eine so schlimme Nacht zubringe.«

»Sei unsertwegen unbesorgt, Hanne,« antwortete Leo, welcher den Herrn von Boussac nicht so gut in seine Pläne eingeweiht glaubte und sich vor ihm stellte, als sehe er in seinem Schützling nur ein armes Mädchen, zu dessen Unterstützung ihn der Zufall hergeführt habe. »Wir thun alle Drei unsere Schuldigkeit, indem wir Dich nicht verlassen; aber Dein Pathe und Du müssen Frost leiden; wir kommen, euch ein wenig abzulösen. Tretet zu dem Feuer, das hier unten noch ziemlich gut brennt, und lasset uns hier an euren Platz.«

Indem Marsillat so sprach, nahm er sich vor, in einer Weile Cadet allein bei dem Leichnam zu lassen und an's Feuer zurückzukehren, um eine Unterhaltung zwischen dem Pathen und der Tauftochter, welche unter vier Augen, nach seiner Ansicht schon allzulange gedauert hatte, zu stören. Aber er machte die Rechnung ohne den Wirth: Cadet war nicht in der Laune, mit einem Todten allein zu bleiben. Obwohl er in seiner Eigenschaft als Küster-Todtengräbers-Lehrling schon mancher Leichenbestattung beigewohnt hatte, so war er doch niemals in der Ausübung seiner Amtspflichten allein geblieben, und weit entfernt, die Zweifelsucht seines Vaters zu theilen; darum hegte er auch wenig Neigung für das Amt, das er erben sollte. Zudem mochte Johanna an Marsillat, in dem sie den Ungläubigen und Spötter ahnte, nicht den Mann finden, welcher, wie sie sich ausdrückte,

der Seele ihrer Mutter durch Gebete beistehen könnte. Nur darein willigte sie wegen ihres Pathen, daß der gefällige Cadet einige brennende Holzscheite hole, um an dem Dolmen ein Feuer anzuzünden. Während Cadet seine Pausbacken aufblies, um das Feuer anzublasen, hielt er auf einmal stille und lauschte; dann begann er, da er nichts Bestimmtes gehört hatte, sein Geschäft wieder, übrigens mit der Bemerkung: „Glaubst Du, Hanne, daß es gut ist, eine Helle zu machen an dem Orte, wo wir sind?“

„Was soll das heißen,“ fragte Marsillat.

„Ei!“ entgegnete Cadet, „'s heißt, daß das ein sehr böser Ort ist von wegen der Faden!“

„Schweig, Cadet, sprich nicht davon,“ sagte Hanne, die an das Feuer getreten war, um ihre Holzschuhe einzuheizen *), Du weißt wohl, daß es Thorheit ist, die Faden zu fürchten, zudem sind sie auch nicht boshaft an diesem Ort hier.“

„'S ist keine Thorheit das, Hanne,“ rief Cadet erbleichend. „Still, hairst Du?“

„Ich höre Etwas, wie die Pritsche einer Wäscherin,“ sagte Johanna.

„Um Gott! ich sag' Dir's ja doch! das ist die Wäscherin, So geht's, weil wir die Helle gemacht haben!“ Und Cadet zog sich zähneklappernd vor Furcht auf Marsillat zurück, der gleichfalls mit einiger Ueberraschung horchte.

„Worüber staunt ihr denn so sehr?“ fragte Wilhelm hinzutretend.

„Es ist nichts Besonders, mein Pathe,“ sagte Johanna ein wenig bleich; „nur ein böser Geist, der uns wegtreiben möchte. Aber der Stein ist ein guter Stein, und wenn man ohne Furcht betet, so hat's

---

*) Man füllt den Holzschuh mit heißer Asche und kleinen Glutkohlen und leert ihn in einer Weile wieder. Das Holz hält die Wärme sehr lang.

keine Gefahr.« Und Johanna zog eiligst ihre Holzschuhe an und kniete neben der Todten nieder.

»Ha so! ich träume doch auch nicht?« sprach Leo, immerhin horchend. »Wilhelm, hören Sie wohl den Schall der Pritsche einer Wäscherin auf dem Fluß?«

»Gewiß! aber was finden Sie Außerordentliches daran?«

»Sie kennen also die Legende von den nächtlichen Wäscherinnen nicht? jenen gespenstischen Wesen, welche beim Mondschein Bretter und Schlägel, die an entfernten Orten von Wäscherinnen vergessen wurden, nehmen, um einen Wasser-Sabbat von ganz besonderer Art aufzuführen?«

»Ja, es ist das ein Aberglaube aller Länder, jedoch sehr erklärlich durch die Laune oder das Bedürfniß irgend einer wirklichen Wäscherin.«

»So leicht, als Sie meinen, läßt es sich denn doch nicht erklären. In diesem Lande hier gibt es gewiß kein Weib, das keck genug wäre, nach Sonnenuntergang diese Arbeit zu verrichten, ohne daß sie fürchtete, sich das schaurige Geleite der Wasch-Hexen auf den Leib zu ziehen. Nicht wahr, Cadet?«

»Oh ja, das ist die wahrhaftige Wahrheit, Herr Leo. Christe erbarme dich! das ist die scheußlichste Nacht, die ich durchgemacht habe!« Und der arme Cadet, dessen Zähne vor Entsetzen zusammenläuteten, legte sich auf alle Viere hinter Johanna und schlug eiligst mehrere Kreuze.

»Wenn etwas Außerordentliches daran ist,« sagte Wilhelm, »so muß man sich überzeugen.«

»Warten Sie,« sagte Marsillat, indem er die Axt des Zimmermanns holte, »es könnte irgend ein Schuft sein, der Böses im Schilde führt.«

Während Leo nach dem Orte hinlief, wo er seine Waffe zurückgelassen hatte, zog Wilhelm das Jagdmesser, mit dem er sich auf seine Reise bewehrt hatte, und hörte den klaren und harten Schall dieser Pritsche,

welcher zuweilen anhielt, und nach einer Minute wieder beginnend, sich genährt zu haben schien, als ob die Wäscherin ein Paar Schritte abwärts am Bache gemacht hätte, welcher von oben herab in der Richtung zu den Ey-nell-Steinen floß.

»Du hast keine Furcht bei mir, Hanne?« sagte Wilhelm zu seiner Tauftochter, die sich erhoben und ihn am Arme gefaßt hatte.

„Gehen Sie nicht hin, mein Pathe," sprach Johanna, welche umsomehr Muth zeigte, als sie an das gespenstische Dasein der Wäscherin wirklich glaubte; „solche Dinge kann man nur mit Gebet vertreiben."

„Bitte für uns, gute Hanne," sagte Wilhelm lächelnd. „Das kann nur ein schlechter Spaß sein, Jemand, der wahrscheinlich Nichts von dem Unglück weiß, das Dich niederdrückt. Aber besorge Nichts: wir sind unserer drei. Cadet, Du sollst uns begleiten."

„Nicht ich, Herr, nein!" sagte Cadet, indem er Miene machte zu entwischen. „Ich werde nicht gehen."

„Du fürchtest Dich, Tropf?"

„Ich fürchte mich nicht, Herr, aber wenn Sie mich in Stücke hauten, ginge ich doch nicht. Ich habe keine Lust, gewaschen, gepritscht und ausgewunden zu werden wie ein Leintuch bei Nacht und am Morgen versoffen zu sein."

„Der Versuch, die Unterstützung des Herrn Cadet zu erhalten, ist ganz überflüssig," sagte Marsillat, der eben anlangte, seine Axt schwingend. „Wir beide sind Manns genug, Wilhelm," und er drang hastig in der Richtung des Schalles vor.

„Sogar zu viel schon," antwortete Wilhelm, der ihn zu überholen suchte. „Wenn es, wie ich fest glaube, ein Weib ist, so ist unser bewaffneter Feldzug unendlich lächerlich."

Als Wilhelm diese Worte sagte, sah er bei Umgebung eines Felsen, der ihm bis daher den Lauf des Baches verborgen hatte, eine Art Bucht, die von Pap-

peln und Birken beschattet war und den Weibern der Umgegend zum Waschplatz diente und unter diesen Bäumen eine unbestimmte Gestalt, welche einer Bäuerin in altväterischer Tracht glich, ihre Pritsche mit raschen Schlägen handhabte und halblaut, sehr schnell und unverständlich mit sich selbst sprach, wie in der Fieberhitze des Irrwahns.

„Ihr waschet sehr spät, Mütterchen!" fragte sie Marsillat, der ihr ziemlich nahe getreten war, aber ihre Züge nicht unterscheiden konnte, urplötzlich.

Die Wäscherin stieß eine Art Grunzen aus, gleich einem wilden Thiere, und hob, ihr Waschzeug in's Wasser werfend, hastig Steine auf, womit sie fliehend die Neugierigen, welche sie unterbrochen hatten, niederzuwerfen suchte. Marsillat stürzte ihr nach, da er aber sah, daß sie ihm mit geisterartiger Geschwindigkeit den Vorsprung abgewann und einem Moorgrund zueilte, den er kluger Weise noch bemerkte, so wendete er sich, um zu sehen, ob Wilhelm ihm folge: da erblickte er seinen Freund auf dem Boden ausgestreckt, ohne alle Bewegung.

Ein Stein hatte ihn ziemlich stark an den Kopf getroffen. Der Schild seiner Reisemütze hatte zwar den Wurf geschwächt, und das Blut war nicht geflossen; aber die Erschütterung war doch stark genug gewesen, um den Jüngling ohnmächtig zu machen. Mit Leo's Hülfe erhob er sich bald wieder; allein seine Besinnung fand er nicht zugleich mit dem Gebrauch seiner Glieder, und er erwachte in dem Bette des Pfarrers von Toull gegen zwei Uhr Nachmittags, ohne sich gerade krank zu fühlen, doch auch ohne die Fähigkeit, sich an das zu erinnern, was ihm seit dem leidigen Zusammentreffen mit der nächtlichen Wäscherin begegnet war. Cadet allein war bei ihm, und der junge Kranke, der noch zu träumen meinte, hörte draußen einen Trauergesang, als wie von einem Leichenbegängniß.

Neuntes Kapitel.

Abschied vom Dorfe.

Leonhards Sohn war es, der Wilhelm zu dem Pfarrer gebracht hatte: er pflegte seiner, bis er wieder zu sich selbst kam; er auch setzte ihm auseinander, was seit seinem Fall mit ihm geschehen war. Nur schwer begriff Wilhelm die Gehirnerschütterung, welche die Thätigkeit seines Denkvermögens unterbrochen hatte. Jetzt fühlte er nur noch ein wenig Schwäche und Schwindel. Er erhob sich mit der Hoffnung, daß eine Beule am Kopf die einzige Folge sein und sein Haarwuchs diesen Unfall seiner Mutter verbergen werde. Cadet, der das beste Herz von der Welt hatte, und dem die Pflege des Patienten aufs dringendste anempfohlen worden war, holte ihm, während er sich ankleidete, ein Glas Wein, und er rüstete sich gerade, auf den Kirchhof zu gehen und der Bestattung seiner Amme beizuwohnen, als er den Pfarrer mit seinem Küster, gefolgt von der Familie der Verstorbenen und der übrigen Leichenbegleitung, davon zurückkehren sah. Johanna kam zuletzt, niedergedrückt, kaum sich fortschleppend, mit verhülltem Gesicht und gestützt auf Claudie, welche herzlich weinte, da sie eine herzgute Dirne war. Indeß ging Johanna zu dem jungen Baron hin und fragte ihn nach seinem Befinden mit einer Besorgtheit, welche ihn in einem solchen Augenblicke lebhaft rührte. Er nahm sie am Arm und führte sie in die Küche des Pfarrers, wo sie blaß und erschöpft auf einen Stuhl sank. Es war ihr, als hätte sie ihre Mutter zum zweiten Mal verloren.

Aber die Groß-Gothe, welche mit ihrem rauhen, männlichen Auftreten und Reden dazu kam, gönnte ihr keine Muse, sich ihrem Schmerze hinzugeben. „Auf, Hanne," sagte sie, „Du mußt Dich bei Deinen

Verwandten und Freunden bedanken, welche der Beerdigung so rechtschaffen beigewohnt haben, obgleich sie wohl wußten, daß wir nach dem Brande unseres Hauses keinen Platz mehr hatten, sie, wie's der Brauch ist, nach der Rückkunft vom Kirchhof zu bewirthen. Sei höflich und entschuldige Dich bei ihnen! Vorwärts, das ist Deine Sache, Deine Pflicht, und nicht die meinige."

Johanna stand auf und dankte den Umstehenden, welche in die Küche des Pfarrhofs getreten waren. Alle gaben ihr große Beweise von Freundschaft, und Wilhelm bemerkte bei den Meisten derselben eine edelmüthige Sprache voll schöner Einfachheit. „Gut, gut, meine Hanne," sagten einige der ältesten Bekannten, „Du kannst zu uns kommen, wenn Du willst. Du darfst nur wählen, wir geben Dir gerne Kost und Wohnung, Du mußt eben verlieb nehmen, wie wir's haben."

„Meinen großen Dank, brave Leute, für all euere Freundschaft," antwortete Johanna: „aber ihr seid Alle in keinen so glücklichen Umständen und habt selbst genug mit eurer Familie zu thun, als daß ich euch zur Last fallen möchte. Ich bin jung, der Arbeit noch nicht verdrossen, und habe mir vorgenommen, auf einem Hofe zu dienen."

„Aber Johanni ist vorbei, und Martini noch nicht da, Hanne! einstweilen mußt Du doch irgendwo Dich aufhalten?"

„Meine Freunde," nahm Wilhelm das Wort, „beruhiget euch; der Herr Pfarrer und meine Mutter, die Frau von Boussac, werden für ein passendes Unterkommen Johanna's sorgen."

„Gut denn," sprach der Große-Onkel Germain im Namen der Uebrigen: „wenn die große Dame von Boussac es auf sich nimmt, so sind wir zufrieden."

Alle entfernten sich, nachdem sie die schluchzende Johanna geküßt hatten, und der Pfarrer trat, gefolgt

von Marsillat, wieder ein. Die Groß-Gothe war zurückgeblieben mit einem Mann von sehr schlimmer Miene, der wilde Blicke um sich her warf und Wilhelm bedeutend ärgerte, weil er mit auffallender Absichtlichkeit seinen Hut auf dem Kopfe behielt, während ihn alle vor dem Pfarrer abgenommen hatten.

„Jetzt, Hanne," sagte die Tante, „mußt Du dem Herrn Pfarrer und Deinem Pathen Deinen Knix machen und dann, liebe Kleine, gehst Du mit mir, weil ich Dich brauche."

„Nein, meine Tante," antwortete Johanna mit einer Festigkeit, welche Wilhelm bei einem so demüthigen und vertrauensvollen Charakter nicht gesucht hätte, „ich geh' nicht mit Euch. Ich weiß, was Ihr von mir wollt, und ich kann Euch nicht Folge leisten."

„Wie, Unglückliche," schrie die Gothe mit gesteigerter Stimme, „Du willst Deiner Tante nicht mehr folgen, die Dich aufgezogen hat, die Deine nächste Verwandte ist, die heute Nacht in Deinem Hause Alles verloren hat, die den Sack nehmen und betteln müssen wird, und nicht einmal einen Stall zum Unterschleif hat?"

„Horchet, meine Tante," antwortete Johanna, „Ihr habt schon einen Ort zur Unterkunft gewählt. Ich habe Euch diese Nacht das Geld gegeben, das mir mein Pathe geschenkt hat. Ich habe es Euch heute Morgen gesagt, daß ich Euch alle geretteten Geräthschaften uud alles Vieh überlasse... ich behalte Nichts für mich, als die Kleider, die ich auf dem Leibe trage."

„Ei! und wer soll das Vieh auf das Feld führen? wer soll es waiden, bis man es auf den Markt liefern kann?"

„Ihr, meine Tante; Ihr seid noch jung und stark genug aufs Feld, und habt draußeu immer Euere Gais gehütet, weil Ihr sie mir nicht anvertrauen wolltet."

„Hanne hat Recht," sagte der Pfarrer, „Ihr be-

dürfet ihrer Dienste nicht, Gothe, und sie hat mehr für Euch gethan, als sie konnte, ja — als sie sollte. Sie ist großjährig, Ihr habt kein Recht auf sie; darum lasset sie frei handeln."

„Also verläßt sie mich," schrie die Tante, fluchend, kreischend, deklamirend und sich verzweifelt stellend. „Ein Kind, das ich erzogen, das ich gehegt und aufs Feld getragen habe, als es nicht höher war, wie mein Holzschuh! ein Mädchen, für das ich mich aufgeopfert hätte und wegen dessen ich mich nicht verheiratet habe, um ihr das Meinige zu vererben!"

„Heiratet, heiratet, meine Tante, nach Herzenslust," sagte Johanna sanft. „Ich habe nie erfahren, daß Ihr Euch dessen um meinetwillen beraubtet."

„Wohlan, wohlan, ja — ich werde heiraten! Ich habe noch etwas Weniges, und traun! Du sollst es nicht erben, denn ich werde zu Gunsten meines Mannes ein Testament machen"

„So heiratet denn, und testiret, wie Ihr wollt," sagte der Pfarrer mit Achselzucken.

„Aber recht grausam ists doch," heulte die Megäre, so verlassen zu werden! Ha! wenn meine arme Schwester das vorausgesehen hätte, so hätte sie Dir ihren Segen auf dem Todtenbette verweigert."

Diese barbarischen Worte machten einen tiefen Eindruck auf Johanna. Sie erbebte, zögerte, machte eine Bewegung, sich an den Hals ihrer Tante zu werfen, damit sie sich zufrieden gebe, als jedoch ihre Augen auf das Unheil verkündende Gesicht des Mannes fielen, der hinter ihr in der Ecke des Kamins geblieben war, hielt sie inne. — „Höret, Tante," sagte sie, „wäre mein Haus nicht verbrannt, so hätte ich mich niemals von Euch getrennt. Hätte ich die Mittel, ein anderes zu bauen, so würde ich Euch einladen, bei mir zu wohnen; aber das geht nicht an. Da ist mein Pathe, der mir meinen Verlust ersetzen will, aber ich

habe Gründe, sehr gute Gründe, um die Wohlthat meines Pathen nicht anzunehmen.“

„Welche, Hanne?“ fragte Wilhelm rasch.

„Das will ich Ihnen später sagen, mein Pathe, nur Ihnen. Jetzt sage ich meiner Tante, daß ich mich verdingen will; das ist meine Pflicht; und wenn sie nicht auskommt mit dem, was sie hat, so werde ich ihr meinen Verdienst geben. Aber ihr folgen — nein, das geschieht niemals, ich schwöre es bei dem Tauf-Sakrament.“

„Schaut 'mal, Mutter Gothe, 's ist wegen meiner, daß sie so schwört!“ sagte mit einer hohlen Rabenstimme und gehäßigem Blick der Mann, der sich bis jetzt stumm und unbeweglich in dem Winkel des Heerdes gehalten hatte.

„Ich habe Nichts wider Euch aus, alter Raguet,“ antwortete Johanna, „aber sagt über mich, was Ihr wollt, ich ziehe doch nicht zu Euch.“

„Ich würde mich mit aller Macht widersetzen,“ rief der Pfarrer, der sich einer verächtlichen Geberde nicht erwehren konnte, als er Raguets finsteres Gesicht erblickte.

„Recht, Herr Abbè!“ erwiderte Raguet. „'s gibt Leute, die man immer alles des Bösen anklagt, was man gegen sie thut; dann gibt's auch wieder, die wie Heilige sprechen, und die man für sehr fromm schätzt, die aber schlimmere Gedanken haben, als ich.“

„Ja, ja!“ fiel die Megäre ein, „'s gibt sehr leichtfertige Leute, Vater Raguet, und diese sinds, die sich immer auf Kosten ihres Nächsten herausstreichen.“

Der gute Pfarrer erblaßte vor Furcht und Entrüstung. Wilhelm trat vor Raguet und sah ihn scharf an mit drohender und verachtender Miene, aber er vermochte es nicht, ihn zum Niederschlagen des Auges zu bringen. Dieses blasse und dumpfe Antlitz schien keines andern Ausdrucks, als des ruhigen und geduldigen Hasses, fähig zu sein. — „Wen beabsichtiget Ihr

hier zu höhnen?“ fragte ihn Wilhelm, indem er ihn stolz von oben bis unten maß.

„Ich spreche nicht mit Ihnen, mein kleiner Herr,“ antwortete der Bauer, „und festere, als Sie, haben mich nicht verschreckt.“

„Aber Ihr sollt fort von hier!“ schrie Wilhelm, sich mit der Feuerzange waffnend, denn eine Bewegung Raguets ließ ihn vermuthen, daß er unter seiner schmutzigen und verschlossenen Jacke eine Waffe ergreife.

„Fort?“ sagte Raguet mit dem kalten Blut der Verschlagenheit, und ohne irgend Furcht zu zeigen, „das ist ja mein eigener Wille; man ist hier bereits in keiner so guten Gesellschaft... ich meine Sie nicht, Herr Marsillat.“

„Sehr viel Ehre für mich,“ sagte Marsillat mit spöttischem Ton. „Schon recht, Raguet, schweigt und trollt Euch. Ihr wißt, daß ich Euch in der Hand habe! seid vernünftig . . . und artig,“ fügte er mit spöttischer Miene bei; Raguet erwiderte ihm mit einem Lächeln des Einverständnisses.

„Ja, ja, gehen wir, Mutter Gothe,“ sagte er, sich langsam nach der Thüre hinschleichend. „Es braucht Nichts weiter, meine wackern Leute! ohne Complimente!“ und er ging hinaus, ohne den Hut zu lüften, gefolgt von der Tante, welche eine Faust machte und Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelte.

„Elende!“ brach der Pfarrer, als sie entfernt waren, halblaut aus.

„Schlechtes Pack!“ sagte Wilhelm, „dieser Kerl sieht aus, wie ein Schurke.“

„Darum ist er auch nicht sehr furchtbar,“ sagte Marsillat leicht hin.

„Ach, meine arme Hanne!“ rief Cadet, „das ist eine böse Geschichte für Dich. Ach, ja, Du hast viel Unglück, daß Du Deine Mutter verlierst. Die Leute da werden Dir Böses thun.“

„Sei unbesorgt, lieber Cadet,“ antwortete Jo-

hanna, ihre Thränen trocknend und sich bekreuzend, „gibt es böse Geister wider mich, so gibt es auch gute für mich.“

„Ja, Hanne, ja,“ riefen Wilhelm und Herr Allain zugleich aus, „Du hast Freunde, die Dich nicht verlassen werden.“

„Oh, ich weiß es wohl! Sie sind brave Männer, Sie Beide,“ antwortete Johanna, jedem eine Hand hinreichend; dann, auch Marsillat die Hand gebend, setzte sie mit engelgleichem Gradsinn hinzu: „und auch Sie, Herr Marsillat, auch Sie sind nicht böse. Sie haben mir viel Gutes erwiesen. Sie sind mitten durchs Feuer auf mein Haus gestiegen; Sie haben die ganze Nacht gewacht, um mir den Leichnam meiner armen Mutter hüten zu helfen .... Und auch Cadet ist ein guter Junge; Jedermann war gut gegen mich. Das tröstet mich wieder ein wenig über die Bösen und Rücksichtslosen.“

Cadet schickte sich zu weinen an, ohne daß von seinem Munde das ewig stehende Lächeln verschwand. Was Marsillat betrifft, so war er von Johanna's Dankbarkeit gerührt, und eine Art gemüthlicher Neigung, deren er sehr wohl fähig war, vermischte sich mit seiner Begierde, ohne die Heftigkeit derselben zu schwächen. Er hatte ein gutes Herz und ein unbedenkliches Gewissen. Einen Augenblick besann er sich, wie seine Leidenschaft mit seiner Rechtlichkeit zu vereinigen wäre, und der Vergleich war gar leicht geschlossen; was Wunder für einen so gewandten Sachwalter!

„Jetzt,“ sagte Wilhelm, sich Johanna nähernd, „kannst Du mir sagen, mein theures Kind, warum Du mir das Recht nehmen willst, mich mit Deinem Loose zu beschäftigen?“

„Ich nehme es Ihnen nicht, mein Pathe. Sie werden mir rathen, wo ich unterkommen soll, und wenn ich Credit brauche, um eine Trauerkleidung zu

kaufen, so erlauben Sie mir, mich auf Sie zu berufen. Das ist genug, ich will Nichts weiter.“

„Das wollen wir sehen, Hanne! Woher kommt Dir dieser Stolz? er ist ein Mißtrauen gegen mich.“

„Oh, glauben Sie das nicht, mein kleiner Pathe, ich bin dessen nicht fähig! aber ich will Ihnen nur gestehen, ich habe Gründe, Ihr Geld auszuschlagen; theils wegen Ihrer, theils wegen meiner. Wegen Ihrer, sehen Sie, darum, weil Sie noch nicht wissen, ob Ihre Mutter das Alles genehmigen wird, und weil ein Jüngling, wie Sie, nicht immer mehr Geld hat, als er braucht.“

„Wer hat Dir solche Sachen in den Kopfe gesetzt, Hanne?“

„Herr Marsillat, der sich gut darauf versteht; nicht wahr, Herr Marsillat, Sie haben mir diesen Morgen, ehe Sie nach Toull zurückkamen, gesagt, daß mein Pathe noch nicht in den Genuß seines Vatergutes eingesetzt sei und ins Gedränge kommen würde, wenn er mir mein Haus bezahlte?“

„Ah!“ rief Wilhelm, Leo fixirend, „Sie hatten die Güte, sich in solchem Grade mit meinen Angelegenheiten abzugeben?“

„So, ich sprach mit Dir davon, Hanne? Die Sache ist mir entfallen,“ sagte Marsillat mit völlig gleichgültigem Ton.

„Oh, Sie müssen Sich wohl daran erinnern, Herr Leo, denn nach diesen Aufschlüssen hatten Sie ja die Güte, mir Ihrerseits den Wiederaufbau meines Hauses anzubieten. Denn, sagten Sie, mich genirt das nicht im Geringsten.“

„Ei!“ rief Claudie, deren Augen rund wurden, wie die einer Katze, „das hat Dir Herr Leo vorgeschlagen?“

„Ich begreife,“ sagte Wilhelm mit Bitterkeit, „Herr Leo zieht es vor, Dein Wohlthäter zu sein, und Du ziehst seine Wohlthaten den meinigen vor?“

„Oh nein, mein Pathe, ich weiß wohl, was sich schickt, und was nicht. Herr Marsillat ist nicht mein Pathe, und nur aus Freundschaft gegen Sie und aus großem Erbarmen gegen mich redete er so. Aber ich habe ihm gleich gesagt, wie ich es ihm vor Ihnen wiederhole, daß wenn ich das annähme, ich mich in übles Gerede bringen würde, was mir ein sehr schlimmer Dienst wäre."

„Du sprichst mit Güte und mit Weisheit, Hanne," sagte der Pfarrer.

„Oh nein! Herr Pfarrer, ich spreche in der Wahrheit meines Herzens. Ich bin Herr Marsillat sehr verbunden, aber ich werde das niemals annehmen."

Den Henker auch über die Unschuld! dachte Marsillat, tief beschämt, daß seine Verführungsversuche so naiv ans Licht gestellt wurden.

„Was das Haus betrifft," antwortete Johanna, so ist kein Gedanke daran, mein Pathe; in dem neuen würde mir's nicht warm noch kalt. Es wäre doch nie dasselbe Haus, wo meine Mutter mich erzogen hat, wo sie gelebt hat, wo sie gestirbt ist. Ich habe das Hausgeräthe meiner Tante gegeben, ich mußte es wohl, damit sie ihr Unglück ein wenig verschmerze. Neues Hausgeräthe mag ich nicht für mich allein, was thäte ich damit? Das hätte ich gemocht, was mir von meiner Mutter gekommen wäre, sonst Nichts."

„Indessen," sagte Marsillat mit der Absicht, Wilhelms und Herrn Alains Verdacht zu widerlegen, „mit Deinem Hause hättest Du leicht einen Mann gefunden, meine arme Hanne! statt daß Du jetzt..."

„Jetzt?" rief Cadet in seiner Ehrlichkeit aus, „jetzt wird sie eineweg einen finden, sobald sie mag... sie braucht kein Haus, basta!"

Wäre das der von der schönen Johanna vorgezogene Liebhaber? war der zu gleicher Zeit in Wilhelm und Leo erwachte Gedanke, als sie ihre Blicke auf das pausbackige Gesicht des dicken Cadets wandten.

Aber Johanna antwortete:

„Mein kleiner Cadet, Du erzeigst mir viel Ehre, daß Du so redest, aber Du weißt wohl, daß ich nicht heiraten will.“

„Zu etwas Anderem!“ sagte Leo, der immer den Schein haben wollte, als müßte die Frage umgangen werden.

„Nein, nicht zu etwas Anderem, Herr Leo,“ fiel Johanna ruhig ein: „der Herr Pfarrer weiß sehr genau, daß ich an eine Heirat gar nicht denken kann.“

„Ah! Sie wissen das, Pfarrer, Sie?“ fragte Leo höhnisch. „Da sieht man's, was es heißt, junge Mädchen in die Beichte zu nehmen?“

„Hanne will nicht heiraten... Hanne wird nicht heiraten,“ antwortete der Pfarrer mit Ernst.

„Nu, nu, das ist ein Beichtgeheimniß,“ sagte Marsillat lachend.

„Es ist nichts Lächerliches, Herr Leo,“ bemerkte Johanna mit einer durch die außerordentliche Milde ihres Charakters und ihrer Stimme gemäßigten Würde.

Wilhelm betrachtete Johanna mit dem Interesse einer lebhaften Neugierde. „Ist es in der That ein Geheimniß?“ fragte er, sich an die Jungfrau wendend.

„Immerhin braucht man nicht davon zu reden,“ sagte Johanna; „ich habe nur davon gesprochen, um zu behaupten, daß ich keines Hauses bedarf und keines will, mein Pathe. Ich bin Ihnen aber eben so sehr verbunden, als wenn Sie mir hätten ein Schloß bauen lassen.“

„Hanne hat vollkommen Recht,“ sagte der Pfarrer. „Seien Sie versichert, Herr Baron, daß die Klugheit aus dem Munde dieses Kindes redet. Hätte sie ein Haus, so würde ihr gutes Herz sie bewegen und ihr Gewissen vielleicht ihr rathen, mit ihrer Tante darin zu wohnen: und ihre Tante würde sie unterdrücken... wenn sie nicht noch Schlimmeres thäte,“ fügte er mit gedämpfter Stimme bei. „Entsagen Sie diesem groß-

müthigen Vorhaben, Herr Baron, es werden sich wohl noch andere Mittel und Wege finden, Hanne's Loos zu sichern."

„Ich ergebe mich; Sie haben Recht, Herr Pfarrer," antwortete Wilhelm in gleichem Ton, „und ich glaube sogar, daß man, bei der außerordentlichen Zartheit ihrer Denkweise, sich ohne ihren Beirath damit beschäftigen muß."

„Ohne allen Zweifel. Zeit und Gelegenheit werden die besten Rathgeber sein. Was wir augenblicklich bestimmen müssen, ist nur ihr einstweiliger Aufenthaltsort. Hör' einmal, Hanne," fügte der Pfarrer mit lauterer Stimme bei, „wo willst Du Dich vorderhand bequemen?... heute zum Beispiel?"

„Willst Du in unser Haus kommen, Hanne?" rief Claudie mit freundschaftlichster Zuvorkommenheit.

„Dank, meine Liebe! Deine Mutter braucht ihre Sachen selbst, und Du kannst ihr alle nöthigen Dienste leisten; ich will Niemand zur Last fallen."

„Hanne," sagte der Pfarrer, „es ist unmöglich, daß Du hier über Nacht einen Dienst findest. In der ersten Zeit mußt Du bei anständigen Leuten, welche Dein Pathe dafür entschädigen wird, Dich unterbringen."

„Gewiß," sagte Wilhelm, „wenn Hanne nicht zu stolz ist, von mir auch nur die geringste Gefälligkeit anzunehmen!"

„Oh, mein Pathe! Sie thun mir Unrecht, ich werde das gerne annehmen, da es von Ihnen kommt."

„Ei! warum sollten Sie verlegen sein, Pfarrer?" bemerkte Marsillat nur so hingeworfen, „Ihre Hauserin ist alt und presthaft. Nehmen Sie Hannen in Ihren Dienst."

„Nein, Herr, das wäre nicht schicklich," antwortete Herr Allain mit Festigkeit. „In unsern Tagen ist der Glaube nicht lebendig genug, daß ein Mann der Kirche mehr als Andere von den bösen Zungen verschont bliebe."

„Nun denn! es gibt ein Mittel, das Allem ab-

hilft,“ entgegnete Marsillat. „Wilhelm soll sein Pathchen heute noch nach Boussac führen und seiner Mutter vorstellen.“

Wilhelm schaute Leo aufmerksam an, um zu sehen, ob unter diesem Rath keine Schlinge liege. Marsillat sah ganz treuherzig aus.

„Aufrichtig zu sagen,“ nahm der Pfarrer wieder das Wort, „dieser Gedanke ist nicht der unrichtigste. Hanne hat ihre Tante und den schnöden Raguet, der zu Allem fähig ist, aufgebracht. Ich werde in Betreff ihrer erst dann beruhigt sein, wenn die Gothe sich entschlossen hat, ein Opfer fahren zu lassen, an welchem sie gern ihr Müthchen kühlte... Und zudem — sieh' Hanne, glaube mir — geh', besuche Deine Pathin, die Frau Baronin von Boussac... in solcher Entfernung, und unter dem Schutz einer so hochverehrten Dame wirst Du Nichts zu fürchten haben.“

„Nach Boussac gehen? ich?“ sagte Hanne voll Schrecken. „Sie rathen mir das, Herr Pfarrer?“

„Und ich bitte Dich darum, Hanne,“ sagte Wilhelm mit der Zuversicht einer Pflichterfüllung. „Du kennst vielleicht die Gefahren nicht, von welchen Du umgeben bist, bei Feinden von solcher Art, wie ich heute neben Dir sah... Wenn Du Vertrauen zu mir hast, so wirst Du es mir beweisen, indem Du heute noch meine Mutter besuchst.“

„Mein Pathe,“ sagte Hanne, welche diese Bitte als Befehl betrachtete und sich, ohne die Gründe zu begreifen, demselben sogleich unterwarf, „Ihr Wille wird der meinige sein. Sie begehren also, daß ich zu Boussac wohne, in der Stadt, ich, die sich nicht erinnert, jemals über die Markung von Toull heilig Kreuz hinausgekommen zu sein!“

„Wenn der Aufenthalt in der Stadt Dir widerwärtig ist, mein Kind, so hast Du die Freiheit, wann Du willst, hieher zurückkehren. Nur sollst Du meine Mutter besuchen, mit ihr reden, ihr Dein Herz öffnen,

Deinen Kummer anvertrauen; sie ist gut, mitleidig, und wird Trostgründe für Dich zu finden wissen.... sodann kannst Du Dich mit ihr über die Zukunft verständigen, und Deine Unabhängigkeit wird beachtet und beschützt sein."

Johanna willigte ein, freilich etwas erschreckt von dem Gedanken, vor die große Dame von Boussac zu treten in einem Augenblick, wo sie nach ihrem Ausdruck vor Kummer nicht recht bei Trost war.

„Du wirst in den Augen Deiner Pathin nur um so interessanter sein," sagte der Pfarrer und drang dabei so sehr in Johanna, daß sie nachgab.

Marsillat war verständig genug, daß er ihr nicht anbot, sie hinter sich auf's Pferd zu nehmen, und sogar Wilhelm sein Pferd antrug, da es stärker sei, als Sport, um zwei Personen zu tragen. Wilhelm war ein wenig in Verlegenheit bei der Vorstellung, an dem Schloßthor mit einer Bäuerin auf einem Sattel anzulangen. Der Pfarrer aber, wohl fühlend, wie unpassend es wäre, die Hanne mit zwei jungen Männern abreisen zu lassen; brachte durch Beigabe eines dritten Alles ins Reine. Cadet wurde beauftragt, des Pfarrers Paßgänger zu nehmen, und Hanne's Stallmeister zu werden. Im Grund genommen hatte der Pfarrer Recht. Eine Bäuerin auf einem Pferd mit einem Bauern hat nie Jemands Zunge in Bewegung gesetzt, mit einem Herrn wäre es etwas ganz Anderes gewesen.

Während man die Pferde rüstete, gab der Pfarrer seinen Gästen zu essen und empfahl Wilhelm, den er sehr blaß fand, und der an einem starken Kopfweh litt, eine kleine Aderlässe für morgen.

Claudie theilte nicht so ganz die Zuversicht des Herrn Allain, der Johanna, indem er sich nach Boussac schickte, den Bewerbungen Marsillats ganz entrückt glaubte. Mit eifersüchtigem Auge folgte sie allen ihren

Bewegungen, und das Einzige, worein sie ein wenig Vertrauen setzte, war Johanna's große Tugend.

„Höre, mein Hannchen," sagte sie zu ihr, „wenn Du Dich in Boussac eindingst, so suche, mich auch in das gleiche Haus mit Dir zu bringen. Ich möchte gar zu gerne in der Stadt wohnen, ich!"

„Und ich möchte auch gern selt (dort) sein," sagte der dicke Cadet; 's ist b i G o st (bei Gott) etwas Nettes um die Stadt Boussac! 's ist die brävste Stadt, die ich mein Lebtag g'schaut hab'."

„Ich glaub' es wohl, Esel, der Du bist!" sagte Claudie, „Du hast nie eine andere gesehen!"

Noch vor Beschluß der Mahlzeit ging Marsillat weg, um seiner Stutte Fanchon, die er wegen des kleinen Pfarrstalles auf einem etwas einsamen Hofe vor dem Dorfe untergebracht hatte, Haber zu geben. Der Tag begann sich zu neigen, und als er eben über die Schwelle des Schuppens trat, sah er mitten unter Futtergeschirren und ländlichen Werkzeugen ein fahles Gesicht auftauchen, das ihn ganz in der Nähe anstarrte. Alsbald erkannte er den Vertrauten und Gevatter der Groß-Gothe, Meister Raguet, genannt Kuhdieb. Dieser Abenteurer lebte mitten in der Haide in einer schlechten Hütte aus Zweigen und Schollen, die er sich selbst allein gebaut hatte, und wo Niemand, die Hexe Gothe ausgenommen, mit ihm wohnen wollte. Auch wäre Niemand zur Nachtzeit auf dreißig Schritte an dieser unheimlichen Wohnung, die den größten Taugenichts des Landes einschloß, vorübergegangen. Unter diesem elenden Außenschein verbarg Raguet ziemlich runde Summen. Er übte die gefährliche, aber gewinnreiche Profession eines Pferdediebs. Im Bourbonnais und Berry treiben während der Sommernächte, wo die Füllen auf der Waide sind, gewisse Kesselflicker aus der Auvergne und gewisse Landstreicher aus der Marche ihr Gewerbe. Sie zerbrechen mit Geschicklichkeit die besten Vorlegschlösser, steigen an der Mähne aufs Pferd,

legen ein leichtes Gebiß ein, das sie bei sich führen und reiten im Galopp nach den Bergen. Raguet praktizirte auf dem Lande noch andere kleine Fänge, z. B. Hühner, Gänse, Holz und Korn. Seine Anrede war sanft und honigreich, er sprach wenig, besuchte Niemand, ließ niemals seine Thürschwelle überschreiten, und machte sich, den Meuchelmord etwa ausgenommen, aus keiner schlechten Handlung ein Gewissen.

„Sind Sie es, Herr Marsillat?“ sagte er mit schleppender Stimme, obgleich er Leo sehr gut erkannt hatte.

„Was machst Du hier, Meister Spitzbube?“ antwortete ihm der junge Advokat, „hat Dir meine Stutte in die Nase gestochen? Wenn Du jemals das Unglück hast, ein Haar von ihr zu nehmen, so wirst Du weiter von mir hören.“

„Oh, ich werde Ihnen niemals etwas Böses thun, Herr Marsillat, und ich verhoffe, Sie mir auch nicht.“

„Ich kann Dir dessen viel thun, daran denke!“

„Nicht doch, Herr, Sie sind mein Advokat gewesen.“

„Wie ich der des Teufels wäre, wenn er mir seine Sache anzuvertrauen käme: aber ich bin nicht gezwungen, es immer zu sein, und da ich weiß, zu was Du fähig bist...“

„Nicht doch, Herr, Sie wissen Nichts davon... ich hab' Ihnen nie Etwas gestanden.“

„Eben darum halte ich Dich für einen Schelm.“

„Sie spassen nur, Herr Leo; aber es handelt sich nicht darum. Ich kam hieher, Sie um einen Rath in Geschäften zu ersuchen.“

„Ich habe nicht Zeit, Du kannst Samstags auf mein Arbeitszimmer kommen...“

„O nein, Herr, ich werde nicht kommen; sagen Sie mir lieber gleich, was ich Sie wegen der Hanne zu fragen habe.“

„Mir ist kein Verhältniß zwischen Dir und Hanne bekannt; ich habe Dir Nichts zu antworten.“

„Ei ja doch, Herr, doch! warten Sie, ich will Ihnen Ihren Gaul ein wenig herrichten helfen.“

„Nichts da! nicht angerührt!“

„Sie glauben also, Herr Leo,“ fuhr Raguet, ohne aus dem Conzept zu kommen, fort, „die Gothe hätte kein Recht, Hanne zu zwingen, daß sie bei ihr wohne?“

„Und welches Interesse hätte sie dabei, die Gothe?“

„Sie wissen es wohl!“

„Nein.“

„Es geschähe mehr in Ihrem Interesse, als in dem meinigen.“

„Verstehe nicht,“ sagte Marsillat, der sehen wollte, wie weit Raguet die Unverschämtheit triebe.

„Sie sehen wohl, Herr Advokat, daß wenn Sie der Gothe in einem Prozeß gegen ihre Nichte behülflich sein, und vor Gericht machen wollten, daß die Nichte bleiben müßte, wo ihre Tante ist ... eine Zeitlang nämlich ... Sie verstehen mich ...“

„Nein, weiter?“

„Ha! unser Haus draußen ist gar bequem, gar weit weg. Ein galanter Herr, der sehr neubegierig auf ein schönes Mädchen wäre! ... ich meine nur so ...“

„Du bist ein Schuft, eine Canaille, so würde ich für Dich plaidiren.“

„Oh! müssen sich nicht ärgern, ich will Nichts gesagt haben, aber Sie haben der Gothe gar schöne Präsente gemacht von wegen der Freundschaft ihrer Nichte; in solchen Sachen ist Ihnen Nichts verborgen!“

„Wohl möglich, ich kann wünschen, daß mich ein Mädchen liebe, und mich durch ein Allmosen überlästiger Bettler entledigen: aber Gewalt brauchen und mich der Vermittlung des schlechtesten Kerls bedienen, der mir hülfe ... er meint es ja nur! ... ein Ver-

brechen zu begehen ... das geschieht nun und nimmermehr. Adieu, guter Freund!"

„Sie werden d'ran denken und wieder einmal darauf zu sprechen kommen," sagte Raguet ruhig.

Marsillat war entrüstet und hatte gute Lust, diesen Elenden zu peitschen, aber da er solche Kameraden gut kannte, dachte er eher daran, ihn durch einige Hoffnung zu binden. Raguet folgte ihm Schritt für Schritt in dem dunkeln Stalle, und Leo fürchtete, er könnte aus Ingrimm der Fanchon die Kniekehle abschneiden. „Genug, genug! Du weißt nicht, was Du sagst," fuhr er mit besänftigtem Tone fort. „Nimm' das, um Dir Brod für die Woche zu kaufen. Ich weiß, daß Du unglücklich bist, und glaube gern, daß Du ohne das keine so schwarze Gedanken hättest."

Raguet betastete in der Dunkelheit Marsillats Trinkgeld, und da er fand, daß es ein Fünffrankenstück war, dankte er ihm und ging durch eine Hinterthüre aus dem Gehöfte hinaus, ohne seinen Anschlägen auf Johanna zu entsagen. „Höre," rief ihm Leo zu, und Raguet kehrte wieder zurück.

„Wenn Du jemals das Unglück hast, den Personen, für welche ich mich interessire, nur das geringste Leid zuzufügen, so hält mich das Mitleiden mit Deinem Unglück nicht mehr ab, Dich als einen Banditen zu bezeichnen."

„O ha! Sie werden es nicht thun," sagte Raguet, „Sie sind mein Advokat gewesen; es würde Ihnen schaden, für einen Banditen so schön gesprochen zu haben!"

„Du irrst Dich," sagte Marsillat, „ein Advokat kann von seinem Clienten zum Besten gehabt worden sein und nicht sein Mitschuldiger sein wollen. Schreib' es Dir hinter die Ohren, und respektire den Herrn Pfarrer von Toull und alle Personen, denen Du heute in meiner Gegenwart gedroht hast ... wo nicht, so sollst Du von mir hören."

Raguet ließ das Ohr hängen und ging weg, indem er sich zu enträthseln suchte, warum Marsillat, den er für ebenso verdorben hielt, als sich selbst, ein so starkes Interesse an seinen Mitbewerbern nehme.

Eine Viertelstunde nachher trabte Marsillat auf Fanchon neben Wilhelm, welchen die Bewegung des Pferdes immer leidender machte. Cadet und Johanna trottirten auf der Grauen voraus. Raguet, hinter den Felsblöcken verborgen, sah den Abziehenden nach und begann zu begreifen, daß Marsillat seiner nicht bedürfe. Der gute Pfarrer rief von der Plattform des Thurmes Marsillat zu: „und vergessen Sie doch ja meinen Thermometer nicht!" Dann ging er in sein Haus zurück, traurig, aber um eine große Seelenbedenklichkeit leichter, je mehr sich Johanna von Toull heilig Kreuz entfernte.

Zehntes Kapitel.

Heirats-Entwürfe.

Die Stadt Boussac, welche mit dem Weiler gleichen Namens eine Bevölkerung von achtzehn bis neunzehnhundert Seelen enthält, kann als eine der armseligsten und häßlichsten Unterpräfekturen des mittlern Frankreichs angesehen werden. Der Verfasser dieser Geschichte ist indeß nicht dieser Ansicht. Boussac, auf steile Hügel, längs der kleinen Creuse, am Zusammenfluß mit einem andern Bergstrom hingeworfen, bietet dem Blick eine Mischung von Häusern, Felsen, Giesbächen, unregelmäßigen Straßen und Hohlwegen dar, welche der Stadt ein sehr malerisches Aussehen verleihen. Ein Dichter oder Künstler könnte dort, unbe-

schadet seiner Ehrenhaftigkeit, verweilen und diesen Wohnsitz unendlich der stolzen Stadt Châteauroux vorziehen, welche einen Präfekten-Palast, königliche Straßen, Theater, Spaziergänge und Equipagen, dagegen ein plattes Land und ditto Aussehen hat. Bourges, in einer noch traurigern Gegend, besitzt seine herrlichen Denkmale, seine ernste historische Physionomie, seine verlassenen Gärten, seinen schönen Mondschein auf den Spitzengiebeln seiner mittelalterlichen Häuser, seine großen Straßen, wo das Pflaster vom Grase gefressen wird, und seine langen stillen Nächte, welche schier mit Sonnenuntergang beginnen. Wohl ist es die alte Hauptstadt der Aquitanier, eine Stadt von Domherrn und Beamten, die vergessenste, die ruhigste, die aristokratischste aller seligentschlafenen Städte. Guéret ist zu weit von den sie umgebenden Bergen entfernt und hat Nichts an sich, was die Entkleidung von diesem natürlichen Schmucke entsetzt; weiter gar Nichts als klares Wasser. La Châtre hat nur sein pflanzenreiches Thal hinter der Vorstadt; Neuvy seine byzantinische Kirche, die allzusehr überkleistert wurde, seine alte Brücke, die man, ohne Achtung für eine Reliquie der Vergangenheit, einzureißen im Begriff steht. Boussac hat den guten Geschmack, sich so richtig dem Boden anzupassen, daß man dort bei jedem Schritte, mitten auf der Straße, ein schönes Studium des Landes machen kann. Aber noch lange Zeit wird vergehen, ehe die Pfahlbürger unserer Provinzialstädte begreifen, daß Vegetation, Perspektive, Mannigfaltigkeit des Terrains, Murmeln des Waldbachs und Granitmassen einen wesentlichen Theil der Schönheit von Städten bilden, welchen der Glanz von Denkmälern abgeht.

Indeß gibt es ein Denkmal zu Boussac: das von Römern erbaute Schloß, welches Johann von Brosse, der berühmte Marschall von Boussac im Jahr 1400 nach dem Geschmack seiner Zeit wieder herstellen ließ.

Es ist unregelmäßig, doch anmuthig und coquett in seiner Einfachheit. Uebrigens sind die Mauern zehn Fuß dick, und wenn man die Schwelle überschreitet, findet man, daß das Innere die schlimme Miene aller jener Raubnester des Mittelalters hat, welche in unsern Provinzen immer noch auf allen Höhen ihr Haupt stolz emporstrecken.

Das Schloß gehört halb der Stadt und halb dem Lande an. Der Hof und die mit Wappen gezierte Façade schauen nach der Stadt zu; aber die andere Seite sammt dem wagerechten Felsen, der sie trägt, taucht sich ins Bett der kleinen Creuse hinab und beherrscht eine wundervolle Aussicht auf den geschlängelten Lauf des zwischen Felsen gedrängten Waldstroms, auf unermeßliche, mit Kastanienbäumen besäete Wiesengründe, mit einen unbegränzten Horizont von schwindelnder Höhe herab. Die Festungswerke bestehen noch, die Stadt ließ sie nicht abtragen, und die letzte Dame von Boussac, Mutter unseres jungen Helden, konnte von ihrem Garten aus beliebig auf das Feld, oder von ihrem Hofe aus in die Stadt treten.

Ungefähr achtzehn Monate nach den Ereignissen, welche den ersten Theil dieser Erzählung ausfüllen, bewunderten Frau von Boussac und ihre Freundin, Frau von Charmois, von einer breiten Fenstervertiefung aus mit Gesichtern, in welchen sich eher Langeweile als Entzückung malte, die wundervolle, vor ihren Augen ausgebreitete Landschaft. Man war in den ersten Tagen des Frühlings. Die beginnende Belaubung warf an den Bäumen eine leichte Beimischung von Grün unter das Braun; die Mandel- und Aprikosenbäume des Gartens, sowie die Schleengesträuche standen in Blüthe; ein herrlicher Tag erstarb in einem rosigen Sonnenuntergang. Uebrigens brannte ein großes Feuer in dem umfangreichen Kamin des Sals, und die Abendfrische war stark genug hinter den dichten Mauern des alten Herrenhofs.

Die schönste Zierde dieses Sals bestand ohne Zweifel in jenen wundersam-räthselhaften Tapetengeweben, die man heute noch in dem Schlosse von Boussac sieht, und die angenommenermaßen von Zizim aus dem Orient gebracht, den Thurm von Burg a neuf während seiner langen Gefangenschaft geschmückt haben. Ich glaube sie stammen von Aubusson, und habe eine ganze Geschichte davon im Kopf, die anderswo ihren Platz finden wird. Es ist beinahe außer Zweifel, daß sich der erlauchte Ungläubige in seiner Gefangenschaft daran ergötzt hat, und daß dieselben an denjenigen, der sie zu diesem Zwecke machen ließ, an Peter von Aubusson, Herrn von Boussac, Großmeister von Rhodus, zurückgekommen sind. Die Costüme gehören dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an. Diese gewobenen Gemälde sind Meisterstücke, und wenn ich mich nicht täusche, ein sehr bedeutsames Blatt in der Geschichte.

Die übrigen Geräthschaften des großen Sals zu Boussac waren zur Zeit, in die unsere Erzählung fällt, weit entfernt, durch ihren Prunk diesen Spuren alten Glanzes zu entsprechen. Unten an diesen mächtigen Gesimsen krochen, so zu sagen, erbärmliche kleine Lehnsessel, nach der Mode des Kaiserreichs, eine geringfügige Parodie der curulischen Stühle des alten Roms. Einige im Styl Ludwigs XV. gefaßten Spiegel dienten zur unpassenden Ausfüllung der mächtigen Glasrahmen über den Kaminen. Zwischen diesen Geräthschaften und der gewaltigen Burg, in der sie unbemerkt umher flatterten, herrschte der unvermeidliche Kontrast, welcher den Adel unserer Tage so schwach und arm hinstellt gegen die Verhältnisse seiner Ahnen.

Es schien, als erfülle dieses schmerzliche Gefühl unwillkürlich die Gedanken der beiden Damen, welche sich in der Fensterböschung unterhielten; denn sie waren ziemlich melancholisch, während sie mit leiser Stimme über dieß und das mit einander plauderten.

Die beiden edlen Personen mochten mit einander, und zwar zu gleichen Hälften, ein Jahrhundert alt sein. Sie waren schön gewesen; wenigstens bewies dieß jetzt noch Antlitz und Wuchs der Frau von Boussac; aber die Reize der Frau von Charmois hatte Fettleibigkeit überzogen, wodurch sie indeß an Regsamkeit, Intriguensucht und Entschlossenheit nicht verhindert wurde.

Tags zuvor in Boussac angelangt mit ihrem soeben zur Würde eines Unterpräfekten des Bezirks beförderten Gemahle, erneuerte Frau von Charmois ihre Bekanntschaft mit einer alten Freundin, welche sie seit zwei bis drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, welche aber ebenfalls, trotz der bedeutenden Verschiedenheit ihrer Charaktere, äußerst erfreut war, endlich eine Nachbarschaft und Gesellschaft ihres Ranges zu besitzen.

„Nein, meine Liebe,“ sagte die neue Unterpräfektin, „ich bewundere Sie in der That, daß Sie zwei Winter nach einander in Ihrem Schlosse zubringen konnten.“

„Es ist wirklich etwas traurig, meine Theure,“ antwortete Frau von Boussac, „doch ist es besser gebaut, geräumiger und wohlfeiler zu heizen, als mein hübsches Quartier in Paris.“

„Ich habe mich gar nicht darüber zu beklagen, zumal da Sie mich so gastfreundlich darin aufnehmen, bis ich mich in Ihrer seltsamen Stadt irgendwo eingenistet habe. Doch ich werde sie köstlich finden in Ihrer Nähe; aber gestehen Sie nur, theure Freundin, daß ohne dieses es eine Buße gewesen wäre, sich hieher zu begraben.“

„Sie kannten aber unsere Stadt doch, als Sie dieselbe zum Wohnsitz erkoren.“

„Ich sah sie vor fünfzehn Jahren, als ich Ihnen Besuche abstattete, ich weiß nicht, zwei- oder dreimal.“

„Zweimal! ich habe Nichts vergessen.“

„Von Ihnen habe ich auch Nichts vergessen. Aber eben weil ich ausschlüßlich mit Ihnen beschäftigt war, vergaß ich die Stadt zu betrachten und stellte sie mir in meinen Erinnerungen weniger arm oder weniger häßlich vor.“

„Unglücklicherweise für uns werden Sie indeß nicht lange hier verweilen. Es ist das nur eine Staffel zu einer Unterpräfektur erster Klasse.“

„Wenn ich nicht dächte, daß wir in achtzehn Monaten Präfekt seien, so hätte ich, ich gestehe es, dem Herrn von Charmois nimmer gestattet, in die Verwaltungsbahn einzutreten. Aber Sie, meine schöne Freundin, die selbst für ihren Sohn keinen Ehrgeiz hat, wie es scheint, wie mochten Sie den ungeheuern Entschluß fassen, den Wintern in Paris zu entsagen?“

„Muß ich nicht an die Ausstattung meiner Tochter denken? Ich habe zwei Kinder und Sie nur eines. Also bin ich von uns Beiden die beschränktere. Ohne mein Vermögen vermehren zu wollen, was darum unmöglich ist, weil Wilhelm gegen jede seine Unabhängigkeit fesselnde Laufbahn sich abgeneigt zeigt, muß ich doch einige Landgüter vollends von Hypotheken befreien, welche mein Mann darauf auszustellen genöthigt war. Nun ist auch meine Tochter eben aus der Klosterpension getreten und in heiratsfähigem Alter . . .“

„Aber Sie haben immerhin noch dreimalhunderttausend Franken Kapitalien unter ihnen zu theilen.“

„Ungefähr.“

„Nicht übel das! Hätten wir soviel, so wären wir nicht Unterpräfekt zu Boussac. Aber einmal auf einer guten Präfektur angelangt, werden wir unsere Tochter vortheilhaft verheiraten. Wann erwarten Sie Wilhelm bestimmt?“

„In acht Tagen und ich lebe kaum bis dahin. Ueber ein Jahr ist er nun abwesend, darum urtheilen Sie, wie sehr es mich verlangt, ihn wiederzusehen!“

„Oh! ich möchte ihn auch bald umarmen, den theuren Sohn! Möchte wissen, ob er Elviren wieder erkennt. Sie ist einstweilen so groß geworden! Finden Sie meine Tochter schön?“

„Gewiß ist sie recht hübsch, recht reizend!“

„Nicht wahr, sie gleicht Ihrem Vater nicht im Mindesten? Unglücklicherweise ist sie unendlich weniger schön, als die Ihrige, und ich wette, auch minder gut erzogen.“

„Marie ist erträglich, weiter Nichts; aber ein vortreffliches Gemüth.“

„Ein wenig romantisch, nicht wahr, wie ihr Bruder?“

„O! bei weitem nicht so romantisch, Gott Lob! Horch! hören Sie, wie die Mädchen drunten in ihrem Zimmer lachen? Sie finden wohl, daß Marie so wenig als Elvire an Melancholie leidet.“

„Wie! schreit Elvire so? ganz gewiß ist Marie es nicht! Ich habe gute Lust, sie schweigen zu heißen, und ihnen durch's Fenster zu rufen. Wenn unsere Provinz-Philister das hörten, so könnten sie unsere Töchter für Gänse halten, gleich den ihrigen.“

„Ei! lassen Sie sie nur lachen! so soll's in ihren Jahren sein! unsere Töchter werden glücklicher werden als wir, meine Theure! Dank ihrer Geburt werden sie sich erträglich verheiraten und durch Veränderung ihrer Lage nur gewinnen. Wir, die unsere Jugend mitten im Prunk der kaiserlichen Feste verbrachten, wir finden die Gegenwart sehr traurig und das Leben sehr nackt.“

„Sprechen Sie nicht so, meine Schöne! Man könnte glauben, Sie sehnen sich ins Kaiserreich zurück!“

„Nein. Ich kenne zu gut die Pflicht meines Ranges und was ich meinen Meinungen in dieser Beziehung schuldig bin. Aber ich habe an Vermögen und Stellung viel verloren bei dem Sturze Buonaparte's.“

„Nein, meine Theure! Sie haben verloren bei

dem Tode Ihres Mannes. Denn hätte er bis achtzehnhundertfünfzehn gelebt, so würde er es gemacht haben, wie der meinige, und wie so viele andere Beamte und Offiziere des Kaiserreichs. Er wäre als einer der Ersten zu den legitimen Fürsten übergetreten und hätte wieder Dienste genommen, oder sich einen guten Platz in der Provinz übertragen lassen."

"Ich zweifle, meine Theure. Er hatte sich dem Kaiser befreundet."

"Er hätte sich ihm entfreundet, seinem Kaiser!"

"Vielleicht. Ich hätte mein Möglichstes dafür gethan, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Ueberzeugung. Vielleicht wäre es mir nicht gelungen! denn man muß immerhin gestehen, daß der Kais... daß Buonoparte auf unsere Männer einen großen Zauber übte."

"Ja, anfänglich sah es so aus. Als Herr von Charmois Kammerherr war, schwur er auf nichts Höheres... aber da er ihn so große Thorheiten machen sah, gingen ihm die Augen über seine wahren Interessen wie über seine wahren Pflichten auf."

"Ich zweifle, daß Herr von Boussac sich so leicht eines Bessern besonnen hätte. Im Gegentheil war er in der Stimmung, sich an Napoleon um so stärker anzuschließen, je mehr das Glück von ihm abfiel."

„Er war auch ein romantischer Kopf; übrigens ein würdiger Mann, der Sie sehr glücklich gemacht hätte, wäret ihr nicht soviel durch den Krieg getrennt, und wären Sie nicht so eifersüchtig gewesen."

„Sie sind übel berichtet, daß Sie mir diesen Vorwurf machen... ich war es niemals auf Sie."

„Es beliebt Ihnen das zu sagen... Sie waren es doch ein wenig!..."

„Nicht im Mindesten. Herr von Boussac konnte die Koketten gar nicht leiden... und Sie waren es im höchsten Grade."

„Böse Zunge!... waren es denn wir nicht alle in jener Zeit?"

„Mehr oder weniger!...“

„Nun denn! Sie waren putztoll und machten dafür Ausgaben, die mir Herr von Charmois niemals bewilligt hätte.“

„Geschah meinerseits mehr aus Eitelkeit als aus Koketterie... Glauben Sie, das sei Eines und Dasselbe?“

„Sie sind diesen Abend sehr boshaft... aber wenn ich kokett war, wenn ich es noch ein wenig bin, so bin ich entschuldbar; mein Mann war nicht liebenswürdig, wie der Ihrige... Doch was ist das für ein Lärm, den die Fräulein machen! Das darf nicht geduldet werden, meine Theure!... gewiß hört sie die ganze Stadt. Ah, die Fräulein verbauern in der Provinz... so lachen und schreien ist wahrhaftig von schlechtem Ton!“

„Nicht sie sind es, die so schreien... es sind die Mägde; es ist Claudie... ich kenne sie an der Stimme.“

„Welches von Ihren beiden Kammermädchen ist Claudie?... Ist's die schöne blonde?“

„Nein, die kleine braune... die andere heißt Johanna: s'ist meine Tauftochter.“

„Ei! glauben Sie, es sei wohl schicklich, daß wir unsere Töchter sich in der Gesellschaft dieser Mägde ergötzen lassen?“

„Unsere armen Kinder müssen sich doch ein wenig freuen... das ist etwas sehr Unschuldiges! Ohne Zweifel haben sie dieselben in ihre Stube heraufgerufen, um mit ihnen den ländlichen Bourrée-Tanz zu versuchen. Das ist eine gute Uebung für die Gesundheit. Claudie macht den Professor; sie ist leicht, gelenkig und nicht ohne Anmuth.“

„Und die andere, die schöne? tanzt sie auch?“

„Nein, sie ist ein ernstes und melancholisches Mädchen. Aber sie singt gewöhnlich die Bourré-Weisen. Sie hat eine hübsche Stimme.“

„Sind Sie gut bedient von diesen Bäuerinnen?“

„Besser, als ich es jemals von Pariser Kammerjungfern war, die ich zehnmal theurer bezahlte, und die es in der Provinz doch zu langweilig fanden; ich gratulire mir zu dieser häuslichen Reform, und rathe Ihnen auch dazu.“

„Aber sie verstehen ja Nichts! Wer kleidet Sie an? Wer macht Marien den Kopfputz?“

„Claudie. Sie ist gewandt, thätig und verständig; das Mädchen hat eine bemerkenswerthe Fassungsgabe.“

„Und die andere? was thut die? Ich sehe sie weniger oft im Hause.“

„Sie hütet meine Kühe, macht vortreffliche Butter und Rahmkäse. Und sie besorgt die Wäsche, ordnet das Linnenzeug und verwahrt das Obst. Sie hat alle meine Schlüssel. Sie ist weit weniger fein, weniger handgerecht und weniger aufmerksam, als Claudie, aber sonst ein vortreffliches Wesen: tugendsam, geordnet, fleißig, sanft und treu; sie ist mir sehr nöthig geworden: mein Sohn hat an ihr einen wahren Fund für das Haus gemacht.“

„Ah! Wilhelm hat sie Ihnen gegeben? er nahm sie auf ihr hübsches Gesicht hin, und das beweist, daß er ein Kenner ist.“

„Meine Theure, Wilhelm ist von zu guter Geburt, er achtet sich selbst zu sehr, als daß er seine Augen auf diese armen Geschöpfe würfe.“

„Sie setzten nicht so viel Zutrauen in seinen Herrn Vater, denn ich erinnere mich sehr gut, daß ich einst hier, vor langer Zeit Sie in Thränen gebadet fand? Sie hatten eben die Bonne... die Säugamme, glaube ich, Ihres Sohnes fortgeschickt, weil Sie dachten, daß Herr von Boussac sie zu schön finde.“

„Sie mahnen mich da an eine meiner alten Sünden, und das ist grausam von Ihnen. Die arme Amme war gewiß sehr unschuldig. Sie war ein wenig

langsam, ein wenig hochtrabend und eigensinnig; sie machte mich oft ungeduldig. Ich hatte damals ein rascheres Blut als jetzt. Herr von Boussac, nachsichtiger und besser als ich, gab mir immer Unrecht, wenn ich sie zankte. Eines Tages ärgerte ich mich darüber, ich machte ihm ungerechte Vorwürfe darüber. Er befahl, um Frieden zu haben, die Entlassung der armen Tula — eine harte Strafe für mich, denn nie fand ich ein meinem Sohn und mir so treu ergebenes Weib wieder. Aber sie hegte einen unsinnigen Stolz. Aus irgend einem Lakaiengeschwätz mußte sie entnommen haben, daß ich eifersüchtig auf sie sei, und welche Anerbietungen ich ihr auch machen ließ, nie wollte sie wieder in meinen Dienst zurückkehren. Ich war etwas beleidigt über einen solchen Hochmuth; dann kam der Tod meines Mannes, meine Vermögens-Verwicklungen, mein Aufenthalt zu Paris zur Erziehung Wilhelms — kurz ich hatte diese Frau vergessen, als vor achtzehn Monaten, wenige Tage nach meinem neuen und definitiven Einzug in diesen Landsitz, Wilhelm ihren Tod vernahm und mir aus einem Dorfe, wo er zufällig auf einem Ausflug gewesen war, diese Waise, diese Hanne, die Tochter Tula's, folglich seine Milchschwester, brachte.“

„Ah! die Tochter der . . . . Amme? Diese Blonde ist die Tochter der Amme? noch ganz klein sah ich sie in Ihrem Hause.“

„Sie hat viel von den Manieren und selbst den Narrheiten ihrer Mutter; aber sie ist unendlich geduldiger und sanfter. Im ersten Moment machte der Anblick dieses jungen Mädchens einen schmerzlichen Eindruck auf mich. Er gemahnte mich an einen häuslichen Kummer und vielleicht an ein Unrecht von mir. Gerne hätte ich ihr Gutes gethan und sie in ihr Dorf zurückgeschickt. Aber gleich nach der Rückkehr von diesem Ausflug, fiel Wilhelm in die entsetzliche Krankheit, in welcher sechs Wochen zwischen Leben

und Tod schwebte, und Hanne wartete seiner mit solcher Hingebung, daß ich sie sofort aus Dankbarkeit beibehielt.“

„Man sagt, er habe von einem Bauer einen Steinwurf an den Kopf bekommen? war es wegen ihrer?“

„Das ist nicht wahr! denn er hat es immer geleugnet und Hanne hat nichts der Art gesehen. Sie wissen ja, daß Wilhelm bei einem Brande das Aeußerste that, um eine elende, vom Blitz getroffene Hütte zu retten, und sich dort seine Hirnentzündung holte!“

„Wie sollte ich das vergessen haben? Sie schrieben es mir gleich. Auch macht es Wilhelm zu viel Ehre, als daß man es vergessen könnte.“

„Habe ich Ihnen alle Einzelnheiten dieses Abenteuers geschrieben? Daß diese Hütte die der armen kaum gestorbenen Tula war? Und daß Wilhelm Hanne'n, welche an einem und demselben Tage ihre Mutter und alle ihre armselige Habe verloren hatte, im Drang edler Menschenliebe gleichsam an Kindesstatt annahm? So lernte er sie kennen und brachte sie her.“

„Aber das ist ja ein ganzer Roman, meine Theure!“

„Ein sehr einfacher Roman, der hier aufhört. Die Heldin besorgt meine Hühner und meine Milcherei.“

„Und Wilhelm?“

„Je nun, Wilhelm, was?“

„Er hat keinen Roman daraus gemacht?“

„Er hat eine schöne Romanze gemacht; aber Hanne verstünde keinen Buchstaben davon und könnte sie nicht singen . . . zudem ist sie sehr empfindsam für eine Bäuerin, und man darf den Namen ihrer Mutter nicht aussprechen, wenn man sie nicht weinen sehen will.“

„Ah! sie hat ein empfindsames Herz? . . . Hätte Wilhelm . . .“

„Wie befehlen Sie?“

„Nicht doch! Aber sagen Sie mir, warum ließen Sie Wilhelm nach all' dem so lange reisen?“

„Ah! Sie wissen ja, daß seine Gesundheit sich sehr langsam wieder herstellte. Er war in tiefe Melancholie verfallen und verursachte mir bittere Sorgen wegen der Zukunft.“

„Und die Ursache dieser Melancholie haben Sie zu ergründen vermocht?“

„Ich schwöre Ihnen, es war da keine andere Ursache, als ein krankhafter Zustand, eine Art Hirnschlag. Ich setze Alles Vertrauen in meinen Sohn; er hat mir nie Etwas gelogen, nie sogar Etwas verheimlicht. Er hat mir immer betheuert, wie ich Ihnen schrieb, daß er die geistige Ursache seines Dahinschmachtens nicht kenne. Die Aerzte riethen zu Zerstreuung, zu Reisen. Er selbst fühlte ein solches Bedürfniß, und kaum war er zwei Monate mit unserm sehr werthen Freunde Sir Arthur Harley in Italien gewesen, als er auch Kraft, Eßlust, Frohsinn und die ganze Jugendfrische wieder gewann. Sir Arthur und er selbst schreiben mir jede Woche und letzterer fordert mich in seinem neuesten Brief auf, mit eigenen Augen zu urtheilen.“

„Wilhelm war ein sehr anmuthiger Jüngling!“ nahm Frau von Charmois, die mit einemmal nachdenkend wurde, wieder das Wort; „mich verlangt's, ihn wieder zu sehen.“

„Aber sagen Sie mir einmal, Herzchen, dieser gute Herr Harley, Ihr Engländer, wäre er wirklich so reich, als man ihn anschlägt?“

„Nicht sehr reich für einen Engländer auf Reisen; indeß besitzt er wenigstens eine Million Vermögen.“

„Ei, das ist ja sehr schön! ... Denken Sie nicht bisweilen, daß er eine sehr hübsche Partie für Marie wäre?“

„Ihnen steckt nichts im Kopfe, als Heiraten und Glücksfälle! Wohlan! ich versichere Sie, daß ich niemals daran gedacht habe.“

„Und warum wäre die Sache unmöglich? gebe ich Ihnen da nicht einen guten Gedanken?“

„Wenigstens einen sehr unwahrscheinlichen. Zumal wenn das Erstgeburtsrecht wieder hergestellt wird, so erhält Marie höchstens zwei= bis dreitausend Livres Renten. Ein Millionär ist dann, wie Sie sehen, nicht ihre Sache, und mein Sinn steht mir für sie nicht so hoch.“

„Bah! sie ist hübsch! und Ihr Engländer, soviel ich mich erinnere, ein Philosoph, ein Original. Mit ein Bischen Gewandtheit, ein Bischen Koketterie könnte ihm Marie gar leicht den Kopf verdrehen.“

„Marie würde diese Koketterie nicht haben, und ich würde ihr nicht dazu rathen. Wir sind nicht gewandt, meine Allerschönste, wir sind stolz!“

„Thorheit das! Mit einer Million werden Sie weit stolzer sein.“

„Sagen Sie solche Sachen nicht vor meiner Tochter, ich bitte Sie inständig. Ich hoffe, Sie werden es vor der Ihrigen nicht sagen.“

„Ein Mädchen, dem man die Nutzanwendung ihrer schönen Augen und ihres süßen Lächelns zur Angelung eines Mannes erst lehren müßte, wäre ein großes Gänschen. Die Jüngferchen errathen das Alles ohne Unterricht.“

„Marie wird den richtigen Takt haben, ein Gänschen zu sein. Sie ist sehr kindlich, sehr einfach und ohne allen Ehrgeiz.“

„Was sie jedoch nicht verhindert, zu sehen, daß Harley ein sehr schöner Mann und meines Dafürhaltens noch jung ist. Wie alt wäre er denn?“

„So ungefähr dreißig.“

„Uf! mir wäre lieber, er zählte vierzig. Zählte er gar fünfzig, so wäre die Sache gewiß. Die Fünf=

ziger sind erpichter auf junge Mädchen, als die Dreißiger. Freilich wenn sie dann Verstand haben, so trauen sie um so weniger. Einem Dreißiger könnte man leicht weiß machen, daß eine unserer Töchter aus Liebe zu ihm sterbe, und das glauben Sie mir, wäre das Beste. Die Männer heiraten nur aus Eigenliebe, sei's einen großen Namen, sei's ein großes Vermögen, sei's eine große Schönheit. Und fällt die Mitgift nicht gar stark aus, so ist es gut, wenn eine große Leidenschaft stattfindet. Das schmeichelt ihnen und sie fassen den Entschluß, eine junge Person am Liebestod zu verhindern."

Frau von Boussac, obwohl eine gute und würdige Dame, sündigte doch hauptsächlich aus Charakterschwäche, und ihre guten Grundsätze entsprachen ihren guten Trieben nicht hinlänglich. Das Kaiserreich hatte sie weit weniger verderbt, als die Frau von Charmois, aber es hatte aus ihr, wie aus allen Frauen von einigem Belang ein verzogenes Kind, ein eitles, den Bedürfnissen des Prunks und Großthuns unterworfenes Kind gemacht, die das graziöse Kamaschen-Regiment der Restauration nicht mehr völlig umorgeln konnte. Wilhelm glaubte an seine Mutter mehr, als sie es verdiente. Buchstäblich nahm er ihre weisen Lehren und ihre edle Haltung. Ihm schwante nicht, wie sehr sie im Herzensgrund jenen Umschlag der Dinge bedauerte, den sie so stolzen Sinnes zu tragen schien. Frau von Boussac war keine Intriguantin, aber den intriguanten Charakter der Charmois verabscheute sie nicht so sehr, als sie hätte thun sollen. Nie hätte sie etwas Niedriges und Verkehrtes ersonnen, aber statt über diese Laster bei Andern entrüstet zu sein, ergötzte sie sich daran, wenn sie mit Geist und Kühnheit auftraten. Sie hätte sich mit passiver Nachläßigkeit zu einer Intrigue hergeliehen, immer bereit jedoch, wie das bei schwachen Personen gewöhnlich der Fall ist, sich bei ungünstigem Erfolge

ein Verdienst daraus zu machen, daß sie nicht entschieden dazu mitwirkte, und die Erfinder des Ränkespiels sogar sachte zu bespötteln und zu verdammen; aber dessen ungeachtet fähig, dieselben zu bewundern und sich bei ihnen zu bedanken, wenn die List zu ihrem Vortheil ausfiel, ohne daß sie selbst die Hände dabei im Spiel gehabt zu haben scheinen müßte.

Die Teufelei der dicken Charmois versetzte sie daher auch keineswegs in wirkliche Indignation. Sie fand es für gut, darüber zu lachen, und stellte sich ungläubig gegen den Erfolg, um sich die Wahrscheinlichkeit desto besser auseinander setzen zu lassen. Redlich sein und die Freundin eines solchen Weibes sein, hieß das nicht gewissermaßen auf sein eigenes Verdienst verzichten? Aber die Charmois, feiner als sie, fühlte ihr nur den Puls über dieses Kapitel, um zu erfahren, ob sie mit ihrer Tochter Pläne hätte, während sie als weltkluge Frau wohl erwog, daß Sir Arthur für sie selbst leichtlich ein besserer Schwiegersohn werden könnte, als Wilhelm von Boussac, nach welchem sie anfänglich ihr Netz ausgeworfen hatte.

Eilftes Kapitel.

Der April-Bär.

So weit war die Unterhaltung gediehen, als sich ein Gemurmel von zischenden Stimmen und unterdrücktem Gelächter an der Thüre vernehmbar machte, und die beiden Fräulein, deren Zukunft eben verhandelt worden war, sich darstellten, augenscheinlich nichts weniger als mit den Luftschlössern beschäftigt, welche ihre Mütter so eben gebaut hatten. Trotz der gegenseitigen Lobsprüche, welche diese Damen in Betreff

ihrer Töchter gewechselt hatten, war keine der beiden letztern durch Schönheit ausgezeichnet. Elvire von Charmois war ein rundes, erträglich gebautes, sorgfältig angekleidetes Persönchen, da ihre Mutter sie immer unter den Waffen eines vollständigen Putzes hielt, allzeit fertig, eine Brautschau auszuhalten. Aber was sich auch Frau von Charmois immer vorspiegeln mochte, um einer traurigen Wirklichkeit zu entrinnen, Elvire glich doch ihrem Vater auf wahrhaft verzweiflungsvolle Weise. Sie hatte seinen schwerfälligen und ordinären Geist, ja es schien sogar, als hätte ihre Physiognomie den Ausdruck jener schlechten Laune geerbt, welche eines ihrer Aeltern dem andern verursachte.

Marie von Boussac war weniger frisch und weniger hergedrechselt, als ihre Gespielin; aber ohne hübsch zu sein, war sie doch von großer Anmuth. Blaß, etwas mager, von ziemlich schmächtigem und ein wenig gewölbtem Wuchs nebst länglichtem Kinn, besaß sie nur in ihren Augen und ihren Haaren eine wahrhafte Schönheit; aber der Ausdruck ihres Antlitzes war so rein und interessant, ihr Blick und ihr Lächeln zeugten von einer so empfindsamen und edelmüthigen Seele, daß man unmöglich sie eine Weile betrachten und sich mit ihr unterhalten konnte, ohne sie reizend zu finden, und ohne nach ihrer Achtung und Neigung zu streben.

Obgleich sie nicht selten sich in ihre Träume verlor, war sie doch sehr frohsinnig, und zwar just in diesem Augenblick, als sie mit ihrer Gespielin, der langweiligen und plumpen Elvire in den großen Sal trat.

„Mama,“ sagte Marie mit einem Ton, welchen sie ruhig und nachläßig machen wollte, der aber selbst im Scherze keiner Lüge fähig war: „da sind zwei Damen aus der Stadt, welche ihrer neuen Unterpräfektin vorgestellt sein möchten.“ Und sogleich erschienen zwei Frauenzimmer, deren erstere so keck vortrat und

in so lächerlicher Weise grüßte, daß die beiden Fräulein in Lachen ausbrachen, so sehr sie sich auch zusammennehmen mochten, um die Komödie fortzusetzen.

Frau von Boussac erkannte alsbald Claudien in ihrer Verlarvung als Fräulein. Aber die dicke Charmois, welche ein kurzes Gesicht hatte, und mit den Zügen der Kammerjungfer nicht vertraut war, erhob sich sehr mißvergnügt über den unverschämten Empfang, den diese Fräulein, und namentlich ihre Tochter, einer ihrer administrirten Seelen angedeihen ließen. Sie beruhigte sich erst, als sie Frau von Boussac mit Lachen sagen hörte:

„Du bist zum Entzücken, Claudie, Du siehst aus wie eine Herzogin! .... “

„Vom Kaiserreich!“ fügte die Charmois, sich wieder setzend, bei .... „Das also war die Ursache eurer lärmenden Lustigkeit, meine Fräulein?“

„Meine Damen, es ist heute der erste April!“ rief Marie von Boussac. „Wir haben den unerläßlichen Bären aufgebunden. Es war unsere Pflicht.... und unser Recht!“

„Euch ist verziehen, meine Kinder!“ antwortete Frau von Boussac. „Frau von Charmois ist in den April geschickt, sie hat ein Compliment gemacht: aber ich glaube, ich bin es selbst auch, denn ich erkenne die andere Dame, welche dort stehen bleibt, ohne ihre Nase zu zeigen, durchaus nicht. Herein doch, Madame, daß man Sie in Augenschein nehme.“

„So komm' doch näher, Du,“ schrie Claudie .... „Du siehst ja wohl, daß die gnädige Frau sich an dem Spaß ergötzt und nicht darüber ärgert.“

„Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, meine Pathin,“ sprach Johanna furchtsam herzutretend .... „ich selbst hätte so Etwas nicht gewagt .... aber Frölein Marie wollte uns durchaus aufstutzen.“

„Wie, das ist Hanne?“ sagte Frau von Boussac; „ich wußte wohl, daß nur sie es sein konnte, und doch

war ich nicht im Stande, sie zu erkennen. Ah, es steht ihr aber auch zu gut!"

„Das wäre Hanne? unmöglich!" rief Frau von Charmois aus. „Wer hat sie denn so trefflich angezogen? .... sie sieht unglaublich schön aus!"

„Ich habe mir alle Mühe gegeben," antwortete Fräulein von Boussac, „ich hoffe, es ist mir gelungen."

„Ja wohl! Sie haben Zeit dazu gebraucht, Frölein," sagte Johanna, „die sich geduldig zu der Maskerade hergegeben hatte. „Je nun, es hat Sie ergötzt, und mir macht's Freude, Ihnen einen kleinen Spaß zu bereiten. Jetzt, da die Posse gespielt ist, will ich nur gleich Ihre schönen Kleider wieder ausziehen, nicht wahr?"

„Nein, nein! noch nicht, Hanne! oh! meine theure Hanne, bleibe noch ein wenig so, ich bitte Dich. Halt, Mama, sehen Sie mir einmal dieses Gesicht an! ich wette, Sie wünschten es mir statt dessen, das ich trage, gegeben zu haben!"

„Ach! Frölein, Sie sagen das im Scherz," antwortete Johanna im besten Glauben, denn sie hielt ihr junges Fräulein für das schönste in der ganzen Welt.

„Ist das eines Deiner Kleider, Elvire?" fragte Frau von Charmois ihre Tochter, indem sie Johanna mit der Lorgnette prüfte.

„Ja, Mama, Mariens Kleider passen Claudien, und die meinigen Hannen, welche meine Größe hat."

„Es klemmt mich höllisch," sagte Claudie, welche sich selbst mit entzückten Augen im Spiegel betrachtete. „Aber einerlei! ich möchte nur wenigstens alle Sonntage so zusammengeschniegelt sein."

Claudie hatte sehr Unrecht. Sie war ein sehr angenehmes Bauernmädchen und ein sehr mißfälliges Fräulein. Ihr weißes Häubchen stand ihrem runden Gesicht, und ihr kurzer Rock ihrem hübschen Bein sehr gut; aber das lange und garnirte Kleid müßiggehen-

der Damen entzog ihr alle natürlichen Vortheile und ihre krausen festgesteckten Haare, welche ihr ein schnippisches und muthiges Aussehen verliehen, wollten sich in den glatten und laxen Putz, welchen die Damen dieser Epoche von den schönen Engländerinnen entlehnt hatten, nicht fügen. Ihre freien ländlichen Gebärden, die sonst etwas Naiv-Graziöses hatten, erschienen unter dem himmelblauen Kleide der romantischen Marie abstoßend und sogar unverschämt. Kurz, die gute Claudie, deren runde und habliche Formen in der Freiheit ihres gewöhnlichen Hervortretens nicht ohne Reiz waren, glichen diesen Augenblick einem häßlichen, kleinen, als Mädchen verkleideten Knaben.

Johanna dagegen war ihr vollkommenstes Widerspiel. Sie war eben so schön als Fräulein, wie als Landmädchen; die Gedrängtheit ihrer Formen hatte nichts Männliches, Dank ihrer friedlichen und keuschen Gemüthsart, vermöge deren sie immer eine ernste und gesetzte Haltung beibehielt. Ihre Farbe wie Milch und Blut (dieses Gleichniß durfte man immer auf sie anwenden, denn weder Sonnenhitze noch rauhe Witterung verderbten ihre Haut) erschien noch reiner und frischer unter dem weißen Kleide und dem Spitzenkragen; ihre seidenweichen Locken, welche die Haube sonst zu verbergen pflegte, hatten sich unter dem Kamm dem trefflichen Geschmack des Fräuleins von Boussac gefügt und rundeten sich in zierlichen Flechten um ihr wundervoll gebildetes Köpfchen. Ihre musterhaft schönen Hände hatten keiner andern Schminke bedurft, als der Milch, welche sie täglich molken, um zum Entzücken weiß und gelenkig zu werden. Nur ihr Fuß war schlecht verkleidet; es war der einer griechischen Bildsäule. Von Kindheit an gewöhnt, nackt auf den Haiden zu gehen, war er zu schön und zu natürlich, um sich bequem zu fühlen in den engen und spitzigen Schuhen, mittelst deren die Frauen der großen Welt

sich Extremitäten anküNsteln, welche einem menschlichen Körper nicht zu gehören scheinen.

„Ich gestehe,“ sagte Fräulein von Boussac, sie betrachtend, „daß ich nie so etwas Schönes gesehen habe, wie Du bist, meine arme Hanne. Hätte Dich der Himmel zur Kaiserin geschaffen, herrlicher hätte er Dich nicht bilden können. — Jetzt, Mama,“ fügte sie bei, „wollen wir im Garten spazieren gehen. Wenn die Leute aus der Stadt uns von ferne sehen, werden sie diese zwei Maskierte für Fräulein halten, die aus Paris kommen. Sofort wird sich das Gerücht verbreiten, die Frau Unterpräfektin habe drei Töchter, und wenn sie dann morgen nur eine sehen, werden sie tausend Vermuthungen darüber hegen, was aus den beiden andern geworden sei. Und so wird die ganze Stadt Boussac in den April geschickt sein.“

„Meine Fräulein, keinen Scherz, wobei ich eine Rolle spielte, wenn ich bitten darf,“ sagte Frau von Charmois. „In meiner Stellung darf ich mit meinen Administrirten nicht spassen. Das wäre von sehr schlechtem Ton und würde sie mit mir auf einen vertraulichen Fuß stellen, der mir keineswegs genehm wäre.“

„Außerdem könnte es sie ärgern,“ setzte Frau von Boussac hinzu, „sie glauben machen, daß man Spott mit ihnen treibe und sie gering behandle, denn die Kleinstädter sind furchtbar argwöhnisch und leicht zu beleidigen. Darum, Marie, geh' nicht weiter, mein Kind!“

„Das ist wahr,“ antwortete Marie sanft. „Wohlan, wir geben auch gleich den Gedanken auf, Mama.“

„Ach! was? So wäre also unsere ganze Ergötzlichkeit zu Ende!“ sagte Elvire plötzlich ihre grämliche Miene annehmend; „da ist es wohl der Mühe werth, daß wir uns so lang mit ihrer Aufstutzung abgegeben haben! So sind Sie aber immer Mama! Sie gönnen Einem nie eine Freude! hätten Sie Nichts gesagt,

so hätte Frau von Boussac nicht daran gedacht, es uns zu verbieten.“

„Wenn man Dir aber sagt, meine Tochter, daß das anstoßen und gleich Anfangs Vorurtheile gegen uns erwecken könnte!“

„Was wäre es denn auch, bei Thoren anzustoßen!“ entgegnete Elvire krebsroth vor Aerger; obgleich ihr schleppender Ton keine frank und frei sich ausdrückende Heftigkeit verrieth.

Frau von Charmois wollte eben antworten, und das Gezänke hätte noch nicht so bald aufgehört, als Cadet mit Kerzen eintrat. Der Sohn des Küsters Leonhard war einer der erst kürzlich ausgehobenen ländlichen Bedienten, welche Frau von Boussac aus Gründen der Sparsamkeit an die Stelle ihrer Pariser Lakaien gesetzt hatte. Johanna, von ihrer Pathin um Rath gefragt, hatte Cadet als ein gutes Subjekt und als einen Burschen, den man zu Allem brauchen könne, bezeichnet. Cadet war entzückt, neben Claudien, seiner Firmelungs-Kamerädin, zu leben, deßgleichen neben Johannen, welche seine wohlwollende Gespielin und aufgeklärte Lehrmeisterin in der Kunst das Vieh zu weiden gewesen war. Er war etwas plump, etwas ungeschickt, zerbrach viel, machte allerlei Quidproquo, wenn er Commissionen auszurichten hatte, und war binnen sechs Monaten noch nicht so hoch in der Intelligenz gestiegen, um die symmetrische Aufstellung des Nachtisches zu verstehen. Indessen vergab man ihm, als einem arbeitsamen, mäßigen und redlichen Jungen all seine linkischen Streiche, und die Große Dame von Boussac lachte guten Herzens darüber mit Marien, welche seine Partei nahm, weil Johanna sich immer zu seinen Gunsten verwendete. Was Claudie betrifft, so spielte sie ihm allerlei Possen, zankte ihn aus, äffte ihn nach, worüber er jedoch, weit entfernt beleidigt zu sein, sich freute und auch ihrerseits wäre das boshafte Mädchen trostlos gewesen, einen Kameraden zu verlieren,

der ihrer spaßhaften Laune Nahrung verschaffte, vermöge seiner gefälligen Tölpelhaftigkeit und unwandelbaren Leichtgläubigkeit.

Cadet wußte Nichts von dem Aprilbären. Als er verwirrten Blickes zwei Damen weiter im Salon sah, schlug er, seiner Gewohnheit gemäß, bescheiden die Augen nieder, stellte die Lichter auf, schürte das Feuer, schloß die Läden und ging hinaus, ohne das Lachen der Claudie und Fräuleins Elvire zu bemerken, welche Letztere herausplatzten, während Johanna und Marie vollkommen ernsthaft blieben.

Einen Augenblick darauf trat Marsillat ein, und da ihn Frau von Boussac als Freund des Hauses betrachtete, so gab sie stillschweigend ihre Einwilligung, daß Marie die zwei falschen Fräulein dabehalte, um ihn auf die Probe zu stellen. Nur schob Marie, welche dem schnellen und durchdringenden Blick Leo's nicht traute, die Hausjungfern in eine Fenstervertiefung und setzte sich nebst Elviren vor sie hin an einen Arbeitstisch.

Leo Marsillat war seit der Krankheit Wilhelms im Schlosse Boussac sehr willkommen, er hatte bei jener Gelegenheit ein großes Interesse an dem jungen Baron bewiesen. Mit gefälliger Selbstaufopferung war er als beständiger Gesellschafter gekommen und noch während seiner Genesung täglich drei bis viermal sein Vorleser gewesen. Die hindämmernde Frostigkeit, womit der Kranke sich seine Sorgfalt gefallen ließ, hatte ihn nicht abgeschreckt. Als Wilhelm stark genug worden war, um seinen Dank oder sein Mißvergnügen auszudrücken, so hatten Frau und Fräulein von Boussac mit Staunen bemerkt, daß er sich immer kälter gegen Marsillat zeigte. Allerdings hatte er nie ein unhöfliches Wort an ihn gerichtet, sondern ihm im Gegentheil in schmeichelhaften Ausdrücken für seine Hingebung gedankt, aber in eisigem Tone. Dann war er ihm augenscheinlich ausgewichen, hatte nur mit

Mühe eine Gebärde des Unmuths und Mißvergnügens zurückgehalten, wenn er ihn in den Hof eintreten und auf das Haus zugehen sah; endlich war es ihm mehrmals begegnet, in sein Zimmer zu laufen und sich dort einzuschließen, indem er sich schlafend stellte und auf das sanfte Klopfen Leo's nicht antwortete, obgleich die Alles spionirende oder errathende Claudie ihn hatte lesen oder nachdenklich auf dem Balkon stehen sehen.

Marsillat hatte diese nicht sehr wohlwollende Stimmung richtig bemerkt. Er hatte sich aber, da er dieselbe gar nicht zu bemerken schien, um so weniger daraus gemacht, als Frau von Boussac ihn dafür mit verdoppelter Aufmerksamkeit und Artigkeit behandelte. Die arme Mutter, welche die Beweggründe dieser Antipathie nicht ahnte, hatte dem krankhaften Zustande des Gehirns ihres Sohnes die offenbare Undankbarkeit zugeschrieben, wegen welcher sie ihn auf alle Weise zu entschuldigen suchte, ohne jedoch einen offenen Tadel auszusprechen, da die Aerzte aufs Strengste befohlen hatten, dem Kranken jede Aufregung und jedes Entgegentreten zu ersparen. Erst als Wilhelm außer Gefahr war, hatte Frau von Boussac Marie aus der Klosteranstalt genommen, in der Hoffnung, daß die Gesellschaft einer geliebten Schwester die Melancholie des Jünglings zerstreuen werde. Aber bald nach den ersten Ergießungen der Herzlichkeit hatte sich Wilhelm fieberischer, bizarrer und niedergeschlagener gezeigt. Damals war man auf den Entschluß verfallen, ihn nach Marseille zu Sir Arthur zu schicken, der nach Italien reiste, und sich in Briefen voll aufrichtiger Neigung und dringender Bitten erbot, seinen jungen Freund zerstreuen und überwachen zu dürfen. Marsillat hatte sich Letzterem als Begleiter nach Marseille angetragen und war von Wilhelm mit so lebhafter Hast angenommen worden, daß man dieß als erstes Symptom einer glücklichen Heilung des Leibs und der Seele betrachtet hatte.

Von Marseille zurückgekehrt, hatte sich Leo in Guéret niedergelassen mit der Absicht, dort, auf einem seines Talents würdigeren Schauplatz als Boussac, welches die dunkle Arena seiner ersten bemerkenswerthen Versuche war, seine Advokatenpraxis auszuüben. Aber er kam häufig nach Boussac zurück, um seine Familie, seine Jugendfreunde zu besuchen und den Stand seiner Besitzungen in Augenschein zu nehmen. Er ermangelte dabei niemals, sich fleißig auf dem Schloß Boussac vorzustellen. Als gefälliger und uneigennütziger Rath der Familie steuerte er diese geschickt durch manche Klippen ihrer Vermögensverhältnisse; mit einem Worte, er hatte sich nothwendig gemacht, weßhalb ihm auch die Burgfrau die geringe Achtung und Liebe für einen Thron und eine Religion verzieh, welchen die Dame des Kaiserreichs im Grunde selbst nur der Modeform und ihres alt-aristokratischen Namens wegen anhing. Da sie, um die erste Rolle in ihrer Provinz zu spielen, nur dieses Namens bedurfte, wofür man ihr jetzt mehr Rechnung trug, als unter dem Kaiserreich, so knüpfte sie dieser Umstand allein an die Restauration.

Die Große Dame von Boussac empfing also den liberalen, voltairischen Advokaten äußerst freundschaftlich, und Fräulein von Boussac, die ihrer Mutter in Allem zu gefallen strebte, behandelte ihn mit naiver Grazie, der sie einen Anstrich von Aufgeräumtheit zu geben suchte, wohl begreifend, daß die tiefe Saite ihres Charakters von der Ironie Marsillats schmerzlich berührt werden müßte, und dabei nicht verkennend, daß sie eine ernste Erörterung über irgend einen Gegenstand gegen einen so scharfen Logiker schwerlich aushalten vermöchte. Im Grunde war Marie auf der Hut vor einem Manne, den ihr Bruder nicht zu lieben geschienen hatte, und den sie als Skeptiker ansah, ohne doch seine Verderbtheit zu vermuthen. Auf dem Schlosse machte man in Betreff letzterer die Augen zu, und

außerdem spricht man ja das Wort Wüstling nicht vor jungen Fräuleins aus.

„Madame," sagte Marsillat zu der Burgfrau, „ich kündige Ihnen Besuch an. Ich begegnete am Fuß des Berges einer mächtigen Kutsche voll ernster Personen, die ich nicht kenne, die mich aber zu wiederholten Malen fragten, ob Sie daheim seien."

„Eine mächtige Kutsche... ernste Personen..." rief Frau von Charmois aus, indem sie einen raschen Seitenblick auf die Toilette ihrer Tochter warf.

„Und die sie nicht kennen?" fügte Frau von Boussac bei. Dieß ist das Sonderbarste, denn Sie kennen Jedermann in der ganzen Umgegend, Herr Leo!"

„Sie vergessen, Mama, daß man den ersten April schreibt," sagte Fräulein von Boussac lächelnd.

„Ah! Fräulein Marie," antwortete Marsillat, „ich würde mir niemals mit Ihnen das erlauben .... womit Sie mich in diesem Augenblick ausgezeichnet beehren."

„Wie so?"

„Gestatten Sie mir doch, dieser Dame mein Compliment zu machen," erwiderte Marsillat, der Claudie's sonnverbrannten Nacken unter ihren schlecht gebändigten Haaren erkannte.

Und er trat zu der jungen Gruppe, indem er komisch ernsthaft tiefe Verbeugungen vor Claudie machte, ohne ihr jedoch in's Gesicht zu sehen, denn Johanna's Schönheit und ihre von Natur edel ruhige Haltung verschlangen seine ganze Aufmerksamkeit.

„Und wie konnten Sie mich denn so schnell erkennen, da mich doch Cadet gar nicht ausgelückert hat?" rief Claudie aufstehend, und sich mit dem Fächer mächtige Schläge auf die Brust versetzend.

„Mit welcher Grazie sie den Fächer handhabt!" bemerkte Marsillat immer spöttelnd und Johanna immer von der Seite betrachtend: „man möchte sie für eine andalusische Schönheit halten."

„Sind das Grobheiten, die Sie mir da machen, Herr Leo?“ fragte Claudie, die von dem ironischen Compliment Nichts verstand.

Während man an dem Arbeitstischchen muntere Witzworte austauschte, hatte Frau von Charmois ihre Lorgnette auf Marsillat gerichtet, und bereits in der Geschwindigkeit Frau von Boussac über Namen, Stand und Vermögen des Advokaten ausgefragt; sie bemerkte alsbald mit dem Luchsauge einer gebornen Polizeipräfektin, daß der genannte Advokat, nach einem flüchtigen Blick auf ihre dicke Elvire, derselben nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte und, während er mit Marien und Claudien redete, kein Auge mehr von der schönen Johanna verwandte. — „Meine Theure,“ sagte sie zu Frau von Boussac, „es ist Zeit, diesem Spaß ein Ende zu machen; Sie erhalten Besuch. Bereits habe ich einen Wagen in den Hof einrollen gehört...“

„Nicht doch, meine Theure! es ist ein vom Feld zurückkehrender Karren.“

„Einerlei! schicken Sie diese Staarmatzen hinaus. Ich ersuche Sie meinetwegen darum. Eine Visite, die uns in diesem Augenblick überraschte, würde mich sehr in Verlegenheit bringen... und zudem,“ fügte sie mit schnell gedämpfter Stimme bei, „haben Sie da wahrlich eine allzuschöne Magd; das thut unsern Töchtern Abbruch. Ich begreife nicht, wie Sie diese Hanne behalten konnten, da Sie eine heiratsfähige Tochter haben. Ich sehe, daß Sie sich nicht darauf verstehen und ich Sie unter meine Leitung nehmen muß, wenn Sie dieselbe anständig unterbringen wollen. Wie! Sie lachen noch? Ich jedoch will diese eingeschmuggelten Fräuleins gleich zu ihrem Hühnerstall zurückschicken.“

Damit stand die dicke Charmois auf: aber ehe sie einen Schritt thun konnte, stürzte Cadet, hochroth, ganz außer Athem, wie verrückt, in den Sal und lachte, daß er sich schier die Kinnlade verrenkte und schrie:

„Madame, da seind's! da seind's! Euer Gnaden, sie seind's, sie seind's auf Ehr und Seligkeit!“

„Mein Sohn!“ rief Frau von Boussac aus, deren mütterliche Zärtlichkeit instinktmäßig das Räthsel löste.

Sie eilte mit Marien der Thüre zu, und plötzlich warf sich Wilhelm, Cadet, der in seiner Freude den Kopf verlor und zwischen das Entzücken Anderer hineintorkelte, umrennend, in die Arme seiner Mutter und seiner Schwester. Sir Arthur folgte ihm, mit beglückter und ruhiger Miene seinen Theil an den Umarmungen und Freudeergüssen der Familie abwartend.

Zwölftes Kapitel.

Ein überspannter Gentleman.

„Ich hoffe, Ihnen Wort gehalten zu haben,“ sagte Sir Arthur zu den Damen von Boussac, als der erste Freudentaumel verrauscht war. „Ich bringe ihn Ihnen so frisch, so liebenswürdig und noch kräftiger zurück, als er vor seiner ersten Krankheit war. In der That war Wilhelm ein schöner junger Mann geworden. Er hatte am Morgen dieses Tages sich ein wenig herausgeputzt, um seiner Mutter durch ein best mögliches Aussehen Vergnügen zu machen. Seine Augen stralten von dem reinen Glück, das man empfindet, wenn man sich nach ziemlich langer Abwesenheit wieder im Schooße seiner Familie findet. Er hörte gar nicht auf, seine Mutter zu umarmen, seiner Schwester Hände zärtlich zu drücken, Sir Arthur ans Herz zu schließen, den er als seinen Retter, seinen besten Freund, seinen wahren Arzt darstellte; er empfing sogar Marsillat, gegen welchen er seine alten Vorurtheile abgeschworen oder vielmehr vergessen zu haben schien, weit freundschaft-

licher. Den Damen Charmois vorgestellt, hatte Wilhelm Worte gefunden, um auf geschickte Weise seine Mutter und Schwester über die Ankunft derselben zu beglückwünschen. Kurz, Jedermann fand ihn liebenswürdig, und selbst die dicke Unterpräfektin hätte ihn gerne minder hübsch gefunden, da dieser Vorzug der Schönheit, nach ihrer Ansicht, die jungen Männer bei der Wahl einer Gattin in Beziehung auf die Mitgift anspruchsvoller machte.

Was Sir Arthur betrifft, so verschlang sie ihn mit ihrem Augenglas, sie wurde gar nicht müde, sein schönes Gesicht und seine edle Mannhaftigkeit zu bewundern, so zwar, daß sie anfänglich weniger daran dachte, ihn zum Eidam zu machen, als für sich selbst bedauerte, nicht zwanzig Jahre jünger zu sein.

Johanna und Claudie waren in ihrer Ecke stehen geblieben, ihrer Verkleidung ganz vergessend; die Eine verzückt über diese schönen, so gut gekleideten Herrn, die andere gerührt über die Freude ihrer Pathin und besonders ihrer jungen Gebieterin: ihrer selbst, wie das ihre Gewohnheit war, nicht gedenkend, fiel es ihr weder sich sehen zu lassen noch zu verbergen, ein. „Was doch dieser große Herr so sonderbar spricht," sagte Claudie, überrascht von dem ausnehmend brittischen Accent Sir Arthurs. „Merkst Du denn nicht, daß er englisch redet?" antwortete ihr Cadet, der sich neben sie hingemacht hatte, mit wohlweiser Miene.

„Das wäre also englisch!" entgegnete Claudie; „man versteht es doch gleich."

„Der Herr ist ein Engländer?" sagte Johanna ihrerseits; und da sie gegen die Kinder Albions einen seit vier Jahrhunderten in den Herzen unserer Bauern eingewurzelten Haß und Widerwillen nährte, so wunderte sie sich nicht wenig, daß er eher einem Christenmenschen, als einem Teufel gleichsah.

„Fräulein Marie," sagte Marsillat, „ich bitte demüthigst um Verzeihung wegen des Aprilbären, den

ich Ihnen aufgebunden, als ich Ihnen ernste unbekannte Personen ankündigte.«

»Oh! ich verzeihe Ihnen herzlich gerne,« antwortete das junge Mädchen, »aber ich bewundere Ihre Verschlagenheit, Sie lügen mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit!«

»Sie müssen das auf Rechnung Sir Arthurs schreiben. Er hatte mir so dringend anbefohlen, Nichts zu verrathen, da ihm so viel daran lag, Sie zu überraschen.«

»Ja, Miß Mary,« fiel Sir Arthur mit seinem friedlichen Humor und langsamer Sprechweise ein. »Ich war voller Leidenschaft gegen Sie, seit einem ersten April, an dem Sie, noch ganz klein, in ihrer Klosteranstalt mir tausend Geschichtchen, immer eines schöner, als das andere, vormachten und bei jedem Wort unter die Nase lachten, was mich inzwischen nicht hinderte, Ihnen zu glauben. Jetzt ist es an mir, Sie zu mystifiziren.«

»Sind Sie dessen so gewiß, Sir Arthur,« sagte Marsillat, dem Fräulein von Boussac einen Wink des Einverständnisses gebend, »daß Fräulein Marie Sie heute nicht in den April schicken kann?«

»Das ist unmöglich!« rief der Engländer. »Ich glaube nicht mehr an sie!«

In diesem Augenblick trat Wilhelm zu seiner Schwester und betrachtete Claudie, ohne sie zu erkennen. Sie war erst lange nach seiner Abreise nach Italien im Schlosse eingetreten, und er hatte sie nur an einem Tage seines Lebens, dem Tage, den er in Toull heilig Kreuz zubrachte, gesehen. Die Verkleidung störte seine Erinnerungen vollends, und er schenkte dem Mädchen nur in so weit Aufmerksamkeit, um bei sich selbst zu sagen: ich habe irgendwo einmal ein Gesicht gesehen, das diesem da glich. Aber sobald er Johanna erblickte, fand er sie so schön und so eingewohnt in diesen neuen Anzug, daß er sich nicht über-

reden konnte, sie trage denselben zum erstenmal. Er bildete sich ein, Frau von Boussac habe, den hohen Charakter ihrer Tauftochter nach seinem wahren Werthe würdigend, sie aus der niedern Stellung einer Magd hervorgezogen, um eine Art ihresgleichen, ein Gesellschaftsfräulein aus ihr zu machen, und er fühlte sich von freudigem Schauer durchdrungen.

Er war darauf gefaßt gewesen, Johanna mit den Gesinnungen väterlichen Schutzes wieder zu sehen. Da er sie bei seinem Einzug weder im Hofe noch auf den Treppen des Schlosses fand, so hatte er sich im Stillen gefragt, ob nicht vielleicht seine Mutter, welche immer noch bisweilen Zornesausbrüchen und vorurtheilsvollen Launen unterworfen war, sie zu ihren Lämmern und Bergen zurückgeschickt hätte? Jetzt fand er sie plötzlich wieder im Salon mit der Kleidung eines Fräuleins! Ohne Zweifel hatte man ihr Erziehung gegeben; er durfte sich darauf gefaßt machen, eine gereinigte Sprache von ihren Lippen strömen zu hören. Ihr edles Antlitz, ihre keusche und würdevolle Haltung vertrugen sich so gut mit seinen Voraussetzungen! Er nahte sich ihr, nahm ihre Hand, wollte mit ihr reden, zitterte, erblaßte und stammelte. Diese Hand war so weiß und sanft geworden, diese Mousselinspitze ließ einen so schönen Arm durchschimmern, daß Wilhelm, nicht mehr wissend, was er that, Johanna's Hand an seine Lippen führte. Das arme, verlegene Mädchen nahm die Verwirrung ihres Pathens für Kälte, und diese achtungsvolle und ungewohnte Schmeichelei für einen Spott wegen ihrer Verkleidung, gleich den großen Bücklingen, welche Marsillat Claudien gemacht hatte. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie stahl sich sehr schnell mit Claudien hinaus, um das Nachtessen ihres Pathen zu bereiten, und ihre bäuerischen Kleider wieder anzuziehen.

Inzwischen hatten ihre Schönheit, ihre Reinheit und ihre natürliche Grazie Sir Arthur lebhaft betroffen.

Trotz seines guten Gedächtnisses konnte er sich doch nicht erklären, warum dieses Engelsgesicht ihm wie eine zweite Erscheinung in seinem Leben vorkam. Hatte er sie in seinen Träumen gesehen? War dieß der Typus, den ihm seine Phantasie mit Vorliebe vorführte? glich sie vielleicht besonders einer jener Madonnen aus der Renaissance-Periode, die er mit religiöser Begeisterung zu Florenz und Rom kaum erst geschaut hatte?

„Wer ist diese junge Miß?“ fragte er Marsillat.

„Es ist die englische Gouvernante des Fräuleins von Charmois, antwortete ganz laut mit entschiedener Verstellungskraft Marsillat, indem er Marie mit dem Auge zur Heiterkeit winkte; 's ist Miß Jane; die andere ist Miß Claudie, die Gouvernante des Fräulein Marie.“

„Miß Jane! Gouvernante!“ wiederholte der Engländer mit Staunen.

„Wie denn! Sir Arthur,“ nahm Marie lächelnd das Wort, „fürchten Sie abermals einen Aprilbären? Wahrhaftig, man wird Ihnen bald nicht mehr guten Abend sagen können, ohne ihren Argwohn zu erregen.“

Sir Arthur hatte bereits mit schrankenlosem Vertrauen in die Angel gebissen, und war vergnügt, endlich einmal ganz bequem während des Nachtessens englisch sprechen zu können.

Es wurde schnell aufgetragen. Die beiden Reisenden hatten großen Hunger, und Sir Arthur war, trotz Bitten und Vorwürfen der Familie unerschütterlich entschlossen, sogleich nach Tisch abzureisen. Dringende, unerläßliche Geschäfte riefen ihn nach Orleans, wo er Güter besaß. Er hatte den Postillonen auszuspannen verboten, aber er gab sein Wort darauf, binnen acht Tagen wiederzukehren.

Um die Tafel her, auf welcher das Nachtessen stand, trieben sich Claudie und Cadet, die eine den andern stoßend, halblaut auszankend, kommandirend,

und mit Geberde und Blick bespöttelnd. Claudie fiel Sir Arthur eben so wenig als Bauernmädchen auf, denn als Fräulein. Er erwies ihr keine andere Aufmerksamkeit, als ihr: ‚merci' (danke) zu sagen, vermöge einer ihm eigenthümlichen Artigkeit, so oft er bemerkte, daß ihm, statt der breiten, braunen und verwitterten Tatzen des phlegmatischen Cadet eine Weiberhand flink den Teller wechselte.

Wilhelm erkannte endlich Claudie wieder und erinnerte sich, daß man ihm ihre Aufnahme in's Schloß in der Nachschrift zu einem jener vertraulichen Briefe, worin man eine Menge Einzelnheiten aus dem häuslichen Leben anhäuft, gemeldet hatte.

„Claudie war also kaum eben verkleidet?“ fragte er die neben ihm sitzende Marie.

„Ganz gewiß,“ antwortete sie; „wir hatten unsere Erste-April-Maskerade gemacht, ohne vorauszusehen, daß wir an diesem Tage allzuglücklich sein würden, um noch einen Spaß nöthig zu haben.“

„Und Hanne war also auch verkleidet?“

„Ganz gewiß. Hast Du sie nicht erkannt?“

„Nicht sehr leicht!“ sagte Wilhelm in Gedanken versinkend.

„Ei doch! Du hast ihr die Hand mit aller möglichen Förmlichkeit geküßt! Wir glaubten, Du helfest uns, Sir Arthur in den April zu schicken.“

„Ich dachte nicht daran,“ entgegnete Wilhelm.

„Ah! Du bist also immer noch nicht geheilt von Deinen Zerstreuungen?“

Während dieser leisen Unterredung hatte Frau von Charmois mit lauter und klappernder Stimme Sir Arthur über das Kapitel des Heiratens vernommen.

„Es ist lange her,“ sagte sie zu ihm, „seit ich die Ehre hatte, Ihnen zu Paris bei Frau von Boussac und den Frauen von Brosse und von Clairvaux zu begegnen. Damals waren Sie nicht verheiratet; Sie schwankten, ob Sie sich in Frankreich ankaufen, oder

Ihren festen Aufenthalt in England nehmen sollten: es war kurz nach der Rückkehr unserer vielgeliebten Prinzen, und obgleich Sie nicht Soldat waren, betrachteten wir Sie doch als Einen unserer Befreier. Jetzt sind Sie vermählt .... glaube ich, oder Wittwer? ich bitte um Vergebung, wenn mein Gedächtniß mich einen Irrthum begehen läßt."

Marsillat zuckte bei dem Ausdruck Befreier unwillkührlich mit den Achseln. Der Engländer blieb ganz kalt dabei. Frau von Boussac, welche den Kunstgriff ihrer Freundin in Betreff der Heirat Sir Arthurs bemerkte, stieß sie mit dem Knie an, als wollte sie ihr das Unpassende dieses Manneuvre bemerklich machen; aber die Charmois bekümmerte sich nicht darum, überzeugt, daß jedes Mittel zum Zwecke gut sei.

„Also sind Sie noch Junggeselle?" da ihr der Engländer bemerklich gemacht, daß sein Wanderleben in den letzten drei Jahren mit den Banden der Ehe unverträglich gewesen wäre. „Aber denken Sie nicht darauf, daß es Zeit ist, darauf zu denken, Sir Arthur? Noch sind Sie in der Blüthe des Alters; wenn man übrigens sein Dreißigstes passirt hat, so, glauben Sie mir, fängt man an, ein alter Junggeselle zu werden."

„Sie haben Recht, Madame," antwortete Herr Harley: „man wird Egoist, man nimmt Eigenheiten an, man wird jeden Tag unfähiger, eine Frau glücklich zu machen. Darum bin ich auch ganz entschieden, mich je eher je lieber zu verheiraten."

„Vortrefflich! ich habe immer eine schlechte Meinung von den Männern gehegt, welche sich nicht verheiraten. Und ihre Wahl ist getroffen?

„Nicht so fast."

„Ah! Sie sind ungewiß?"

„Sehr ohnegewiß," antwortete der Engländer mit entschiedenem Tone.

„Ich begreife; Sie sind nicht überzeugt, verliebt zu sein.“

„Ich bin keine Verliebte,“ sagte der Engländer, „aber ich könnte es gar leicht werden.“ Und er warf ehrlich naive Blicke um sich, als suchte er Jemand.

„Er ist ganz offen und gerade,“ dachte die dicke Charmois, „und man hat gutes Spiel, ihn zu schrauben. Sie blicken um sich,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme, indeß die jungen Leute von andern Gegenständen mit einander redeten; „ob hier Jemand ist, der Ihnen den Gegenstand Ihrer Gedanken in Erinnerung bringt?“

„Meine Gedanken sind noch nicht Erinnerungen, Madame,“ sagte der Engländer lachend.

„Sollte er mir den Hof machen wollen?“ fragte sich die Unterpräfektin. „Schade, daß ich nicht mehr ledig bin! und die Elvire dort, welche just ein Schnippchen schlägt, statt zu zeigen, daß sie schöne Zähne hat! was doch die jungen Mädchen blöde sind! Gewiß, Herr Harley,“ fuhr sie mit einer schmerzlichen Erwägung ihres geringen Vermögens fort, „besitzen Sie Ehrgeiz?“

„Viel, Madame!“

„Sie sind gegenwärtig wie alle reichen Männer: Sie wollen noch reicher werden?“

„Oh! ich bin noch viel ehrgeiziger, als nur so?“

„Sie wollen einen großen Namen?“

„Ich wollte, sie hätte einen hübschen, sehr leicht auszusprechenden Namen.“

„Sie sind ein Schalk, wie ich sehe. Ich möchte Ihnen rathen, eine Frau von gutem Hause zu nehmen. Sie sind von edler, aber nicht erlauchter Familie; wollen Sie in Frankreich einen gewissen Rang behaupten, so müssen Sie Sich mit einer Familie verbinden, deren Namen ... ohne gerade von den ersten zu sein, denn auf eine Montmorency kön-

nen Sie nicht wohl Ansprüche machen ... doch wenigstens ....

„Ich besitze," antwortete der Engländer trocken, „noch mehr Ehrgeiz, als nur so."

„Ei! mein Gott, welchen Ehrgeiz haben Sie denn! Sie sind also unermeßlich reich?"

„Ich bin ein ehrlicher Mann, und möchte von meinem Frau geliebt und geachtet sein, das ist mein Ehrgeiz."

„Oh, wie drollig! Aber Sie sind ein ganz köstlicher Junge! so geistreich, als möglich. Man will den Franzosen diese Eigenschaft allein zuschreiben, aber Sie können uns noch damit aufwarten, mein Theurer!"

„Sie sind zu gütiger gegen mich, Madame!"

„Nein, Sie sind gütig! Ich schwöre darauf, Sie würden der angenehmste und vortrefflichste Ehemann von der Welt sein. Heiraten Sie! wahrhaftig! Sie wollen nur geliebt sein; Sie verdienen es allzusehr, als daß eine Ihrer würdige Frau nicht leicht zu finden wäre."

„Das ist schwerer, als Sie glauben, Madame. Eine Frau, würdig geliebt zu werden, und fähig treu und redlich zu lieben, ist in Frankreich, wo die Damen so viel Witz haben, eine große Seltenheit."

„Ei! Sie täuschen Sich! Ich kenne welche, die weit mehr Gemüth als Verstand haben, und will Ihnen das beweisen, wenn Sie in acht Tagen wieder kommen."

„In aecht Tagen; das ist sehr lang," sagte der Engländer mit merkwürdiger Ruhe.

„Ah! wie Sie pressirt sind! es scheint, die Reise in Italien habe Sie nicht sehr befriedigt, und Sie rechnen darauf, bei uns Besseres zu finden. Nun, ich hoffe, Sie werden wohl die acht Tage warten. Ich bin eine gute Rathgeberin, ich kenne das mensch

liche Herz, und interessire mich für Sie . . . auf Ehre! als wären Sie mein eigner Sohn.“

„Sie sind sehr gütiger!“ wiederholte der Engländer mit unbemerkbar ironischem Lächeln.

Man war beim Nachtisch; diesen hatte Johanna zu besorgen. Sie trat mit Körbchen voll wunderbar schön gehaltenen und kunstreich in Moos gelegten Aepfeln, Birnen und Trauben ein. Als Bauermädchen mit viel Nettigkeit gekleidet, die Aermel, um gelenkiger zu sein, bis zur Achsel zurückgeschlagen, reckte sie ihre schönen weißen Arme aus, um eine große Rahmkäse, die sie so eben geschlagen und geformt hatte, mitten auf die Tafel zu stellen. Ihre Gesichtsfarbe war belebt. Sie neigte sich, um die Tafel zu bedienen, ohne Mißtrauen und Ziererei, bald neben Wilhelm, bald neben dem Engländer her. Aber Wilhelm bemerkte, daß sie die Annäherung an Marsillat vermied, obgleich dieser seinen Sessel sachte von dem Elvirens ein wenig weggeschoben hatte, um der schönen Korbträgerin den Antritt neben sich zu gestatten. Wilhelm wandte seine Augen gewaltsam von ihr ab, und redete mit seiner Schwester über Dinge, welche seine Gedanken von ihr abzubringen im Stande waren. Aber Johanna war diesen Abend bestimmt, die Aufmerksamkeit wider ihren eigenen Willen zu fesseln.

So bald sie hinausgegangen war, änderte Sir Arthur, dem die Heiratsanmuthungen der Charmois sehr lästig waren, den Stoff der Unterhaltung, indem er sich an Fräulein von Boussac wendete:

„Sehr gut!“ rief er dem Fräulein Marie lachend zu, „Sie glauben mir ein Stück Bärenfleisch zum Nachtessen aufgebunden zu haben; aber ich habe, mit Ihrer Erlaubniß nicht angebissen.“

Marie hatte das Mährchen von der englischen Gouvernante bereits vergessen, und sah Sir Arthur mit erstaunter Miene an.

„Miß Jane ist sehr gut verkleidet,“ fuhr der Engländer fort; „aber sie ist auf die eine Weise gleich schöne, wie auf die andere, und ich habe mich keinen Augenblick täuschen lassen.“

„Ich bitte Sie sehr um Verzeihung,“ sagte Marie, „Sie haben unsere schöne Milcherin für eine Gouvernante genommen; aber Gott weiß, ich wollte Sie nicht zum Besten haben. Herr Marsillat hat dieses Mährchen erfunden.“

„Sie spielen sehr gut Komödie,“ versetzte der Engländer, der ganz verstockt darauf war, die Milcherin Johanna für die verkleidete Miß Jane zu nehmen.

„Ah, das ist zu stark!“ riefen die jungen Mädchen in ein Gelächter ausbrechend. „Traun! er wähnt, daß wir ihn jetzt täuschen!“

„Gute Comödie!“ wiederholte Sir Arthur seinerseits aus gutem Herzen lachend.

Man konnte unmöglich genau wissen, was der mystifizirte Engländer dachte; aber gewiß ist, daß er trotz seiner Vorurtheilslosigkeit an so viel Majestät bei einem Milchmädchen nicht glauben wollte, und daß er an seinem ersten Eindruck, seiner sympathetischen Bewunderung für die schöne Landesschwester, die man ihm in weißem Kleide, mit goldenen englisch frisirten Locken gezeigt hatte, festhielt. „Sie ist in der That das schönste Mädchen von der Welt,“ sagte er zu Marsillat, der sich den Spaß machte, ihn beim Aufstehen von der Tafel auszufragen, „denn sie ist in der Haube wo möglich noch schöner, als mit losgebundenem Haar.“

Sobald der Engländer sechs Tassen Thee, den ihm die für seine an ihrem Bruder bewiesene Sorgfalt erkenntliche Marie sorgfältig bereitete, und mit schwesterlicher Grazie einschenkte, verschlungen hatte, ließ er die Postillone sich fertig machen, widerstand neuen Bitten, gelobte noch einmal, in acht Tagen

wiederzukehren, und reiste ab, nachdem er seinen theuren Wilhelm, den er als einen Adoptivsohn betrachtete, in die Arme gedrückt hatte. Als er eben einstieg, sagte ihm die dicke Charmois, welche ihn bis dahin mit der ganzen Familie begleitet hatte, und hinter ihm her war, wie sein Schatten, mit pfiffiger Miene halblaut:

„Ei, ei! Sie haben versprochen, mich zu Rath zu ziehen! Thun Sie doch ja keinen Schritt zu Ihrem großen Vorhaben, ohne mich zu benachrichtigen. Ich, ich kenne Jedermann und kann Ihnen bessere Nachweisungen ertheilen, als sonst wer, und verhindern, daß Sie nicht in eine Schlinge fallen.“

„Seien Sie ruhig, Madame,“ erwiderte Arthur mit etwas spöttlicher Miene, indem er sich in seinen Reise-Carrick wickelte, den er methodisch auf der Brust zuknöpfte: „in acht Tagen werden wir davon sprechen, und vielleicht schreibe ich Ihnen vor acht Tagen, denn ich bin ein sehr ohnegeduldiges Mensch.“

Dieß letzte Wort hinterließ in der Seele der dicken Charmois die süßesten Heiratsträume für ihre Tochter; die ganze Nacht konnte sie ihre Augen darob nicht schließen. „Er wird mir vor acht Tagen schreiben!“ wiederholte sie sich, ihren dicken, pläneerfüllten Kopf auf den Kissen wälzend. „Mir gedenkt er zu schreiben, und nicht der Frau von Boussac! also ist es meine Tochter, an die er denkt. Gewiß hat er sie angeschaut, viel angeschaut. So oft ich ihm zum Ehestand rieth, betrachtete er Elviren in seltsamer Art. Er hat drollige Gesichtszüge. Man kann nicht unterscheiden, ob er im Scherze oder im Ernste spricht; aber es ist ein absonderlicher Kauz. Ich hab' ihm gefallen. Wie viele Männer entscheiden sich nicht für eine junge Person nur aus Bewunderung für den Verstand ihrer Mutter! Zudem verdunkelt Elvire Marien vollständig. Marie hat schöne Augen, aber sie ist so mager! sie gleicht noch einem Kinde, und

wenn man sie ansieht, so fällt Einem das Heiraten gar nicht ein."

Aber wie zerstoben die süßen Selbsttäuschungen der Unterpräfektin von Boussac, als sie am andern Tage schon folgendes Billet empfing:

„Madame!

In meiner Ungeduld, Ihren guten Rathschlägen zu folgen und mich nach meinem Geschmack zu vermählen, erlaube ich mir, Sie um Ihre Vermittlung bei Miß Jane, der englischen Gouvernante Ihrer Tochter, zu bitten, um ihr ergebenst die Hand, den Namen und das Vermögen eines redlichen, sehr in sie verliebten Mannes anzubieten. Ich bin mit Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Arthur Harley."

Dreizehntes Kapitel.

Der Bruder und die Schwester.

Diese plötzliche und seltsame Erklärung war ein Donnerschlag für Frau von Charmois. Sie eilte sich mit Frau von Boussac einzuschließen, welche die Geschichte gar nicht ernsthaft nehmen wollte, sondern sie als einen sehr guten Streich betrachtete, den Sir Arthur einer aufdringlichen und unpassenden Rathgeberin gespielt hätte.

„Nein, nein!" schrie die entrüstete Charmois, „wenn er, wie Sie versichern, ein Mann von Ehre ist, so scherzt er nicht. Denn setze ich voraus, daß in der That eine Miß Jane, Gouvernante meiner Tochter, existire, so bedenken Sie nur, welche Freude, welcher Stolz es für sie wäre, wenn man ihr verkündete, daß ein Millionär sie heiraten wolle! Und

dagegen welche Schande, welcher Grund zur Wuth, wenn man ihr hernach zu verstehen gäbe, daß sie nur in den April geschickt sei! Nein, ein Mann aus der guten Gesellschaft würde sich eine solche Mystifikation nicht erlauben, nicht einmal mit einer Küchenmagd.“

„Aber, meine Theure,“ erwiderte Frau von Boussac, „Herr von Harley ließ sich nicht so ganz anführen, als Sie glauben: er hat gar wohl begriffen, daß Johanna eine Magd ist, und überzeugt, Sie werden sein Gesuch nicht ernsthaft nehmen, hat er Ihnen diesen Spottbrief zugeschickt, um Sie dafür zu strafen, daß Sie ihm unsere Töchter an den Kopf warfen.“

„Wenn das seine Meinung war, so soll er es büßen,“ rief Frau von Charmois aus. „Ich werde ihn sicherlich in meine Tochter verliebt machen, und dann die Wollust haben, sie ihm abzuschlagen. Einstweilen aber meine Gute, werden Sie, hoffe ich, mir das Vergnügen machen, Johanna vor die Thüre zu setzen.“

„Und warum doch? was hat das arme Kind verschuldet?“

„Es ist eine ausgezeichnete Kokette.“

„Sie irren Sich sehr. Sie hat nicht einmal den Schein von Koketterie.“

„Je nun! einerlei! sie ist schön, sie gefällt, sie schadet unsern Töchtern. Man darf sie unmöglich hier dulden.“

Johanna war eine dem Hause so nützliche Dienerin, daß Frau von Boussac sich mit ziemlicher Festigkeit gegen ihre Entlassung wehrte. „Ich werde dich schon dazu zwingen!“ dachte Frau von Charmois bei sich, und stellte sich, als sei sie von diesem Gedanken abgekommen.

„Was Herrn Harley's Aprilspaß betrifft,“ sagte sie, das Billet zerknitternd und ins Feuer werfend, „so soll er damit abgemacht sein. Ich hoffe, meine

theure Freundin, daß Sie ein Schloß darüber am Munde haben werden.“

„Um so mehr,“ antwortete Frau von Boussac, „als unser Freund es nicht anders verstehen kann und gewiß darauf rechnet, daß Sie die Lektion für Sich allein behalten. Ich will nicht einmal dafür gelten, daß ich darum wisse.“

„Und ich,“ fügte die Unterpräfektin bei, „will nicht einmal dafür gelten, daß ich das unverschämte Billet empfangen habe. Es wird für verschollen gelten, und wenn Ihr Engländer mir davon redet, so werde ich thun, als verstehe ich ihn nicht.“

Frau von Charmois ging heim zu ihrem Gemahl, der mit der Einrichtung des Lokals seiner neuen Unterpräfektur beschäftigt war, und an ihm, den sie bei jeder Kleinigkeit tadelte und auszankte, stillte sie ihre schlechte Laune ein wenig.

Indessen hatte der Berryer-Kurier, welcher von La Châtre, wo Herr Harley hatte umspannen lassen und seine Briefe nach Boussac schrieb, im Hundstrab (er hatte einen ganzen Tag gebraucht) zur Ausrichtung dieses seltsamen Auftrags gekommen war, seinen Weisungen gemäß Fräulein Jane zu sprechen begehrt, und da er diesen Namen nicht englisch aussprach, derselbe aber auf dem Billet, das er mitbrachte, für französische Augen die gleichen Mitlauter darbot, wie Hanne (Jeanne), so hatte Claudie, welche lesen lernte und bereits ziemlich leicht buchstabirte, keine Mühe, zu verstehen, für wen dieser Brief bestimmt war.

„Das kommt von dem englischen Herrn, der vorgestern bei uns durchreis'te?“ sagte sie zu dem Boten. „Sonderbar! er muß Etwas im Hause vergessen oder verloren haben, aber hätte er mir geschrieben, so wäre das gescheidter gewesen, weil Johanna doch seine Buchstaben noch nicht kennt. Und muß man ihm darauf antworten?“

„Ei nein!“ bemerkte Cadet scharfsinnig, „da der englische Herr wieder nach Paris abgereist ist.“

„Gut!“ sagte Claudie, den Brief in die Tasche ihrer Schürze steckend, „ich werde ihr das geben, wenn sie von der Waide heimfährt.“

„Nein, nein! muß gleich sein,“ sagte der Kurier, „der englische Herr sagte, müss' es ihr selber geben, sobald ich komme.“

„Ei? Ja nun, ich gehe zu ihr,“ antwortete Claudie; und die Ecke ihrer Küchenschürze aufstülpend, lief sie der Wiese zu, wo Johanna längs den Felsen am Flusse hin ihre Kühe hütete. Aber sie war noch nicht am Ende des Gartens angekommen, als sie dem Fräulein von Boussac, die mit ihrem Bruder spazieren ging, begegnete; ihr händigte sie den Brief ein, da sie vor Begierde brannte!, den Inhalt lesen zu hören. Marie gab ihr diese Genugthuung nicht. Sie übernahm es, den Brief Johanna zu bringen, und sobald Claudie, sich die Lippen vor Aerger beißend, den Geschwistern den Rücken bot, sagte sie zu Wilhelm: „Es ist in der That Harley's Handschrift: was kann er denn Johannen zu schreiben haben?“

„Das scheint mir unerklärlich,“ antwortete der junge Mann. „Kann Johanna lesen?“

„Nein,“ sagte Fräulein von Boussac, den Brief entsiegelnd, „um so weniger, da er englisch geschrieben ist.“

Die beiden jungen Leute, Marie besonders, verstanden diese Sprache hinlänglich und lasen, was folgt:

„Meine theure Miß Jane, seit einigen Monaten bin ich entschlossen, mich zu verheiraten, und da ich mir schmeichle, ein guter Phrenelog und Physiognomiker zu sein, so nahm ich mir stets vor, der ersten unwillkürlichen und lebhaften Sympathie zu folgen, welche ein schönes Gesicht in mir erregen würde. Ich habe Sie nur wenige Augenblicke gesehen, jedoch trotz meiner Gemüthsbewegung aufmerksam genug betrachtet, um gewiß zu sein, daß ich mich in Betreff Ihrer nicht

irre, daß Ihr Antlitz der Spiegel Ihrer Seele und Ihre Seele, gleich Ihrem Antlitz ein Vorbild der Vollkommenheit ist. Augenblicklich fühlte ich, daß ich Sie liebe, und bestimmt bin, Sie mein Leben lang zu lieben, wenn Sie mich der Erwiederung würdigen. Erlauben Sie mir, wenn ich Sie in vierzehn Tagen wieder sehen werde, eine reine, ehrerbietige, auf die höchste Achtung und zärtlichste Bewunderung gegründete Zuneigung zu Ihren Füßen zu legen. Bis dahin befragen Sie sich über meine Stellung und meinen Charakter bei Herrn Wilhelm von Boussac und seiner Familie, damit Sie, wenn Ihr Herz noch frei und ungebunden ist, und Sie mich für werth achten, Ihr Gemahl zu werden, meine Bitte gütigst annehmen und glauben, daß ich bin Ihr ergebenster Diener und Freund

Arthur Harley."

„Wahrhaftig, das scheint Ernst zu sein, nicht wahr?" fragte Marie ihren Bruder, der in tiefes Nachdenken versunken war.

„Ja, meine Schwester, das ist Ernst, so Ernst als möglich," antwortete Wilhelm nach einem langen Schweigen. „Sir Arthur ist eines unanständigen und grausamen Spaßes unfähig. Nie hat sein Mund, auch nur lachend, eine Lüge ausgesprochen. Nie hat seine Feder auch nur eine Uebertreibung niedergeschrieben. Er ist in leidenschaftlicher Liebe oder wenigstens in zärtlicher und väterlicher Zuneigung für Johannen entbrannt. Er will und wird sie heiraten."

„Wilhelm, ich sage dir, ich glaube zu träumen."

„Ich nicht! Alles das scheint mir von Seiten Sir Arthurs sehr natürlich. Es ist die Endfolge, die Bekräftigung aller seiner Ansichten, aller seiner Worte, aller seiner Pläne und aller seiner Ueberzeugungen. Er ist frei von unsern erbärmlichen Vorurtheilen. Seine über die Welt und ihre geringfügigen Eitelkeiten erhabene Seele strebt nur nach dem Wahren.

Sein System hat etwas Excentrisches, wodurch er zum Original wird, ohne an Verstand und Weisheit zu verlieren. Nicht grundlos rühmt er sich in den Herzen zu lesen und unfehlbar aus den Gesichtszügen zu urtheilen. Ich habe es erfahren, daß er in dieser Beziehung geistige Anschauungen hat, die an's Wunderbare gränzen. Nie sah ich ihn der Schönheit einer Frau huldigen, ohne daß er auch alsbald mit wunderbarer Durchsichtigkeit ihre Vorzüge und Fehler aufzählte, und stets hörte ich ihn also schließen: ‚Das hier ist mein Ideal noch nicht. Der Himmel gebe, daß sobald ich es finden werde, sie von mir ihr Glück annehme und es in meiner Liebe finde!‘ Anfänglich lachte ich über diese so kalt und so überlegt ausgesprochenen Sonderbarkeiten, daß man kaum daran glauben konnte. Aber nachgerade habe ich in Herrn Harley einen ernsten Geist, eine liebewarme Seele, einen edelmüthigen, unerschütterlich festen Charakter erkannt. Glaube mir, Marie, die Spöttereien der Welt werden Sir Arthurn nicht entfernt berühren, und er wird sich, Johannen heiratend, für den glücklichsten der Männer achten!“

„Ach! Wilhelm,“ rief Fräulein von Boussac lebhaft gerührt aus, „ich liebte Sir Arthur als einen Bruder, als einen ächten Freund; jetzt bewundere ich ihn als einen Helden! Ja! zweifle nicht daran, er ist so weise als groß, und dieses Beispiel bekräftigt mich in meinem Glauben an die Offenbarungen des Gefühls. Johanna ist seiner würdig. Johanna ist ein Engel. Sie ist in ihrer Art ein Weib höherer Gattung; und wenn die Welt diesen Ehebund bespöttelt und verachtet, so wird Gott ihn segnen, und mitfühlende und reine Herzen werden sich darob freuen. Denkest du nicht, wie ich, theurer Wilhelm? Du scheinst traurig und niedergeschlagen über diesen Entschluß deines Freundes.“

„Ohne Zweifel bin ich es ein wenig,“ antwortete

Wilhelm verwirrt; „Sir Arthur wird einen großen Kampf mit der Welt zu bestehen haben! Doch er freilich ist unabhängig, braucht sich um keine Familie zu bekümmern, auf Niemand Rücksicht zu nehmen . . .“

„Wenn es sich nur um die Welt handelt, so wird er durch Verachtung leicht über sie triumphiren. Komm, Wilhelm, bleibe nicht hinter dem Freunde zurück! Rüste Dich vielmehr, für ihn und mit ihm zu kämpfen. Ich erkläre mich zu seiner Verbündeten und Vertheidigerin; und sollte ich darob verspottet und verdammt werden, so will ich doch nicht Worte genug finden, um sein Betragen zu loben und zu bewundern!“

„Gute und romantische Marie! Du, Du bist bewunderungswürdig!“ rief Wilhelm, die Hand seiner Schwester gegen seine Brust drückend. „Ach, wüßtest Du, wie sehr Dir mein Herz beistimmt!“

„Wenn ich romantisch bin, so bist Du es auch, Wilhelm! und bin ich bewunderungswürdig, so bist Du es gewiß eben so sehr, mein Bruder! denn siehe da, Thränen stehen Dir in den Augen, und die edelmüthige Kühnheit Sir Arthurs macht sie fließen.“

„Aber Johanna?“ fuhr Wilhelm mit unterdrückter Aufregung fort.

„Johanna? findest Du Bedenken gegen Sir Arthurs Wahl? Du selbst behauptest, daß er sich nie täuscht. Wohlan, ich werde künftig dasselbe behaupten, denn Johanna ist ein Edelstein. Du kennst sie nicht Wilhelm; Du hast in ihr nur eine arme, hülfsbedürftige Waise gesehen; Du weißt ihr Dank für die Pflege, welche sie Dir während Deiner Krankheit gewidmet, für die durchwachten Nächte, die sie unermüdlich, immer still und fromm, wie ein Engel, an Deinem Kissen zubrachte: kurz, Du betrachtest sie als eine treu ergebene Dienerin. Aber ich, ich kenne sie! ja, ich allein; ich weiß, daß Johanna uns gleichsteht, Wilhelm, und vor Gott vielleicht noch über uns. Nein, Keiner von uns hätte ihre Geduld, ihre Standhaftigkeit,

ihren Glauben, ihre Selbstverläugnung. Wie oft enthüllte sie mir nicht einzig aus richtigem Gefühl und dem natürlichen Lichte ihrer Seele geschöpfte höhere Wahrheiten, von denen mir meine Bücher nur eine dunkle Ahnung erregt hatten. Oh! gewiß, Johanna ist ein außerordentliches Wesen. Ich verstehe mich darauf. Ich bin mit achtzig bis hundert edlen oder reichen Jungfrauen erzogen worden, ich habe sie studirt und ihre Verkehrtheiten, Eitelkeiten, schlechten Triebe, Kleinlichkeiten entgingen mir nicht. Auch unter den besten war nicht Eine, die ihr Rang oder ihr Geld nicht bereits ein wenig verderbt gehabt hätte. Traun, Wilhelm, Du wirst mir glauben, Du, denn der Mutter dürfte ich es nicht zu sagen wagen, (sie würde mich als Närrin oder überspannten Kopf behandeln) keine meiner Pensions-Freundinnen hat mir solche Achtung und solches Vertrauen eingeflößt, wie Johanna; keine war mir so lieb, wie diese Bäuerin: keine unserer Nonnen schien mir so rein, so heilig. Ja, Johanna ist eine Christin aus der alten Zeit! ein Mädchen, das lächelnd den Märtyrertod litte, und das die Kirche kanonisiren würde, wüßte sie, welche Gnade Gott in das Herz desselben gelegt hat."

„Marie, Du rührst mich tief und thust mir wehe," antwortete Wilhelm, indem er sich auf eine Gartenbank niedersetzte oder vielmehr hinsank. „Ich habe bisweilen noch einen kranken Kopf. Deine Begeisterung theilt sich mir mit und bewegt mich allzuheftig. Laß mich, laß mich ein wenig aufathmen!"

„Theurer Bruder! theurer Freund! verzeihe mir!" sagte Marie, seine beiden Hände fassend, „aber wahr ist doch, wir sind zwei gegen diese ungerechte und wahnsinnige Welt aufgestandene Sklaven; kennete sie unsere Gedanken, ihr Tribunal würde uns verurtheilen."

„Ha! Schwester, Du begreifst nicht, welche Fibern meines Herzens Deine enthusiastische Stimme

anschlägt!“ rief Wilhelm, ihre Hände küssend, schmerzlich aus und ergoß sich in Thränen.

Die Rührung Wilhelms überraschte seine noch exaltirtere und romantischere Schwester nur wenig. Da sie jedoch die nachtheilige Wirkung jener Gemüthsbewegungen auf die Gesundheit des Bruders früher beobachtet hatte, so suchte sie dem Gespräch eine minder emphatische Wendung zu geben.“

„Nun, mein Freund!“ begann sie von Neuem, „was werden wir denn mit diesem Briefe anfangen? Wie ihn Johanne'n übersetzen? wie sie überzeugen, daß der Antrag ernstlich gemeint ist?“

Wilhelm antwortete, er finde es nicht passend, daß er selbst sich damit befasse; seine Schwester würde die Sache besser angehen, ohne ihn ... „Du bist,“ sagte er, „an die naive Sprache Johanna's gewöhnt und könntest Dich ihr nöthigenfalls darin verständlich machen. Bringe ihr also die Anträge Sir Arthurs, theure Marie; ist sie nicht entzückt darüber, so wird sie doch gerührt werden.“ Und Wilhelm fiel in seine Niedergeschlagenheit zurück.

„Halt! mein Freund!“ rief Marie schwankend. „Mir kommt ein Skrupel. Glaubst Du, Sir Arthur sei fortwährend von Johanna's Verkleidung getäuscht worden? nimmt er sie für eine Magd aus der Marche oder für eine englische Gouvernante?“

„Wahrhaftig,“ rief Wilhelm, „sein Schritt wäre weit weniger auffallend und seine Neigung weniger excentrisch im letztern Falle; Bildung muß man bei einer Erzieherin, gute Geburt kann man bei ihr voraussetzen. Zudem, wenn Harley Johannen als Miß Jane, seine Landsmännin, betrachtet, so dürfte auch etwas nationale Vorliebe mit im Spiel sein.“

„Ja, ja! das ändert die Sache!“ bemerkte Marie, „er täuscht sich offenbar absichtlich, ohne unser Zuthun. Er will nicht glauben, er kann sich nicht überzeugen, daß dieses so schöne, weiße, edle und ernste

Wesen ein Bauernmädchen sei, das ihn fast ebenso wenig französisch als englisch verstehen kann. Und doch, wenn er Johannen kennte, wenn er den Weg zu ihrem Herzen fände, wenn es ihm gelänge, in das poetische Geheimniß ihrer Gedanken einzudringen, so würde er sie vielleicht nur um so mehr lieben und bewundern. Uebrigens da er nun einmal die ganze Sonderbarkeit der Neigung, welcher er sich hingibt, nicht voraussah, so dürfen wir seine Absichten Johanna nicht enthüllen, bevor wir wissen, was er denkt, wenn er sie, wie Frau von Charmois sich auszudrücken beliebt, hinter ihren Kühen sieht."

„Jetzt athme ich wieder auf, Marie!" erwiderte Wilhelm; „der Gedanke dieses unglaublichen Entschlusses lag mir zentnerschwer auf der Brust. Ich weiß nicht, warum es mir wie ein Akt des Wahnsinns erschien. Nunmehr finde ich das Abenteuer mehr scherzhaft, als bedeutsam. Der gute Arthur! welche vollkommene Mystificirung! wie wird er mit uns lachen! Aber man muß ihm das Geheimniß bewahren, es ist nicht nöthig, daß Frau von Charmois, unter uns gesagt, ein unausstehliches Geschöpf und ihre plumpe Elvire und dieser boshafte Spötter Marsillat und mit den Genannten die ganze Stadt Boussac sich auf Kosten des edlen und aufrichtigen Arthurs belustige."

„Auch der Mama, hörst Du Wilhelm, muß man Nichts davon sagen," fügte Fräulein von Boussac bei. „Unsere Mutter ist vor lauter Güte schwach; sie hegt Freundschaft für diese Charmois; sie könnte sich nicht enthalten, ihr die Geschichte zu erzählen."

„Man muß mit Niemand, auch nicht mit Johanna darüber reden."

„Zumal der Johanna soll es ein Geheimniß bleiben. Verständig, wie ich sie kenne, würde sie sich allerdings keine Luftschlösser in den Kopf setzen; nie wird sie an so was glauben; aber sie befände

sich, Sir Arthur gegenüber, in einer Stellung voll Verlegenheit für sich und für ihn."

„Was sollen wir aber dem armen Kinde sagen, um ihr die Briefsendung des Herrn Engländers zu erklären? Denn erfahren wird sie davon durch Claudien."

„Im Grunde Nichts; sie ist ja nicht neugierig. Halt! noch ehe man im Hause eine Wichtigkeit darauf legt, wollen wir Johanna benachrichtigen, daß es ein Scherz ist ... Gerade sehe ich sie im Wiesengrund ... eilen wir zu ihr!"

„Ich werde nicht gehen," sagte Wilhelm. „Lieber bleibe ich hier. Ich wüßte der Jungfrau nichts zu sagen."

„Wohlan! so will ich für uns beide lügen," entgegnete Marie, und sie lief auf Johanna zu, welche unter einem Baume sitzend von Epnell träumte, von ihrer Mutter, von den großen Haiden, wo sie einst ihre Ziegen weidete, und von den guten Feien, welche über ihr wachten, um die Wölfe zu verscheuchen und die bösen Geister des Moorgrundes."

„Hanne," sagte zu ihr das junge und anmuthige Burgfräulein, indem sie vertraulich den Arm um ihren Nacken schlang, „unser Freund Harley hat Dir geschrieben; aber sein Brief ist ein Scherz, eine Folge unseres Aprilbären. Du würdest Nichts davon verstehen, denn ich selbst werde nicht recht klug daraus... Herr Harley wird es uns selbst auseinandersetzen, wenn er in vierzehn Tagen zurückkommt."

„Gut, gut, Frölein Marie," antwortete Johanna, Mariens zarte Hand, die auf ihrer Schulter lag, küssend; „dieser Herr liebt den Scherz; so, wie Sie bisweilen. Nicht sehr oft! daher freut mich's, wenn ich sehe, daß Sie sich bisweilen kurzweilen, mein theures, herziges Frölein!"

„Es erzürnt Dich auch nicht gegen den englischen Herrn, meine gute Hanne?"

„O nein, Frölein! warum sollte ich bös werden? er sieht gar nicht boshaft aus, dieser Herr; desgleichen hat er für Ihren Bruder gesorgt und Sie lieben ihn!“

„Findest Du in seiner Miene den Ausdruck der Biederkeit?“

„Mich däucht, ja, Frölein! Gott weiß, hab' ihn nicht viel angesehen.“

„Schämtest Du Dich vor ihm?“

„O nein, ich bin nicht viel eitel. Ich weiß wohl, daß ich nicht gut reden kann, und rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

„Hat er mit Dir gesprochen, der Engländer?“

„Ja, als ich ihm die Sahne zum Thee brachte, fand ich ihn in dem Vorzimmer die Hände waschend; da sagte er mir Etwas, das mir aber ein böhmisches Dorf blieb.“

„Auf englisch?“

„Weiß nicht, Frölein! Ich verstand kein Jota.“

„Lachte er, da er mit Dir sprach?“

„Ei nein! er schien zu glauben, ich sei ein Mädchen aus England, wie man ihm weiß gemacht hatte.“

„Und Du, lachtest Du?“

„Nein, Frölein. Ich mochte nicht lachen, um Ihnen den Spaß nicht zu verderben.“

„Und er sagte Dir kein französisches Wort?“

„Nein, aber er nahm mir die Sahne aus der Hand, als wollte er sich nicht von mir bedienen lassen, und legte eine meiner Hände an seine Lippen. Je! das däuchte mich sehr drollig! Aber Cadet kam dazu, und ehe ich Zeit zu lachen hatte... Sie wissen, ich lache nicht gar schnell!... hatte der Engländer schon Rechtsumkehrt in den Sal gemacht.“

„Du hattest damals Deine Bauernkleider an?“

„Natürlich, es war ja nach dem Abendessen.“

„Und Du warst gar nicht darüber erstaunt?“

„Nein, Frölein, weil das zwischen Ihnen ausgemacht worden.“

„Dieser Handkuß hat Dich nicht beleidigt?“

„Oh! ich sah wohl, daß dieser Herr mich nicht beleidigen wollte; es war eben ein Scherz.“

„Gestehe nur, Hanne, es machte Dir ein wenig Vergnügen?“

„Ei, wie boshaft Sie sind, meine Herzige! aber warum soll mir das Vergnügen machen? Ich kenne ja den Herrn nicht!“

„Hanne, als mein Bruder eintraf, küßte er Dir die Hand auch?“

„Ja, Frölein, gleichfalls zum Spaß.“

„Und das hat Dir wehe gethan; ich sah Dir's am Gesicht an.“

„Ja, Frölein, das ist wahr; ich war so froh, meinen Pathen wieder gesund zu sehen ... und so frisch und stark! Gern hätte ich ihn geküßt, den armen Engel! Und da macht er sich plötzlich über mich lustig! das schmerzte mich. Darauf aber dachte ich gleich, daß es einfältig von mir sei, mich darob zu quälen. Ich sehe ihn ja lieber lachen, als krank und traurig sein, wie vor seiner Abreise.“

„Gute Hanne, glaube nicht, daß Wilhelm sich über Dich lustig machen wollte! Du hast doch gesehen, wie er auch mir die Hand küßte, gewiß nicht, um meiner zu spotten, hoffe ich.“

„Oh! bei Ihnen ist das was Anderes; Sie sind seine Schwester; ich aber sein Taufkind muß vor ihm Respekt haben.“

„Er ist auch Dir Achtung schuldig, und hat solche für Dich.“

„Warum denn, Frölein?“

„Weil auch Du seine Schwester bist, seine Milchschwester und seine Herzensfreundin fast ebenso sehr, als ich. Oh! sei überzeugt, daß er nicht undankbar ist und Dir die treue Pflege während seiner Krank-

heit nimmer vergessen wird. Ich war nicht hier, ich, als er sich am Schlimmsten befand; ich wußte nicht darum. Man verbarg mir die Gefahr meines Bruders, und Du warst damals seine wahre Schwester. Mama hat mir hundertmal gesagt, ohne Dich wäre Wilhelm gestorben; denn sie hatte den Kopf verloren, meine arme Mutter, so wie alle Leute vom Haus. Du allein warst immer gegenwärtig, thatest den wilden Ausbrüchen seines Fiebers Einhalt, hindertest ihn, im Wahnsinn umherzustürzen, gewannest durch Güte über ihn, was die Andern durch Gewalt nicht erzwingen konnten, indem Du zu seinen Füßen sankst, um ihn zur Ruhe zu vermögen und die Vorschriften des Arztes zu befolgen, bisweilen auszanktest, wie ein Kind, und durch Deine Bitten, durch Deine Sanftmuth einwiegtest. Oh! meine theure Hanne, Dir danke ich diesen Bruder, den ich so sehr liebe! Warum sollte ich und mein Bruder Dich nicht wie eine Schwester lieben?"

Wilhelm hatte es nicht länger allein auszuhalten vermocht. Unwiderstehlich angezogen, war er näher getreten, und das durch den Graswuchs gedämpfte Geräusch seiner Schritte hatten die beiden Jungfrauen nicht vernommen. Er stand hinter ihnen, als sie so redeten, von Johanna nur durch den Stamm des dicken Kastanienbaumes, der sie beschattete, getrennt. — „Ja, Hanne, ja, Marie!" rief er, plötzlich vortretend, aus, „ihr seid beide meine Schwestern, und es gibt Augenblicke, wo ich euch in meinen Gedanken als Eins betrachte. Oh! Marie, wie danke ich Dir, daß Du Hannen auszudrücken vermagst, wofür ich niemals Worte fand, und daß Du ihr mit so zarter Freundschaft Alles lohntest, was sie Gutes an mir gethan hat! O, Hanne! nie habe ich Dir gedankt, wie ich sollte! Du warst mein Rettungsengel! ich habe Alles gesehen, Alles begriffen, Alles gefühlt, obwohl ich halb wahnsinnig war. Ja, ich sah Dich ganze

Nächte lang auf den Knieen an meinem Bette! Ich erinnere mich, daß Du mich mehrmals aufhobst und wie ein Kind in den Armen trugst, um mich in einen andern Pfühl zu bringen. Ich war abgemagert, schwach. Du, immer stark und muthig, hast mehr als dreißig Nächte schlaflos zugebracht und kaum zwei Stunden des Tags auf der Matratze neben meinem Lager ausgeruht. Ach! welche Vorwürfe machte ich mir damals, daß ich die Stunden meines Deliriums nicht bezwingen konnte, welche Dich, theure Hanne, tödtlich ermüdeten! Und Du wurdest nicht krank, Du, die kaum zuvor ihre Mutter in langer, schrecklicher Krankheit gepflegt und auch der meinigen abgewartet hatte, als sie nach mir der Mattigkeit und Erschöpfung unterlag. Und dennoch habe ich Dir nicht gedankt!"

„Oh doch, mein Pathe," sagte Johanna schluchzend, „Sie haben mir oftmals gedankt, zehnmal mehr, als ich verdiente!"

„Nein, Hanne, nein," rief der Jüngling leidenschaftlich, „ich war niedergeschlagen durch eine mir unbekannte Traurigkeit. Ich konnte weder sprechen, noch weinen; ich war in anderer Weise wahnsinnig, als während meiner Krankheit, aber immer noch wahnsinnig. Wie oft habe ich mir während meiner Abwesenheit zum Vorwurf gemacht, daß ich Dir nicht sagte, was ich Dir jetzt sage! Und seit den drei Tagen meines Hierseins habe ich abermals nicht zu Dir geredet! kaum daß ich Dich anblickte! ... warum, weiß ich nicht! Vielleicht bin ich immer noch nicht ganz bei mir selbst, Hanne, und hätte Dir, ohne das Beispiel meiner Schwester, immer noch meine Dankgefühle nicht ausgesprochen. Aber ich bin nicht undankbar, glaube ja das nicht! Verzeihe mir und namentlich denke nicht, daß ich Dir zum Hohne die Hand küßte! Oh! Hanne, mit gleichem Recht könnte man behaupten, ich verhöhne meine Mutter oder Marien

Sage mir, daß Du es nicht mehr glaubst, meine gute Hanne, ich flehe Dich auf den Knieen!"

Und Wilhelm, außer sich, bald blaß, bald glutroth, fiel auf die Kniee vor der erstaunten Johanna, und bedeckte ihre Hände, denen der fleißige Strickzeug entfallen war, mit Küssen. Statt aller Antwort vermochte Johanna Anfangs nur zu schluchzen.

„Ach! mein theurer, kleiner Pathe," sagte sie endlich, mit keuschester und mütterlichster Liebesergießung Wilhelms schöne blonde Locken küssend, „Sie thun mir vor lauter Wohlthun wehe! Du lieber Gott! was habe ich denn gethan, daß Sie so große Verpflichtung gegen mich äußern! Sind Sie denn nicht auch gut gegen mich gewesen in Epnell und in Toull? Oh, niemals werde ich Ihre Freundschaft vergessen, und das ist das Geringste, daß ich Ihrer gepflegt habe, als Sie sich so übel befanden, daß es Einem das Herz zerschnitt! Ich habe Leib und Seele dem Herrn gelobt, daß er über mich an Ihrer Statt den Tod verhänge, und ich wußte wohl, daß wenn Eines sterben müßte, ich es wäre, denn ich hatte gebetet, wie's recht ist. Aber der große Gott und die große Jungfrau, Mutter Jesu Christ's, haben nicht gewollt, daß Eines oder das Andere sterbe! Sie sind auf der Welt, um Glück zu haben, um sich zu vermählen, mein thurer Pathe, um hübsche Kinderchen zu wiegen, und Frölein Marie, die ich ebenso sehr liebe, als Sie, ist auch da, um Glück und Familie zu haben, will's Gott!"

„Und Du, Hanne," sagte Marie, welche sie mit den Armen umschlungen hielt, „hoffst Du nicht auch, Glück zu haben?"

„Oh, ich, Frölein, wenn ich nur um Sie sein, Ihnen dienen, Ihre Haushaltung besorgen, Ihre Kleinigkeiten, wenn sie einmal da sind, verpflegen darf, sehen Sie, dann bin ich ganz zufrieden!"

„Du willst Dich also nicht gleichfalls verheiraten?“

„Ich, Frölein, denke nicht dran.“

„Ei, warum denn nicht, Hanne? Du sagtest das einmal in Toull,“ fiel lächelnd Wilhelm ein, „ich erinnere mich; aber es war doch nicht im Ernst gesprochen?“

„Wie, Hanne, wäre das wahr?“ sagte Fräulein von Boussac zu der Jungfrau, welche Wilhelm nur durch ein geheimnißvolles Lächeln antwortete; „Du bist eine Feindin der Ehe?“

„O nein, Frölein, da ich Ihnen dazu rathe. Aber sieh' da, meine Kühe grasen nicht mehr, die Mücken machen sie toll. Um diese Stunde muß man sie unter Dach bringen.“

„Aber Du antwortest nicht auf unsere Frage!“ fuhr Marie fort, sie aufzühalten suchend.

„Seht, seht, Frölein,“ sagte Johanna, „meine Kühe gehen allein fort. Sie würden in den Garten springen! Halten Sie mich nicht auf, meine Holde!“ Und Johanna floh, sich losmachend, über die Wiese.

„Siehe doch,“ sagte Fräulein von Boussac zu ihrem Bruder, „so zieht sie sich immer aus der Klemme. Nie, wenn es sich um sie und ihre Zukunft handelt, konnte ich einen Gedanken persönlichen Interesses bei ihr entdecken. Wilhelm, es existirt in der Seele dieses Mädchens ein Geheimniß der Selbstverläugnung. Ich habe mir zwanzig Romane über sie ausgebildet, ohne eine verständige Lösung zu finden.“

Wilhelm war wieder düster und träumerisch geworden. Seit seiner Krankheit hatte dieser Jüngling auch ein Geheimniß in seiner Seele. Sein sanfter und zärtlicher Charakter hatte sich, selbst bei den Ausbrüchen des Deliriums, nicht verläugnet. In Italien schien es, als sei er wieder in seinen gewöhnlichen Ideengang zurückgekehrt; aber seit seiner Heimkunft nach Boussac fühlte er sich wieder unwillkürlich

in die Stimmung zurückversetzt, die er während seiner Genesung gehabt. Ein innerer Sturm brauste in seinem Busen. Bald trieb es ihn zu außerordentlichen Herzensergießungen, bald drückte er alle seine Wallungen mit tiefer Pein und einer Art Schauder in seine Brust zurück. Man muß allerdings gestehen, daß die Gesellschaft seiner herrlichen Schwester nicht das für seine Krankheit geeignete Mittel war. Diese enthusiastische Jungfrau hatte nie die Welt gesehen, kannte sie nicht und haßte sie kraft ihres Ahnungs-Vermögens. In ihrer ersten Jugend einer glühenden Andacht hingegeben, war es ihr mit dem Evangelium Ernst geworden. Sie war fanatisch aus Kindlichkeit und Hingebung. In einem sehr schwächlichen Körper trug sie eine Feuer-Seele, und unter anmuthigen und gefällig sanften Manieren barg sie einen energischen, unternehmenden und zu Extremen geneigten Charakter. Sie war der erhabensten Tollheiten fähig; im zwölften Jahre wäre sie nach der Wüste gezogen, hätte sie gewußt, wo Thebaïs zu finden; im siebzehnten träumte sie sich im Schooße der Menschheit ein Besonder-Leben, voll Verzichtens auf die Eitelkeiten der Welt, voll Kampfes gegen ihre ungerechten Gesetze. Da sie nicht blos halb groß war, so lebte sie glücklich in diesem Feuerherd des Enthusiasmus, der ihr Element war, und sie bemerkte nicht, daß Wilhelm durch furchtbare Schwünge und Sätze, die ihn zerbrachen, ohne ihm die Schwingen zu stärken, in denselben hineintaumelte. Dieser Jüngling hatte die edelmüthigen Triebe seiner Schwester, aber auch die Schwäche seiner Mutter. Mit Marien entflammte er sich für das Gefühlsleben. Mit Frau von Boussac erinnerte sich Wilhelm an die Macht der Welt und an das, was seine Mutter, einverstanden mit der Welt, die Pflichten eines Mannes von guter Geburt nannte. Dann ließ er sich mit Heirats-Entwürfen und ehrgeizigen Aussichten umschlingen. Obgleich sein Herz

dabei stumm war, nahm doch sein ängstliches Gewissen diese Dinge als grausame Nothwendigkeiten an, denen ihn Nichts entziehen konnte. Darum war er unglücklich und niedergeschlagen, einem ewigen innern Kampfe preisgegeben.

Während er mit seiner Schwester langsam zum Schlosse zurückkehrte, war Wilhelm sehr zerstreut, obwohl er allen ihren Worten ein aufmerksames Ohr schenkte, und sein bewegtes Herz Honig oder Wehrmuth mit Begierde daraus sog. Sie unterhielten sich fortwährend über Johanna. Marie, unwissend, welche Wunde sie im Busen ihres Bruders aufreiße, verlor sich in Divinationen über die Zukunft der Jungfrau und die Gefühle Sir Arthurs. Sie gestand, daß es ihr um die erste schöne Illusion, welche die Erklärung an die B ä u r i n Johanna ihrem Gemüth bereitet, leid thue, und daß ihr Roman eine gar prosaische Wendung nehmen müßte, wenn Herr Harley von seiner Neigung geheilt würde, sobald er Johannen die Kühe melken sähe. Wilhelm schien — aus Vernunft oder Freundschaft — diese wahrscheinliche Entwicklung vorzuziehen. Aber er war sehr düster und ging, seine Schwester verlassend, einsam an dem Ufer des Flusses zu träumen.

Vierzehntes Kapitel.

Sir Arthur.

Im Laufe dieser Woche richtete Wilhelm nur noch einen freundlichen ‚guten Morgen‘ oder ‚guten Abend‘ im Vorübergehen an Johanna, sogar ohne sie anzusehen, was der letztern weder Erstaunen noch Kummer erregte. Sie war nicht anspruchsvoll, und der Anlauf enthusiastischer Dankbarkeit, welcher ihren Pathen

auf der Wiese vor ihr zu Füßen geworfen hatte, schien ihr ein für alle Mal eine hundertfältige Bezahlung der Schuld des Kranken gegen seine Wärterin zu sein. Da sie Wilhelm vor seiner Krankheit nicht gekannt hatte und er äußerlich viel lebhafter aussah, als während seiner Genesung, so glaubte sie ihn wieder ganz in seinen frühern Zustand hergestellt und bemerkte nicht, daß alle seine Traurigkeit zurückgekehrt war. Wilhelm verbarg vor Frau von Charmois und seiner Mutter seinen geheimen Kummer ziemlich gut; aber wenn er allein mit Marien war, konnte er sich nicht bezwingen, und Marie entsetzte sich über seinen Tag für Tag deutlicher werdenden Rückfall in die alte Melancholie.

Obwohl Claudie eigentlich das Kammermädchen war, wie man es auf dem Lande nennt, so entkleidete doch sie das Fräulein von Boussac Abends nicht. Weil Johanna Morgens auf dem Felde oder in der Milcherei zu thun hatte, so pflegte Marie, die sie zärtlich liebte, in der Stunde des Bettgehens sich mit ihr zu unterhalten. Sie war gewohnt, ihr alle Eindrücke des vergangenen Tages zu erzählen, und diese Theilnehmung an den Freuden und kleinen Leiden ihrer jungen Gebieterin war für Johanna eine Schule der Gefühlsbildung, die einzige vielleicht, welcher sie zugänglich war.

Johanna, die so plötzlich aus einer wilden Lebensweise in den Stand der Civilisation versetzte Pflanze, hatte anfänglich sich in alle diese Dinge gar nicht hineinfinden können. Zwischen den beschränkten Bedürfnissen ihrer bäuerlichen Existenz und den tausend künstlichen der aristokratischen Personen, welche sie bediente, lag eine unbekannte Welt, in die ihr Gedanke nicht eindringen mochte. Ein minder gutartiger Geist, als der ihrige, hätte diese seltsamen Gewohnheiten strenge kritisirt. Der ausnehmend gelehrsame, folglich auch bestechbare Kopf Claudiens fügte sich mit

Bewunderung und stillem Neide der Pflicht, ihrer Herrschaft in allen Details dieser künstlichen Lebensweise an die Hand zu gehen. Ließ man sie nur einige Brosamen dieses Wohlbehagens, dieses Luxus kosten, so war sie entzückt, und mit dem Genuß entstand bei ihr unwillkürlich das Bedürfniß solcher neuen Befriedigungen. Cadet nahm die Ungleichheit der Stände als eine vollendete Thatsache an; aber unter seiner einfältigen Miene war er nichts desto weniger der Sohn Meister Leonhards, des spöttischen und skeptischen Philosophen; sein Lächeln war nicht so verstandlos, als man dachte, er brachte nicht selten eine unbemerkte Ironie an. Nur Johanna war beinahe gänzlich geblieben, was sie zu Ep-nell gewesen, ohne Unterlaß träumend, betend und liebend, fast nie reflektirend, eine ächt ländliche Organisation, das heißt, eine poetische Seele ohne Ansprüche, einer jener reinen Typen, wie sie sich noch auf dem Lande finden, bewunderungswürdige und geheimnißvolle Urbilder, die für ein goldenes Zeitalter gemacht scheinen, das nicht existirt, und worin die Vervollkommnungsfähigkeit überflüssig wäre, weil man die Vollkommenheit hätte. Man kennt diese Typen nicht hinlänglich. Die Malerei hat sie oft materiell wiedergegeben; aber die Poesie hat sie immer entstellt, indem sie dieselbe idealisiren oder übersetzen wollte, vergessend, daß ihre Wesenheit und Originalität eben darin besteht, nur der Ahnung zugänglich zu sein. Man hat zwar wohl erkannt, daß der ländliche Mensch großer Umgestaltung bedarf, um für die Ausbeutungen und Wohlthaten einer neuen Religion und Gesellschaft Sinn zu bekommen; was man aber noch nicht weiß, ist, daß die Natur zu jeder Zeit in diesem Mittel gewisse Wesen hervorbringt, die Nichts lernen können, weil das ideale Schöne in ihnen selbst ist, und sie nicht nöthig haben fortzuschreiten, um unmittelbar Kinder Gottes, heilige Gefäße der Gerechtigkeit, der Weisheit, der Liebe und der

Redlichkeit zu sein. Sie sind ganz fertig für die ideale Gesellschaft, welche das Menschengeschlecht träumt, sucht und sich verheißt. Aber sie schreiten ihm nicht ungeduldig voraus. Unfähig, das Böse zu begreifen, sehen sie es gar nicht. Sie leben wie in einer Wolke von Unwissenheit; ihre Existenz ist so zu sagen verborgen. Nur ihr Herz fühlt sich leben; ihr Geist ist beschränkt wie die uranfängliche Unschuld: er ist eingeschlafen in dem göttlichen Kreise der Genesis. Mit einem Wort, man könnte behaupten, die Erbsünde habe sie nicht entweiht und sie seien aus einem andern Stamme, als die Eva's-Kinder.

So war Johanna eine gallische Isis, welche dem Getriebe ihrer Umgebungen eben so fremdartig schien, als es eine in unser Zeitalter versetzte Druidentochter gewesen wäre. Da sie Nichts tadeln konnte, so ganz erfüllten Sanftmuth und Liebe ihre Seele, so unterließ sie Erörterungen, aus welchen allein der Tadel entspringen konnte. Sie vegetirte wie eine schöne Lilie, in ihrer süßen Extase, den Busen geöffnet für die Weste der Nacht, für die Küsse des Morgens, für alle Eindrücke der Erde und des Himmels, aber unempfindlich, wie jene, für menschliche Aufregungen und ohne Sinn für die Sprache der Sterblichen.

Weil sie über Alles hätte erstaunen müssen, erstaunte Johanna eigentlich über gar Nichts. Jedes neue Ereigniß in ihrem Leben erweckte in ihr die einfache Betrachtung: wieder Etwas, das ich nicht weiß, und das ich noch weniger verstehen werde, wenn man es mir erklärt hat.

Marsillat besaß keine Vorstellung von Johannens Wesen. Wilhelm hatte sich an sie aus einer Art poetischem und verhängnißvollem Instinkt gekettet. Sir Arthur hatte sie theilweise geahnt. Marie allein kannte sie und durfte sich dessen wohl rühmen. Man mußte durch innere Anschauung zum Begriff des Erhabenen gelangt sein, um zu begreifen, wie Johanna einzig

durch das Herz mitten in diese Glorie getragen worden. Darum fühlte auch Fräulein von Boussac, daß sie eben so viel von Johanna zu lernen habe, als diese von ihr. War die junge Burgherrin aufgeklärter in ihren Neigungen, so war die Hirtin von Ep=nell stärker in ihrer Seelenreinheit, und wenn Marie ihr die Leiden einer zarten Seele begreiflich gemacht hatte, so machte sie dem Fräulein die Macht einer ergebenen Seele, die Ruhe einer heiligen Selbstverläugnung begreiflich. Sie sprachen ihr Abendgebet zusammen vor einer kleinen alabasternen Madonna, welche Wilhelm aus Italien geschickt hatte und die sie zu jeder Jahreszeit mit frischen Blumen schmückten. Diese beiden Mädchen hatten nicht gerade denselben Cultus. Marie war keine devote Katholikin: sie war eine Gleichheits=Christin, eine evangelische Radikalin, wenn man sich so ausdrücken kann. Genug, sie war ohne ihr Wissen ketzerisch.

Johanna war eine heidnische Radikalin, ebenfalls ohne daran zu denken. Ihr bäuerlicher Aberglaube stammte in gerader Linie von der Druiden=Religion, diesem in seiner Wesenheit wenig gekannten Glauben, denn man beurtheilte ihn nur nach den Verbrechen, welche ihn besudelten und entstellten. Indeß weiß man, daß er die Begriffe von Dreieinigkeit und Unsterblichkeit des Wesens, die Grundlage jeder ächten Religion, auf welche das Christenthum nur fortbaute, enthält. Die Jungfrau Maria und die Groß=Fade floßen auf seltsame Weise in der poetisch=barbarischen Vorstellung der Hirtin von Ep=nell in Eins zusammen. Vielleicht lag auch etwas Wildes und Antikes schon in der Resignation, womit sie die Thatsache der Ungleichheit auf Erden gelten ließ. Aber diese Resignation war ohne Schwäche und Feigheit. Johanna, die den Werth des Geldes nicht kannte, die keine Bedürfnisse hatte und nicht begriff, daß es andere Genüsse im Leben gibt, als die der Seele, fand sich durch den

Reichthum und die Macht Anderer in ihrem Theile von Glückseligkeit nicht verkürzt. Sie war, wie ich schon sagte, eine Ausnahme, Zweig eines seltenen Typus, der noch nicht erforscht wurde, aber existirt und dem Reiche der Asträa anzugehören scheint.

Eines Abends, als Johanna und Marie ihr Gebet in dem jungfräulichen, mit Veilchen bestreuten Zimmer des Burgfräuleins geendigt hatten, sagte letztere zu ihrer ländlichen Gespielin; „Wir haben in's Besondere für Wilhelm gebetet. Gebe Gott, daß er diese Nacht einen guten Schlaf habe und seine Stirne morgen weniger verdüstert sei.“

„Ei, mein Schatz! warum beunruhigen Sie sich?“ antwortete Johanna. „Wenn mein Pathe nicht Alles besitzt, was er zu seinem Glücke bedarf, so wird dieß bald der Fall sein. Es kann gar nicht fehlen. Gedulden Sie sich daher über sein Unbehagen; das geht vorüber.“

Was willst Du sagen, Hanne? Ahnest Du, was mein Bruder begehren kann?“

„Ich sehe, daß er jung ist und sich vielleicht langweilt, so allein zu sein. Ihr reiche Leute heiratet zu spät. Bei uns hätte ein zwei und zwanzigjähriger Bursche schon Familie. Mein Pathe ist gut, ist ganz Gemüth. Hätte er eine schöne brave Frau und liebe kleine Kinder, so würde er sich nicht langweilen. Meiner Pathin muß man rathen, ihm eine Braut zu suchen. Glauben Sie mir, Frölein, dann wird er zufrieden werden.“

„Du glaubst also, daß man ohne Familie nicht glücklich sein kann, Hanne? und doch sagst Du, Du wollest nicht heiraten?“

„Es handelt sich nicht um mich, Frölein, sondern um meinen Pathen. Ich habe keine Zeit, mich zu langweilen; er aber arbeitet nicht und braucht eine Gesellschaft.“

„Hat man nicht an dem Hofthore geläutet, Hanne?“

fragte Fräulein von Boussac, durch den Schall der Glocke von ihrem Thema abgebracht. Es war eilf Uhr. Die ganze Stadt lag in tiefem Schlaf, und niemal hatte sich ein Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde eingestellt.

„Meine wohl, Sie werden Recht haben, Frölein! Man hat an dem großen Thor geläutet?“

„Wer kann jetzt kommen? Alles ist schlafen gegangen im Hause.“

„O weh! Cadet wird schwerlich aufwachen. Einmal eingedufelt, schnarcht er bis zur Morgenröthe. Das Haus könnte ihm über dem Kopfe zusammenfallen, er schliefe fort. Ich will sehen, was es gibt.“

„Warte, Hanne, ich gehe mit Dir: man muß nicht dem Nächsten, Besten öffnen. Wir werden durch das Gitter Red und Antwort geben.“

„Kommen Sie, wenn es Ihnen beliebt, Frölein.“

Fräulein von Boussac warf eine Schürze von Baresch über den Kopf, nahm Johanna's kleine Laterne und stieg leichten Fußes mit ihr hinab, ein wenig neugierig und erschreckt zugleich über das Begebniß.

Man läutete vorsichtig und als ob man gefürchtet hätte, die Bewohner des Schlosses plötzlich aufzuwecken.

„Das ist Niemand Keckes,“ sagte Johanna, das Gitter öffnend: „Was begehrt man?“

„Es ist ein Freund, der wieder einspricht!“ antwortete eine Stimme, an der Marie sogleich Sir Arthur erkannte.

„Ei! schnell, schnell! öffnen wir!“ rief sie, ihrerseits den Freund mit seinem Namen durch das Gitter grüßend.

Sir Arthur hatte, um schneller auf den schlechten Wegen anzulangen, zu Saint-Sevère ein Pferd gemiethet. Johanna, deren Züge er wegen der Dunkelheit nicht sehen konnte, nahm den Zügel des Miethgauls und brachte ihn in den Stall, während der Engländer

fröhlich dem jungen Burgfräulein die Thüren wieder zuschließen half. Dann gingen sie in das Wohnhaus zurück und traten in den Wachsal des untern Stockes, der zur Küche gemacht worden war.

„Die Nacht ist frisch, und ich wette, daß Sie der Erwärmung bedürfen,“ sagte Marie; „sehen Sie, da ist noch Glut, und ich gehe, Mama und Wilhelm zu wecken.“

„Wilhelm recht gerne .... aber Ihre Mutter, das leide ich nicht .... Lassen Sie sie schlafen, und morgen früh will ich ihr, um die Stunde, wo sie zu erwachen pflegt, eine Fanfare unter dem Fenster blasen.“

„In der That, sie hat heute Migräne gehabt, und ihr Schlaf ist kostbar .... aber Wilhelm — “

Marie wollte eben in das Zimmer ihres Bruders hinaufgehen, als dieser auf der Küchenschwelle erschien. Er hatte die Glocke, das Kreischen der Angeln des Hofthors und besonders das Bellen der durch Sir Arthurs Schmeicheleien noch nicht beruhigten Hunde gehört, sich schleunigst angekleidet und kam, in der Küche Licht zu holen.

„Hui da!“ rief er, Sir Arthur erblickend, „ein nächtliches Stelldichein mit meiner Schwester!“ Und er warf sich in die Arme seines Freundes, glücklich, ihn wieder zu sehen, obgleich eine sonderbare Qual seine Seele dabei befiel. Claudie, von Johanna geweckt, lief heran, ihre Dienste anzubieten, und da Sir Arthur durchaus verbot, die übrigen Hausbewohner zu belästigen, so servirten ihm Marie und das flinke Kammermädchen eine Art Souper auf dem Ende des Küchentisches. Dieser unceremonielle ländliche Empfang belustigte die jungen Gastgeber sehr und ihr wie gewöhnlich heiterer und vergnügter Gast erwies dem kalten Fleisch und den gestandenen Saucen des improvisirten Mahls alle Ehre.

„Wir hofften nicht so bald auf Sie,“ sagte Wil-

helm: „darum steht das fette Kalb noch lebend im Stalle.“

„Meine Kinder, ich bin zwei Tage bälder gekommen, als ich gedachte, und gleich sollt ihr erfahren, warum.“

Marie verstand, daß Harley sich nicht vor Claudien erklären wollte, und befahl dieser, Johanna bei der Bereitung des Zimmers für Sir Arthur zu helfen.

„Jetzt will ich euch sagen, meine Kinder! ....“ sprach Sir Arthur mit feierlichem Tone, wobei er in jede seiner Hände die des Bruders und der Schwester nahm. Einen Augenblick schwieg er stille, wie um sich zu sammeln. Wilhelm fühlte, wie ihm die Glut zu Gesichte stieg.

„Ich habe einen großen Entschluß gefaßt, mein theurer Wilhelm,“ fuhr der Engländer mit Ernst fort, „und da ich weiß, daß Sie kein Geheimniß vor Ihrer Schwester haben, so freut es mich, Ihrem Urtheil meinen Plan zu unterstellen. Ich habe beschlossen, mich zu verheiraten, und da ich endlich das Weib nach meinem Herzen gefunden, so komme ich hieher, um zu versuchen, ihre Hand von ihr selbst und ihren Verwandten, wenn sie welche hat, zu erhalten.“

„Da wären wir!“ dachte Marie seufzend, und sah ihren Bruder an, als wollte sie ihm bedeuten, Sir Arthurs weitere Eröffnungen abzuschneiden. Aber Wilhelm war in seinen Gedanken versunken.

„Ich habe zwei Briefe geschrieben,“ fuhr Sir Athur fort: „einen an die Person direkt, und einen andern an Frau von Charmois, von der ich voraussetze, daß sie die Beschützerin und so zu sagen die Vormünderin des bei ihrer Tochter angestellten Fräuleins ist .... Ich habe keine Antwort erhalten, und aus Furcht, meine vielleicht außergewöhnliche Werbung könnte nicht ernsthaft genommen werden, erscheine ich schleunigst, um mich rund heraus zu erklären. Ich

halte Frau von Charmois nicht eben für sehr zu meinen Gunsten gestimmt. Daher möchte ich Sie, mein lieber Wilhelm, und vielleicht auch Sie, mein gutes Fräulein Marie, beauftragen, ganz einfach und ehrlich die Unterhandlung meiner Heirat mit Miß Jane .... deren Namen ich nicht kenne, deren Gesicht mir aber gefällt und mich vollkommen zufriedenstellt, zu führen."

"Theurer Arthur," antwortete Wilhelm, "sie sind edel und bewundernswerth, zumal in ihren Sonderbarkeiten; aber wir, ich und meine Schwester, fühlen uns sehr unglücklich, Sie aus einem Irrthum reißen zu müssen. Sie haben sich weit mehr, als wir beabsichtigten, und am Ende sehr wider unsern Willen durch einen Scherz irre führen lassen, dessen Folgen wir weit entfernt waren vorauszusehen. Ich muß Ihnen also sagen .... Miß Jane hat niemals existirt."

"Hoh!" sagte Harley mit dem unbeschreiblichen Ausdruck phlegmatischen Erstaunens, den die Engländer in diesen Ausruf legen.

"Ach nein!" sagte Fräulein von Boussac mitleidig lächelnd und Harley's Hand drückend. "Weder Fräulein von Charmois noch ich habe eine Gouvernante. Miß Claudia und Miß Jane sind ganz einfach Hanne und Claudia, die eine Zimmermädchen, die andere Kuh- und Milch-Magd im Hause."

"Hoh!" machte der Engländer, dessen blaue Augen immer weiter und runder wurden.

"Trösten Sie sich," fuhr Marie freundlich fort. "Sie haben sich über die sociale Stellung der Person getäuscht; aber weder die Schädellehre des Doktors Gall, noch die Physiognomie des ehrwürdigen Lavater haben in Betreff des moralischen Werthes von Hanne gelogen. Hanne ist eben so gut und rein, als sie schön ist. Sie ist ein Engel; aber ich muß schnell hinzusetzen, daß sie keine Art von Erziehung genossen, daß sie mit den Heerden auf dem Felde gelebt hat,

daß sie die Tochter von Wilhelms Amme, eine einfache Bäuerin ist, endlich, daß sie nicht lesen kann, daß zu befürchten steht, sie werde es niemals lernen können, denn es fehlt ihr an Fähigkeit für alle unsere eitlen Kenntnisse und sie begriff mehr von himmlischen als von irdischen Dingen.“

„Hoh!“ machte der Engländer zum dritten Mal, und blieb in sein Nachsinnen vertieft.

„Mein lieber Arthur,“ sagte Wilhelm zu ihm, „fürchten Sie die Folgen Ihres Fehlgriffes nicht. Wir wären in Verzweiflung, wenn unser thörichter Scherz Jemand außer der Familie auch nur zu einem Lächeln bringen könnte. Frau von Charmois hat uns Nichts von Ihrem Billet gesagt, wir wissen sogar nicht, ob sie solches empfangen hat. Was Hanne betrifft, so sind, da sie nicht lesen kann, wir die einzigen, welche Kenntniß von Ihrem Briefe erhielten, dessen Inhalt wir ihr keineswegs mittheilten. Wir stellen Ihnen dieses Schreiben zurück; nie, auch nicht im Scherze, soll dessen Erwähnung geschehen! Selbst meine Mutter weiß von Nichts. Was die Charmois betrifft, so wird es Ihnen leicht sein, ihr weiß zu machen, daß Sie den Brief aus Veranlassung des April-Bären geschrieben haben und Sie es sind, der sich über sie lustig machte.“

Harley hatte, in seine Gedanken verloren, kein Wort von Wilhelms Rede vernommen. Er war mit der Auslegung der von Marie, welche noch in seinem Ohr wiedertönte, beschäftigt; so fort wandte er sich an das Fräulein und legte ihm in sehr positiver, sehr methodischer Weise eine Reihe von Fragen über den Charakter, die Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten Johanna's vor. Marie antwortete ihm mit dem ganzen Eifer, der ganzen Zärtlichkeit und Bewunderung, die sie für Johanna hegte, und schloß mit einem vollständigen, aber aufrichtigen Panegyrikus, ohne ihm dabei die Schwierigkeiten zu verhehlen, die er Anfangs

haben könnte, um seine Gedanken mit einem so reinen, von der Welt, in der er bisher gelebt, so gänzlich verschiedenen Wesen auszutauschen.

Harley hörte aufmerksam, scheinbar kalt zu. Dann, als eben die Glocke ein Uhr nach Mitternacht schlug, küßte er die Hand Mariens mit den Worten: „Sie sind ein Engel, auch Sie. Ich bitte um den Aufschub einer Nacht, um nachzudenken und einen Entschluß zu fassen.“

„Nehmen Sie sich mehr Zeit, Freund,“ sagte Wilhelm; „Nichts drängt ja. Hanne kennt Ihre Absichten nicht .... “

Aber Harley schien gegen Wilhelms Stimme taub zu sein. Wilhelm, der ihm von den Wirkungen seines Schrittes und der Sorge für seine Würde in den Augen Dritter redete, konnte ihn von seiner Leidenschaft nicht abbringen. Denn, wer hätte es errathen? Sir Arthur besaß unter seiner unzerstörlich ruhigen Außenseite eine große Eigenwilligkeit und zugleich eine große Beharrlichkeit in seinen Neigungen. Er sagte auf der Treppe Marien gute Nacht, ging auf den Zehenspitzen über die Corridore des alten Schlosses und kam mit Wilhelm in dem für ihn bereiteten Zimmer an.

Der erste Gegenstand, der die Blicke des Eintretenden traf und ihm nochmals ein erstícktes Hoh! entriß, war Johanna, die vor seinem Bette stand und die zu seinem Schlaf bestimmten Kissen mit frischen Linnen überzog. Johanna, welcher die oberste Verwaltung des Weißzeuges übertragen und die Schlüssel der Vorräthe übergeben waren, besorgte die Vertheilung der Leinwand und das Feine ging nur durch ihre Hände. Das schneeweiße Tuch war, Dank ihrer Sorgfalt, von Iris und Veilchen durchduftet, und sie handhabte, ohne sie zu zerknittern, die leichten Musselin-Spitzen, die sie um die Kissen fliegen ließ. Sie hatte etwas Langsames in allen ihren Bewegungen. Da sie

aber niemals rastete, so übertraf ihre unermüdliche Arbeit noch die oft unbesonnene und geräuschvolle Thätigkeit Claudiens. In ihrer Physiognomie lag eine Art Engelsmajestät, vor welcher die Gewöhnlichkeit ihrer Verrichtungen verschwinden mußte. Sah man sie langsam mit ernster und gedankenschwerer Miene die Bänder ihrer Kopfkissen knüpfen, so hätte man sie für eine Oberpriesterin halten können, begriffen in irgend einer mysteriösen Opfer-Verrichtung.

Der Engländer stand unbeweglich, lautlos. Wilhelm, durchbebt, fühlte sich an den Fußboden genagelt. Lieber hätte er in diesem Augenblick Sir Arthurs Freundschaft verloren, als ihn mit Johanna allein gelassen. Und Gott weiß, daß Sir Arthur doch noch schüchterner und zurückhaltender unter vier Augen mit dem Mädchen gewesen wäre, als Wilhelm selbst. Johanna knüpfte geruhig und gesenkten Hauptes mit Gewissenhaftigkeit alle ihre Schlaufen. Wilhelm schien es, als verschlänge sie den gordischen Knoten, so lange däuchten ihm die Sekunden. Endlich ging sie hinaus, und der verliebte Engländer, welcher weder guten Tag noch guten Abend zu sagen gewagt hatte, sank mit einem vollen Seufzer in einen Lehnsessel. „Morgen, mein lieber Wilhelm, morgen," sprach er, die Hand des jungen Barons schüttelnd, um gute Nacht zu nehmen, „werde ich Euch sagen, was aus Allem diesem in meinem Geiste geworden ist. Guter Rath kommt über Nacht."

„Sie wollen also wachen?" fragte ihn Wilhelm, der, trotz seiner Liebe für ihn, doch im Grund seiner Seele eine gewisse ironische Bitterkeit nicht zu unterdrücken vermochte. „Ich rathe Ihnen im Gegentheil, recht gut zu schlafen, mein Freund, denn Sie müssen todtmüde sein. Die Ruhe wird Ihren Geist zu morgigem Nachdenken freier und gesunder machen."

Herr Harley antwortete nicht, und Wilhelm verließ

ihn, schmerzlich eifersüchtig auf seine Freiheit und Herzhaftigkeit.

Arthur öffnete seine vorausgeschickten Koffer, die in dieses Zimmer gebracht worden waren, zog sein Nachtkleid und Pantoffeln an, ließ zwei Kerzen brennen und legte sich in seinen Lehnstuhl zurück, um sich desto bequemer seinem Nachdenken zu überlassen. Aber noch waren nicht fünf Minuten verflossen, als man leise an seine Thüre pochte. Er ging zu öffnen und sah Johanna erscheinen, die ihm ein vollständiges Thee-Service brachte. „Frölein Marie schickt Ihnen das, mein Herr," sagte Johanna, die Platte auf den Tisch stellend; und trug dann die Siedmaschine zum Feuer. Während dessen hatte sich Harley gesagt, daß diese Erscheinung ein Ausspruch des Schicksals, eine Entscheidung sei; er schlug daher entschlossen die Thüre zu, kehrte auf seinen Lehnstuhl zurück mit einer so bedenklichen Miene, daß die Schamhaftigkeit nichts von ihr befürchten konnte, und sagte dann: „Fräulein Jane, wollen Sie mir erlauben, eine Frage an Sie zu richten?" Johanna fand den Engländer übertrieben höflich und antwortete ihm mit ruhiger Miene, daß sie zu Befehl stehe.

Fünfzehntes Kapitel.

Weisse Nacht.

„Ich werde mir die Freiheit nehmen, Sie zu fragen, Fräulein Jane, ob es Ihre Absicht ist, sich zu verheiraten?" Das war die Einleitung Sir Arthurs, und man muß gestehen, daß nie ein Eingang ungeschickter gewählt wurde. Der gute Engländer war bewundernswerth an Hochsinn, Geradheit, Edelmuth, aber in keinerlei Sprache ein Redner. Er trug in seiner Seele

eine Art permanenten Enthusiasmus für erhabene Ideen, der indeß keinen Ausdruck gefunden hatte und ein ruhiger Zustand schien, weil er ein chronischer war. In diesem Sinne hatte er mit Johanna's Charakter eine geheimnißvolle Verwandtschaft. Liebe und Ausübung des Guten war ihm so natürlich, als das Athemholen, und so wenig kannte er das Böse, daß er nicht einmal daran glaubte. Ernst und stille, weil er ohne Mühe fortwährend das Ideal erreichte und umfaßte, hatte er nicht nöthig, sich erst den Kopf warm zu machen, um seine religiösen und philosophischen Ueberzeugungen zu bekennen und darnach zu handeln. Redlichkeit, Ergebung, Geduld waren seine Losungsworte und der kurze Inhalt seines Glaubens. Seine Einbildungskraft ging nie über diesen zu seinem Gebrauche verfertigten Codex, welchen er auf lakonische, nicht sehr glänzende Weise darlegte, hinaus, blieb aber auch nie unter demselben zurück. Da er kein großer Geist war, konnte man ihn leicht in Verlegenheit bringen, und versuchte er es dann, sich weiter über eine Materie zu verbreiten, so verwirrte er sich und wurde im Französischen unverständlich. Er war also auf der Hut gegen sich selbst, ließ sich in keine Debatten ein und begnügte sich, im Stillen gegen Behauptungen, die ihm zuwider waren, zu protestiren. Dann antwortete er nur durch jenes: Hoh! das in seinem Munde viel sagen wollte und der stärkste Ausdruck seines Erstaunens, seiner Mißbilligung und zuweilen auch seiner Freude war.

Johanna wurde sehr überrascht durch diese Frage abseiten eines Mannes, den sie durchaus nicht kannte; sie entgegnete:

„Fragen Sie mich das zum Spott, mein Herr?“

„Nein,“ erwiederte der Engländer, „ich spotte niemals. Ich frage Sie, Fräulein, sehr ernstlich, ob Sie die Freiheit haben, sich zu verheiraten.“

„Das ist nur meine Sache, mein Herr,“ antwortete Johanna.

„Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, das geht auch mich sehr viel an. Ich bin beauftragt, Sie im Namen einer Person von meiner Bekanntschaft um Ihre Hand zu bitten.“

„Und für wen denn, mein Herr?“

„Wenn Sie überhaupt nicht heiraten wollten, so hätten Sie nicht nöthig zu wissen, für wen.“

„Richtig. Gut, mein Herr, Sie spassen mit mir. Schlafen Sie also wohl, ich sage Ihnen gute Nacht. Haben Sie Nichts mehr zu befehlen?“

„Warten Sie noch einen Augenblick, Fräulein Jane, ich bitte Sie. Sie wollen nicht heiraten, vielleicht weil Sie Jemand lieben, den Sie nicht heiraten können?“

„Aha! mein Herr,“ antwortete Johanna lächelnd, „es würde mir nicht schwer werden, mich dagegen zu vertheidigen, denn das ist nicht der Fall.“

„Hören Sie, mein Kind! ich bitte Sie, mir die Wahrheit zu sagen, wie einem Freund.“

„Sie spotten, Herr! Wie sollten wir Freunde sein, da wir uns gleichsam nicht kennen?“

„Vielleicht, Hanne, kenne ich Sie sehr gut, ohne daß Sie mich kennten.“

„Ich weiß nicht, wie das zugehen sollte, es müßte denn sein, Sie hätten meine arme selige Mutter gekannt, als sie hier wohnte.“

Zum ersten Mal in seinem Leben gebrauchte Sir Arthur eine, allerdings sehr unschuldige, List.

„Mag sein, daß ich sie gekannt habe, Ihre Mutter!“ sagte er, wohl fühlend, daß dieß das einzige Mittel sein dürfte, Johanna Vertrauen einzuflößen.

Die kleine Lüge machte einen magischen Eindruck auf sie. Sie hatte nicht daran gedacht, dem Engländer in's Gesicht zu sehen; sie legte sich keine Rechenschaft über sein Alter ab. Obgleich Sir Arthur nur dreißig

Jahre zählte, dichten Haarwuchs, ein schönes, sehr frisches Gesicht, herrliche Zähne, eine glatte und ganz heitere Stirne, dabei einen hohen und schlanken Wuchs hatte, so machte doch die ernste Art seines Auftretens und seiner Kleidung, worin nichts Flüchtiges, Kokettes und Junges zu finden war, den Eindruck, als sei er um ein Bedeutendes älter. Johanna fragte sich daher nicht, ob er ihre Mutter zwanzig Jahre früher wohl habe kennen können.

„Wenn Sie mir von meiner armen verstorbenen Mutter reden, so ist das etwas Anderes,“ sagte sie, „und ich denke wohl, daß Sie darüber nicht werden mit mir spassen wollen. Wohlan, was haben Sie mir in dieser Hinsicht mitzutheilen?“

„Hanne, ich interessire mich für Sie eben so sehr, als Fräulein Marie und Herr Wilhelm, Ihr Milchbruder; ich wünsche, daß Sie glücklich werden, ich achte es für meine Pflicht, dazu beizutragen, und ich bin reich genug, alle Ihre Wünsche zu befriedigen. Wäre es der Fall, daß Sie Jemand Ihres Standes liebten und der Unterschied des Vermögens ein Hinderniß bildete, so nehme ich es auf mich, Sie passend auszustatten. Darum vertrauen Sie sich mir und antworten Sie ohne Furcht!“

„Mein Herr, Sie haben sehr viel Güte für mich,“ antwortete Hanne, „vielleicht hat Ihnen meine Mutter seiner Zeit einen Dienst geleistet; aber meine Ausstattung wäre doch eine allzu kostspielige Belohnung dafür. Zudem bedarf ich dessen nicht. Ich bin in Niemand verliebt und Niemand macht mich heiratslustig.“

„Könnten Sie mir das schwören bei der Ehre Ihrer Mutter, welche Sie so sehr zu lieben, deren Verlust Sie so sehr zu bedauern scheinen?“

„Oh ja! mein Herr, das wäre mir sehr leicht, und wenn's nöthig wäre, thäte ich's gerne.“

Sir Harley schwieg einen Augenblick. Er las in

den Mienen und dem Tone Hannens wohl, daß sie nicht log.

„Jedennoch," begann er wieder, als Johanna sich abermals zum Weggehen anschickte, „wünschte ich, Etwas für Ihre Zukunft zu thun. Das ist eine Pflicht für mich. Möchten Sie mir nicht sagen, unter welchen Bedingungen Sie in einer Ehe sich glücklich achteten?"

„Das ist doch drollig," sagte Johanna, „daß mir hier Jedermann von Ehe redet, da ich doch niemals davon spreche, noch auch daran denke!"

„Wie? finden Sie, daß ich Sie beleidige, wenn auch ich mit Ihnen darauf zu reden komme? In diesem Fall sage ich Nichts mehr; meine Absicht ist nicht, Sie zu beleidigen."

„Oh! ich glaube es wohl, mein Herr," sagte Johanna, welche unhöflich gewesen zu sein fürchtete, sie, der die Höflichkeit eine ernste Pflicht war, weil ihr Wohlwollen, ihre Aufrichtigkeit sich in derselben abspiegelte. „Sie dürfen mir Alles sagen: ich werde nicht ärgerlich werden."

„Wohlan! meine theure Hanne, erlauben Sie mir, Sie zu fragen, wie der Mann beschaffen sein müßte, dessen Hand Sie annähmen?"

„Davon weiß ich Nichts. Ich habe nie an das gedacht, was Sie mich da fragen."

„Aber ich mache ja nur eine Voraussetzung. Können Sie nicht einmal sich vorstellen, wenn es so wäre? Sie wissen also nicht, was man unter Voraussetzung versteht?"

„Doch, mein Herr, doch! Ich kenne das Wort. Man sagt es bisweilen bei uns."

„Gut denn! also setzen wir voraus, Sie seien im Begriff, einen Mann zu wählen: wie wollten Sie ihn?"

„Sie überfragen mich! Ich sage Ihnen, daß ich davon gar Nichts weiß."

„Gut! wie also möchten Sie ihn nicht?... Auch

das wissen Sie nicht? Je nun, wenn er arm wäre, würden Sie ihn ausschlagen?"

"Oh nein! ich würde ihn deßhalb nicht ausschlagen, weil ich selbst arm bin, weil ich unter Armen geboren, weil ich unter Armen auferzogen wurde und sterben werde, wie die Armen!"

"Und wenn er reich wäre, was sagten Sie dazu?"

„Ich sagte: nein, mein Herr!"

„Ei, warum das?"

„Ich kann Ihnen den Grund nicht angeben; aber gewiß, ich schlüge ihn aus."

„Sie halten die Reichen für niedrig gesinnt?"

„O nein, mein Herr! meine Pathin, mein Pathe, Fräulein Marie sind sehr reich und doch sehr gut."

„So glauben Sie denn, ein Reicher würde Ihnen den Hof machen, um Sie zu verführen, nicht aber um Sie ehrlich und redlich zu heiraten?"

„Das könnte wohl sein. Doch wenn ich auch gewiß wüßte, daß er mich nicht zum Besten haben wollte, möchte ich ihn eineweg nicht."

„Und wenn er sein Vermögen Ihnen zu Gefallen von sich würfe, wenn er das Gelübde der Armuth ablegte, um Ihrer würdig zu werden?" rief der erstaunte Arthur, um in den geheimnißvollen Gedanken der Jungfrau zu lesen.

„Das könnte meine Idee ein wenig verändern," erwiderte sie, „es reichte aber doch noch nicht hin."

„Welches weitere Opfer wäre denn nöthig?" fuhr der innerlich exaltirte Engländer fort. "Vielleicht gibt es Einen, der Sie in dem Grade zu lieben fähig wäre, daß er sich jede Bedingung gefallen ließe!"

„Nein, mein Herr, nein," sagte Johanna, „so gibt es Niemand, ich versichere Sie! Und wenn Einer in meine Ideen einginge aus einem interessirten Rückhalt, so würde es ihn dermaleins sehr gereuen!"

„Ich verstehe nicht mehr!... Oh!.. erklären Sie sich!" rief Sir Arthur, dem die Schweißtropfen auf

der Stirne standen, so sehr strengte er sich an, die Räthsel der Hirtin von Epnell zu lösen.

„Genug, genug, mein werther Herr," antwortete sie, „ich kann Ihnen nicht weiter davon sagen. Wenn Sie es gut mit mir meinen, so denken Sie nicht daran, mich zu verheiraten! Ich bedarf Nichts, und für ihre Freundschaft, wenn sie ein Erbtheil meiner Mutter ist, bin ich Ihnen sehr dankbar."

Herr Harley, starr vor Erstaunen, wagte nicht, sie länger zurückzuhalten. Johanna fand hinter der Thüre Claudie, welche horchte und durch das Schlüsselloch hineinsah, aber sich keineswegs zu schämen schien, daß sie in flagranti delicto der Naseweisheit und Indiskretion ertappt worden. Johanna ihrerseits war weit entfernt, ihr ein Verbrechen daraus zu machen. Sie dachte nicht daran, vor Claudie, die sie sehr liebte, und von der sie sehr geliebt wurde, ein Geheimniß zu haben. — „Wie? Du warst da?" fragte sie Claudie, als sie in ihr gemeinsames Kämmerchen zurückgingen. „Warum legtest Du dich nicht zu Bette?"

„Konnt' ich denn schlafen," antwortete naiv die Toullerin, „da ich Dich nicht von dem Herrn dort zurückkommen sah? Da ging ich zu lauschen, was er mit Dir schwatzte. Es war recht drolliges Zeugs!"

— „Warum kamst Du denn nicht herein? Du hättest mir antworten helfen können. Du sprichst besser, als ich."

„Oh! ich hätte mich viel zu sehr geschämt," erwiderte Claudie, welche sich für schüchtern auszugeben beliebte, obwohl sie ziemlich unverschämt war. Ich begreife nicht, wie Du so lange über hundert Dinge mit Leuten von Welt, die Du gar nicht kennst, reden kannst."

„Warum soll ich mich schämen? Man hat mir niemals schlechte Sachen gesagt und dieser Herr ist sehr anständig."

„O, was das anbelangt, ja! er spricht sehr recht-

schaffen, und wenn er nicht so drollig wäre, wäre er ein sehr schöner Mann.“

„Was findest Du denn drollig an ihm?“

„Sapperment! ist es denn nicht drollig, ein Engländer zu sein?“

So schwatzend waren die Mädchen in ihre Kammer eingetreten, welche in einem Thürmchen lag und durch ein Fenster oder vielmehr einen länglichten Einschnitt in die Mauer erhellt wurde, der als Schießscharte gedient hatte. Eine Steinbank befand sich an dieser engen und tiefen Mauerlichtung, und der durch dieselbe hereinscheinende Mond war die einzige Helle, deren die Mädchen bedurften, um sich zu Bett zu legen. Als Dienerinnen, die auf den Vortheil ihrer Herrschaft bedacht waren, löschten sie ihre Laterne, und Johanna, welche sich, um ihr Corset aufzuschnüren, auf die Steinbank setzte, sah in die Felder hinaus und verfiel in tiefes Nachsinnen.

„Woran denkst Du denn,“ rief ihr die bereits in's Bett geschlüpfte Claudie zu. „Du willst also diese Nacht nicht schlafen?“

„Die Schlafstunden sind vorüber,“ sagte Johanna, „und es ist gleichsam nicht mehr der Mühe werth, daran zu nippen, denn es wird bald Tag werden. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, Claudie, wie seltsam es mir zu Muth wird, wenn ich den Mondschein betrachte.“

„Oh ich, ich liebe das, den Mondschein!“ entgegnete Claudie mit dem Schlafe und der Lust zu gähnen ringend. „Sonst fürchte ich mich bei Nacht zum Sterben; aber wann der Mond leuchtet, graust es mir gar nicht, ich sehe Alles.“

„Ja, aber ich bin gar nicht, wie Du,“ sagte Johanna. „Der Mondschein ist mir ein bischen unheimlich; er freut die Faden! die guten, wie die bösen sind um solche Stunde draußen, und wenn christliche Seelen nicht in Gnade stehen, so droht Gefahr.“

„Ach! schweige doch, Hanne," schrie Claudie; „wenn Du mit Deinen Fadengeschichten wieder anhebst, so ängstigst Du mich. Du weißt wohl, daß ich gar nicht mehr daran glauben will. Daheim ging es schon an, aber in der Stadt ist's dumm; Jedermann lacht darob. Wenn Du mit Frölein Marie darüber sprächest, so würdest Du sehen, wie sie Dich auszankte!"

„Ich zwinge Dich nicht, daran zu glauben, Claudie, die Faden haben sich nie mit Dir abgegeben. Es gibt Personen, welche die Geister niemals quälen. Aber es gibt auch andere, die wohl gezwungen sind, zu wissen, wie es steht, und wie man sich vor den bösen hüten und mit den guten gut stellen muß. Mir muß man nicht sagen, es gebe keine Faden. Ich weiß zu viel davon, Claudie!"

„Wohlan, sei stille und komm zu Bett! Sieh', ich fürchte mich schon. Ich begreife gar nicht, wie Du es um diese Stunde wagst, davon zu reden, Du, die für gewiß sagt, das es welche gibt... Glücklicherweise bin ich ein wenig versichert in dieser Kammer, wenn die Thüre recht geschlossen ist, weil sie nicht durchs Fenster hereinkommen, in dem Betracht, daß keines da ist."

„Das würde nichts helfen, Claudie! so klein die Ritzen einer Stube sein mögen, sie können durch, wenn sie wollen. Aber sei außer Sorgen! Sie werden Dir nichts thun, so lange Du bei mir bist."

„Das ist gut für mich," sagte Claudie, „denn ich weiß den Segen nicht. mit dem man sie fortschickt!"

„Sage doch das nicht, Claudie!"

„Ich kann es Dir wohl sagen. Du weißt's ja. Ei, gelegenheitlich! schwatzt Dir Marsillat Nichts mehr vor?"

„Nicht das Geringste."

„Nichts? gar Nichts?"

„Du fragst mich das alle Tage! wenn ich Dir doch nein sage!"

„Einerlei, Hanne! Es gibt weder Jungfrauen noch Frauen, die sich vor einem Mann, wie der, hüten können.“

„Und doch ist's gar nicht schwer.“

„Ich sage dir aber, es ist schwer. Ein Mann, der will, was er will! der es absolut eben will!“

„Er nimmt Raison an, wie ein Anderer.“

„Ich habe ihn nie dazu bringen können.“

„Weil Du keine Lust hattest, selbst welche anzunehmen, Claudie!“

„Ach! ein Mann, der so artig ist, so schöne Sachen sagt!“

„Und der die Geschenke machte!“

„Die Geschenke sind auch recht artig!“

„Noch artiger wär es, kein Gelüste darnach zu haben.“

„Es kann nicht Jedes sein, wie Du; so höre doch! ich sage nicht, daß ich recht gethan habe; denn die Geschichte macht mir Kummer.“

„Nicht doch! härme Dich nicht! das wird Dir bei einer Heirat nicht im Weg stehen, meine Claudie!“

„Es nimmt den Geschmack daran. Was soll man denn mit einem Bauer thun, wenn man gewöhnt ist, mit einem Herrn zu plaudern. Ein Marsillat hat so viel Geist und ein Cadet ist so blöd!“

„Aber ein Cadet ist gut, ist muthig und liebt immer; aber so ein Marsillat liebt nicht lange!“

„Du glaubst also, daß er mich gar nicht mehr liebt?“

„Ich sage das nicht; aber was sagst Du Dir selbst darüber?“

„Ich sage, daß ich schmerzlich betrübt bin! Aber es fängt an, vorüber zu gehen. Man muß sich wohl trösten, wenn man nichts Besseres thun kann.“

„Ja, man muß sich trösten, Claudie. Das Alles hindert Dich nicht, ein anderes Mädchen zu sein, die gut arbeitet und noch auf einen rechten Mann An-

spruch machen darf. Das Unglück, das Du hattest, ist vielen Anderen begegnet, und was man aus Güte und Freundschaft that, ist kein so großes Uebel. Der liebe Gott verzeiht dieß; warum sollten es die Menschen nicht auch verzeihen?"

"Ja, ja! sie müssen mir's wohl verzeihen!" sagte Claudie, eine Thräne trocknend, und schlief auf demselben Kissen mit Johanna, ihrer keuschen und nachsichtigen Gespielin, ein.

Man erstaune nicht, die tugendhafte Johanna so duldsam gegen die reumüthige Claudie zu sehen. Eine oder zwei Jugend- und Temperaments-Sünden entehren ein junges Landmädchen bei uns nicht. Sie sind von Natur furchtsam und keusch, aber schwach: die Männer machen ihnen aus dieser Schwäche, wozu sie reizen und die sie benutzen, kein Verbrechen. Nie gab es einen Mann im achtzehnten Jahrhundert, der besser, als es unsere Landleute täglich thun, das, was damals Vorurtheil genannt ward, mit Füßen zu treten verstanden hätte. Ich rede hier nur von einer Thatsache, ohne darum Johanna's Grundsätzen zu nahe zu treten. Sündlos durch einen zur Ausnahme gehörenden Willensakt, war sie die Nachsicht und Milde selbst gegen die Fehler des Nächsten.

Indeß hatte Johanna, welche vor dem Einschlafen ihr Gebet herzusagen gewohnt war, ihre Augen noch offen, als es ihr schien, als ob die Scharte, durch welche das Innere des Zimmers erhellt wurde, durch einen dichten Körper plötzlich ausgefüllt werde. Sie konnte einen Schrei nicht unterdrücken, und alsbald sah sie diesen Körper verschwinden. Dann hörte sie ihn längs der äußeren Mauer hinschleichen, und flüchtige Tritte knirschten leicht im Sande des Gartens. Dieses Stockwerk war nur zehn bis zwölf Fuß hoch, und man konnte an den Weinstöcken, welche sich bis zur Scharte an der Mauer heraufrankten, emporsteigen. Die so unvermuthet erweckte Claudie barg ihren

Kopf unter die Decke, und Johanna wagte doch, trotz ihres Muthes, anfänglich nicht, durch die Lücke zu schauen. Als sie nach mehreren Kreuzwegen und frommen Sprüchen sich endlich entschied, an die Mauerspalte zu treten, sah sie Nichts mehr. Der Mond schien hell und der Schatten der Fruchtbäume malte sich unbeweglich und richtig auf dem glänzenden Sand der Alleen ab.

„Wie toll, mir solche Angst einzujagen?“ sagte Claudie. „Du meinst immer den Teufel zu sehen!“

„Ich habe nicht gesagt, daß es der Teufel gewesen,“ antwortete Johanna. „Ich bemerkte etwas wie einen Kopf.“

„Hatte es Hörner?“

„Nein. Es war wie von einem Menschen, und obgleich ich nicht Zeit hatte, genau hinzusehen, weil ihm der Mond im Rücken stand, bemerkte ich platte Haare auf einem platten Kopf.“

„Es war also wie der Kopf des alten Kuhdieb's?“

„Daran dachte ich. Aber was hat Raguet hier verloren?“

„Gewiß führt er nichts Gutes im Schilde. Hast du die Thüren gestern Abend geschlossen?“

„Das Fräulein hat sie geschlossen mit dem Engländer; und vielleicht vergaßen sie, den Riegel vorzuschieben. Zudem weißt du wohl, daß der weiße Raguet wie eine Otter ist. Er ginge durch ein Schlüsselloch.“

„Bah! Du wirst geträumt haben, Etwas zu sehen. Die Hunde haben nicht gebellt.“

„Du weißt ja, daß die Hunde bei diesem Kerl kein Maul aufthun. Er hat einen Segen, um sie einzuschläfern.“

„Ja, einen schönen Segen! Er wirft ihnen verrecktes Roßfleisch hin. Er ist mehr ein Dieb, als ein Hexenmeister, und mehr bösartig, als gelehrt.“

„Wir müssen uns anziehen und draußen nachsehen,“ sagte Johanna.

„Nein, mein Schatz, da gehe ich nicht hin,“ rief Claudie. „Ich fürchte mich zu sehr.“

„Und wenn er Etwas verderbt im Hofe oder im Garten, soll es dann auf uns fallen, Claudie? Ich gehe aber hin. Wenn's Raguet ist, so macht mir der schon viel weniger Angst, als wenn's etwas Anderes wäre.“

Claudie wollte doch Johanna nicht allein auf das Abenteuer ausziehen lassen. Sie faßte Muth und ging mit. Alles war ruhig, und die zuversichtlich gewordene Claudie machte sich auf dem Rückweg über Johanna lustig.

„Einerlei,“ sagte Johanna, „ich hab' es gesehen, ich bin meiner Sache gewiß. Ist's Raguet, so braucht man sich darüber gar nicht den Kopf zu zerbrechen; der steckt überall die Nase hinein, läuft die ganze Nacht umher und schläft, wenn andere Leute arbeiten.“

„Das muß wahr sein, daß er neugierig ist, wie eine Amsel,“ entgegnete Claudie, „er kommt Einem immer in die Quere, wenn man Etwas verbergen will. Bisweilen erlauschte er Alles, was man in unserem Hause sprach, und er wußte sogar meinen ganzen Handel mit Marsillat, ohne daß ich bei irgend Jemand hätte nur ein Sterbenswörtchen fallen lassen. Damit gibt er sich für einen Schwarzkünstler aus und jagt allen Leuten Furcht ein.“

Indeß schlief Sir Arthur nicht. Seine sonst so friedliche Einbildungskraft war auf und davon gerannt. Die Einfachheit und Seltsamkeit von Johanna's Wesen bildeten einen Kontrast, der ihn ganz irr machte. „Wer hätte gedacht,“ sagte er bei sich, „daß ich mich sterblich in eine Bäuerin verlieben, daß ich den Entschluß fassen würde, eine Person zu heiraten, die nicht einmal lesen kann, und daß ich mich von ihrem Stolz zurückgestoßen, von der Tiefe ihrer Räthsel aber gefesselt finden müßte?“

„Freund," sagte er zu dem jungen Baron, als dieser Morgens neun Uhr in sein Zimmer trat, ich bin heute weit entzückter über Johanna, die Bäuerin, als gestern über Miß Jane. Ich habe, nachdem Du weggegangen, mit ihr gesprochen ...

„In der That?" rief Wilhelm erröthend aus.

„In der That, und sie hat in Räthseln zu mir gesprochen; aber sie ist mir erschienen als das reinste und göttlichste Gebilde, das aus der Hand des Schöpfers hervorging, und ich beginne zu glauben, was ich schon lange ahnte, daß gewisse Wesen, die nicht einmal lesen gelernt, weiter blicken, als die Gelehrtesten dieser Welt. Sie ist sehr excentrisch, diese Johanna; sie trägt in ihrem Herzen ein Geheimniß, das mich entsetzt und anzieht. Das kann nur etwas Erhabenes oder Unsinniges sein. Und ich fand das Leben trocken und langweilig! Und ich suchte bisweilen, ohne es euch zu gestehen, Anfälle von Spleen! Nun aber bin ich ganz bewegt, ganz verjüngt. Ich zittere, ich leide ... aber ich existire."

„Das heißt, Sie hoffen auch," sagte Wilhelm. „Wie sollte es Ihnen nicht gelingen, die Liebe dieses armen Mädchens zu gewinnen?"

„Ich fürchte das Gegentheil sehr. Dieses arme Mädchen hat keinen Ehrgeiz. Darum bewundere ich sie; darum liebe ich sie und beharre in meinem Entschluß, sie zu heiraten, wenn ich sie zur Einwilligung vermögen kann."

Wilhelm versuchte nicht, Sir Arthurn abzurathen. Niedergeschlagen und sorgenvoll führte er ihn zu seiner Mutter, die ihn ungeduldig erwartete. Die Familie Charmois kam zum Frühstück. Die Unterpräfektin that sehr sauer mit dem Engländer, der nicht einmal daran dachte, ihr sein Billet zu erklären, so unmöglich wäre es ihm gewesen, laut von einer Liebe zu reden, welche ihn überkam, zwar nicht ernstlicher, aber leidenschaftlicher, als zuvor. Frau von Boussac

und ihre Freundin hielten also jenes Billet für einen Scherz. Die Unterpräfektin verzieh es ihm übrigens um so weniger, als sie ihn gegen die Reize ihrer Tochter ganz unempfindlich sah, und dürstete nach Rache an ihm. Desgleichen war sie zu hellsehend, um nicht zu bemerken, wie gefährlich Johanna auch für Wilhelms Ruhe wurde. Von den beiden Gemahlen, die sie für ihre Elvire in Petto hatte, sah sie folglich nicht Einen, der nicht mit dieser Magd sich beschäftigt hätte, und bereits haßte sie die arme Johanna, sichtlich bestrebt, sie bei jeder Gelegenheit übermüthig zu behandeln, und sich in's Geheim schwörend, Verwirrung und Schmerz in dieses Haus zu werfen, wo sie keinen Einfluß zu üben vermochte.

Sechszehntes Kapitel.

Die Velleda vom Berge Barlot.

Marsillat langte Nachmittag's an. Da er sich keine große Praxis in Gueret zu machen suchte, so lag er nicht an der Kette, wie die meisten Advokaten in der Provinz. Er wollte daheim nur seine ersten Waffenthaten ablegen, und da er nur in Prozessen von einiger Berühmtheit und Wichtigkeit auftrat, so hatte er oft die Freiheit, wieder einige Tage in Boussac zuzubringen. Er barg seinen geduldigen Ehrgeiz unter einer sorglosen Miene und halber Verachtung gegen den forensischen Ruhm: im Grunde aber bereitete er sich auf eine Wahl in die Deputirten-Kammer vor.

Man möchte sich schwer einzubilden im Stande sein, daß ein Mann von solchem Charakter einer großen Leidenschaft für ein Weib wie Johanna fähig wäre. Auch war Marsillat ziemlich beruhigt in Betreff der Hirtin von Epnell. Aber er hatte zu viel

überlegte Hartnäckigkeit des Willens, um nicht instinktartig auch in seinen Begierden hartnäckig zu sein. Eine nicht befriedigte Phantasie plagte ihn mehr, als er selbst gewünscht, und seit den zwei Jahren, daß er sich vergeblich um den Besitz des schönsten Mädchens der Landschaft Combraille bewarb, überfiel ihn von Zeit zu Zeit eine böse Laune gegen sie und gegen sich selbst, wenn er daran dachte, daß er zum ersten Mal in seinem Leben in einer Unternehmung dieser Art gescheitert war. Hatte er doch sich mehr Mühe um sie gegeben, als um irgend eine Andere. Mit Vergnügen hatte er die Einladung in das Schloß Boussac angenommen, hoffend, dort werde sie unter seinen Händen sein, und während der ganzen Krankheit Wilhelms war er auf jeden Vorwand bedacht gewesen, um das Schloß zu frequentiren. In den langen Gallerien des alten Herrenhauses, wo sie sich so emsig in dem Dienste des theuren Pathen zeigte; Abends besonders, wo er ihr in dem Hofe oder der Milcherei zur Seite stand; endlich sogar an dem Bette, wo die Bewußtlosigkeit des Kranken ihn bisweilen allein Johannen gegenüber ließ, hatte er seine barsche und befehlshaberische Beredsamkeit, seine Bestechungs-Anerbietungen und seine zutraulichen Versuche erschöpft, ohne sie nur einmal zu rühren, oder einen Augenblick erschrecken zu können. Sie hatte physische Kraft genug, um einen Kampf nicht zu fürchten, welchen die Klugheit Marsillats ihm ohnedieß verbot, denn er fühlte wohl, daß ein einziger Schrei, ein einziger Klagelaut Johanna's in diesem ernsten und stillen Hause ihn mit Lächerlichkeit und Schamröthe bedecken müßte. Durch verführerische Reden und Versprechungen allein konnte er sich also Hoffnung machen, zum Ziele zu gelangen; aber bei allen seinen schönen Redensarten zuckte Johanna die Achsel mit den Worten: „Ich weiß nicht, warum Sie so scherzen mögen, wenn mein armer junger Herr sich so übel befindet und meine arme

theure Pathin vor Kummer vergeht. Und doch scheinen Sie dieselben zu lieben, denn Sie sind sehr dienstfertig im Hause; aber Sie sind so närrisch, daß Sie immer jemand in Wuth bringen müssen. Ich glaube, Sie würden Ihren Firlifax um die Dirnen machen, wenn Sie mit den Füßen im Feuer stünden. Nun, lassen Sie mich im Frieden, Sie sind ein Schwätzer. Wenn Sie wieder so Etwas zu mir sagen, will ich Sie bei Claudie recommandiren.“

Johanna's Kaltblütigkeit war ein besseres Vertheidigungsmittel, als Zorn oder Furcht. Im Grund fühlte Marsillat, daß sie mit Verstand sprach, und ihn nicht schlimmer beurtheilte, als er war; denn er hatte Hingebung und Neigung für Wilhelm, und sein Betragen war nicht ganz erheuchelt.

Das war Alles, was er von der Perle Combraille's erlangen konnte, so nämlich nannte er sie halb leidenschaftlich, halb spöttisch. Unsere Herren machen den Mädchen dieser Klasse selten ernstlich den Hof. Sie behalten mit ihnen jenen Ton verächtlicher Ueberlegenheit bei, den sie aus Einfalt nicht begreifen, wenn sie lieben, was bisweilen zu ihrem Unglück geschieht, wobei jedoch die Genußsucht (Eitelkeit will ich nicht sagen) ein wenig mit unterläuft. Unsere schrecklich verderbten Stadtherren haben die Feudalherren in gewissen Rechten, die sie sich anmaßen, ersetzt mittelst ihres Geldes und einer Art Abhängigkeit, worin sie die Familie des Armen halten.

Je weiter die Genesung Wilhelms fortschritt, um so deutlicher hatte Marsillat den eifersüchtigen Schutz bemerkt, unter welchen dieser seine Tauftochter genommen, und aus Furcht, sich lächerlich zu machen, hatte er sich gestellt, als nähme er gar keinen Antheil mehr an Johanna. Es gab sogar Augenblicke, wo er, eine wirkliche und tragische Leidenschaft seines jungen Freundes zu ahnen glaubend, sich versucht fühlte, edelmüthig zu sein und seine Liebe zu begünstigen. Nur hätte

er gewünscht, daß Wilhelm seine Hülfe und die Rathschläge seiner verderbten Erfahrung sich ausbitte; aber der junge Baron wäre lieber gestorben, als daß er ihm sein Herz eröffnet hätte.

Nebenbei fühlte sich Marsillat innerlich geschmeichelt, von den Damen des Hauses mit Auszeichnung aufgenommen und mehr als jeder Landsmann seiner Klasse berücksichtigt zu werden. Kein ehrgeiziger Bürger entrinnt dieser Schwäche, obwohl es wenige Provinzen gibt, wo der Adel mehr verdunkelt wäre, als in den französischen, und obwohl es in der damaligen Epoche Mode war, denselben über Gebühr zu bespötteln und zu verachten.

Aber die Gewalt der Umstände hatte Johanna vor Marsillats Zudringlichkeiten geborgen. Er war anderswo hingezogen, er hatte an seine Geschäfte gedacht, an seinen Ruf, an seine Zukunft, — und seine Laune für das Landmädchen war nur in kurzen Momenten wieder erwacht; dann aber machten sich die Gelegenheiten, mit ihr zu reden, immer seltener und gefährlicher für sein Ansehen als Mann von Gewicht. Von Tag zu Tag vertrugen sich die Thorheiten der Jugend, mit welchen man bei uns nur zu viele Nachsicht hat, weniger mit der Stellung eines berühmten Advokaten. Vielleicht verlor sich auch der Geschmack daran bei Marsillat unter mehr und mehr ernsten Beschäftigungen. Mit Einem Wort, seine Begierde nach Johanna war in seiner Brust eingeschlafen. Vielleicht wartete sie aber nur auf eine etwas nachdrückliche Gelegenheit, um wieder aufzuwachen.

Vor dem Mittagessen führte er nicht ohne Widerstand Sir Arthurn und Wilhelm auf die Wiese, wo Johanna gewöhnlich ihre Kühe hütete. Zum Vorwand nahm er das Vergnügen, einige Hasen an den Uferfelsen aufzujagen und zu schießen. Eigentlich aber wollte er Sir Arthur dem Gegenstand seiner Gedanken gegenüber stehen sehen, denn Claudie hatte an

Sir Arthur's Thüre hinlänglich gelauscht, um die sonderbare Erklärung, welche er Johannen mittelbar gemacht, ungefähr auswendig zu wissen, und Marsillat stand mit Claudien immer noch so vertraut, daß er bereits eine Viertelstunde geheimen Zwiesprach mit ihr gehalten hatte. Claudie, deren Verhältniß zu ihrem früheren Liebhaber sich jetzt auf das Vergnügen, von Zeit zu Zeit mit ihm zu plaudern, beschränkte, und die ihn von ihrem losen Maulwerk belustigt sah, erzählte ihm gefälligst alle kleinen Ereignisse des Hauses. Und Marsillat, der gern Alles erfuhr, machte sie zu seiner Privat-Polizei, ohne daß sie etwas Arges dabei dachte. Diese Wassersteins-Vertraulichkeit liegt ganz in den Sitten der Herren aus der Provinz.

Unsere drei jungen Männer langten am Ende der Wiese an, ohne daß Marsillats durchdringendes Auge und Wilhelms melancholischer, unruhiger Blick Johanna entdeckt hätten. Die Kühe indeß waren auf der Wiese, folglich konnte die Hüterin nicht weit sein. Sie mußten aber auf ihre Begegnung verzichten, und Leo fand sich genöthigt, in die Felsen einzudringen, um das Wildpret, welches er Harleys Flinte versprochen, aufzuscheuchen.

Erst dann entdeckte er Johanna unter einem schweren Felsen in tiefem Schlafe. Dieser offenbare Anschein von Mattigkeit und Trägheit lief den Gewohnheiten Johanna's ebenso schnurstracks entgegen, als dem bäuerlichen Vorurtheil, daß es gefährlich sei, auf dem Felde einzuschlafen. Aber sie hatte in der vergangenen Nacht kaum zwei Stunden geruht und war von der Anstrengung überwältigt worden. Ihre Hand-Kunkel haftete noch an ihrer Seite, aber die Spindel war zu Boden gefallen und der Faden zerrissen. Ihr schönes Haupt neigte sich dem Felsen zu und der Flachs ihrer Kunkel diente ihrer weißen Wange zum Kissen. Sie lehnte in der keuschesten

Haltung und ihre herabhängende Rechte machte hin und wieder noch maschinenartig eine schwache Bewegung, als drehte sie die Spindel.

Marsillat, der sie zuerst entdeckte, stand einige Schritte vor ihr still, und bedeutete seinen Gefährten, näher zu treten. Wilhelm schnürte es das Herz zusammen, seine schamhafte Johanna so dem Glutblicke dieses Mannes preisgegeben zu sehen. Aber Sir Arthur, nachdem er Johanna eine Weile still betrachtet, schien plötzlich sehr bewegt und murmelte, seine Hände auf die Arme seiner beiden Genossen legend, mit leiser Stimme: „Hoh! ... erinnert ihr euch?

„An was?" fragte Marsillat. „Es scheint, Sie haben irgend eine angenehme Erinnerung?"

„Hoh!" sagte der Engländer, seine Hand mit Rührung nach Johannas Kopf ausstreckend, „ich erinnere mich an Alles! Sie war das schönste Kind der Welt, sie ist die schönste Jungfrau des Erdenrunds!"

„Mein Gott!" rief Wilhelm, über seine Stirne fahrend, aus, „es gemahnt mich wie ein Traum! .... Helfet mir, mich zu besinnen! ...

„Wilhelm," sprach Harley, „gedenkst Du der Grauensteine und der Druidin Velleda und der drei Geschenke und der drei Wünsche, die wir ihr gemacht?"

„Ja doch!" rief Leo, „jetzt erinnere ich mich. Was die drei Geschenke betrifft, so weiß ich nicht ganz genau, wie es sich damit verhielt. Es waren drei verschiedene Münzen. Was die drei Wünsche betrifft, ... so erinnere ich mich genau an den von Herrn Harley: ‚einen guten Ehmann,' und an den meinigen: ‚einen handfesten Liebhaber' .... Auf Wilhelms seinen besinne ich mich nicht mehr."

„Noch ich," sagte Wilhelm, „aber mein Geschenk weiß ich wieder, es war ein Goldstück."

„Und ich erinnere mich an Alles, als ob es gestern geschehen wäre," rief Sir Arthur.

„Und glauben Sie, daß es Hanne war?" fragte Wilhelm verwirrt.

„Warum nicht?" erwiderte Leo; „ich kann es nicht behaupten, aber es ist leicht, sich dessen zu vergewissern."

Da er rücksichtslos die Stimme erhob, erwachte Johanna und wurde vor Ueberraschung und Scham blutroth. Dann rieb sie sich die Augen, stand auf, lächelte und schaute nach ihren Kühen. Sie hatten sich ziemlich verlaufen. Johanna wollte denselben nacheilen, aber Marsillat hielt sie an.

„Hanne," sagte er, um sie auszuforschen, „Du hast also nie Jemand anvertraut, was Du mit den drei Münzen machtest, welche die Faden des Berges Barlot in Deine Hand legten, als Du noch klein und eines Tages auf den Grauensteinen eingeschlafen warst?"

Zum ersten Mal seit dem Brande der Hütte zu Epnell sah Wilhelm große Verwirrung und tiefen Schrecken auf Johanna's Antlitz.

„Herrgott des Himmels," schrie sie, todenblaß werdend, „wie wissen Sie das, Herr? Ich habe es Niemand je gesagt, als meiner Mutter, und meine Mutter hat es Niemand je gesagt."

„Offenbar wußte es Deine Tante, Hannchen!"

„Nein, meine Tante erfuhr es nie. Wer konnte es Ihnen sagen? Mein Fehler ist es nicht, daß Sie es wissen, ich hab' es nicht ausgeplaudert."

„Aber warum hast Du mit so vieler Vorsicht eine so einfache Sache verborgen?" fragte Wilhelm. „Ich begreife nicht, warum Du so viel Gewicht auf diesen Zufall legst, meine theure Hanne!"

„Und auch Sie, mein Pathe, Sie wissen es also?" sagte Johanna entsetzt.

„Und auch ich," fiel der Engländer ein, Johanna's Hand mit halb väterlicher, halb achtungsvoller Miene

ergreifend, „ich weiß es auch, und bitte Sie, uns zu sagen, ob Ihnen die Sache irgend Kummer bereitet hat?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte Johanna mit einem Ausdruck sonderbaren Stolzes, „nie empfand ich deßhalb Kummer.“

„Aber warum verbargst Du es?“ sagte Marsillat, sie absichtlich dutzend, um seine beiden Rivalen ein wenig zu ärgern. „Ei! glaubtest Du denn wirklich, es komme Dir von den Faden?“

„Ich habe Ihnen Nichts darauf zu antworten, Herr Marsillat,“ entgegnete Johanna sichtbar unzufrieden. „Ihr gelehrte Leute habt eure Ideen, und wir haben die unsrigen. Wir sind einfältig, ich gebe es gerne zu, aber wir sehen auf den Feldern, wo wir Tag und Nacht leben, Allerlei, was ihr nicht sehet und auch nie erfahren werdet. Lasset uns, wie wir sind. Wenn ihr uns ändert, so bringt uns das Unglück.“

„Also glaubst Du, das seien die Faden gewesen!“ wiederholte Marsillat. „In Gottes Namen, wohl bekomm's Dir! Da siehst Du, Wilhelm,“ fügte er bei, auch den jungen Baron absichtlich dutzend, wie er manchmal in kaustischer Laune that, „da siehst Du den Verstand unserer schönen Schäferinnen! Sie haben tausend sinnige Irrwähne, und Dein Taufkind verlor sie während der bald abgelaufenen zwei Jahre nicht, wo sich Deine Schwester Mühe gibt, ihr das Gehirn auszuputzen. Hanne soll ich Dir sagen ...“

„Mit Nichten, Herr, ich will, daß Sie mir Nichts sagen, „erwiderte Johanna mit einer Traurigkeit, die der einzige Ausdruck ihres Zorns war. „Es ist das schon zu viel! Spotten Sie, wenn Sie wollen, über mich und über Dinge, die Sie nicht verstehen, wenn Sie Nichts fürchten. Ich habe Nichts gesagt und Nichts Böses gethan.“

„Oh!“ rief Sir Arthur, niedergeschlagen von

dem Schmerze, der sich in Johanna's Zügen malte, „ich verstehe Nichts . . . aber wenn Hanne im Irrthum ist, muß man ihr die Wahrheit nicht verhehlen. Man muß ihrer nicht spotten, sondern ihr zu wissen thun . . .“

Sir Arthur hielt plötzlich inne, als er Johanna's Gesicht mit Thränen bedeckt sah. Es schmerzte ihn so sehr, selbst auch zu diesen ihren bitteren Thränen beigetragen zu haben, daß er erstarrte, und voll des Wunsches, sie zu trösten und zu beruhigen, Nichts hervorzubringen wußte, als: Hoh! . . .“

Wilhelms Niedergeschlagenheit und Verwirrung waren noch sichtbarer, aber durch Marsillats Gegenwart gestört, wagte er keinen Schritt zu machen, mit keinem Worte Johanna zurückzuhalten, welche sich eiligst entfernte.

„Wohlan!“ sagte Marsillat, der allein ungerührt schien, „was sagen Sie, Sir Arthur, zu dieser Sonderbarkeit? gibt es da nicht eine interessante Bemerkung über die Sitten unseres Landvolkes zu machen? Sie sind in fernen und wilden Ländern gereist: gewiß, ich wette, dachten Sie nicht daran, in Frankreichs Mittelpunkt noch solchen hinter der Zeit zurückgebliebenen Aberglauben zu finden?“

„Sagen Sie, so viel phantastische Poesie!“ antwortete Sir Harley. „Ich finde an all dem Nichts Lächerliches oder Verächtliches, und ich erinnere mich sehr wohl an das, was Sie mir einstmals über Feen oder Faden sagten, welche die alten gallischen Cromlechs besuchen. Aber erklären Sie mir, warum dieses Mädchen weint?“

„Weil es Unglück bringt, von den Faden zu reden und die Bezüge zu errathen, welcher sie die Sterblichen würdigten. Das ist ein Verbrechen gegen sie, und von dem Augenblick an verfolgen und quälen sie die Rücksichtslosen, in welche sie ihr Vertrauen gesetzt hatten. Sie sehen wohl, es fällt diesem Mädchen

nicht ein, daß wir die drei Feien des Berges Barlot sein könnten. Sie beharrt auf dem Glauben, das Almosen von den guten Geistern empfangen zu haben, und aus Furcht, ihr Geheimniß könnte auskommen, seufzt sie und wehrt sich gegen den Vorwurf, es verbreitet zu haben. Was mich betrifft, so bin ich nicht so tolerant, wie Sie, Sir Arthur, in Hinsicht der sogenannten phantastischen Poesie. Ich hasse den Aberglauben und beweine den rohen Irrwahn, unter welcher Gestalt er sich mir darstelle. Nie lasse ich eine Gelegenheit vorübergehen, ohne darüber zu spotten, und ich glaube, daß das eine Pflicht gegen die einfältigen Leute ist, welche vielleicht unseres Gleichen werden, sobald wir sie aufklären, statt in den Finsternissen der Verthierung erhalten wollen."

„Sie sind ein großer Philantrop geworden, seit ich nicht mehr das Vergnügen hatte, Sie zu sehen," sagte Wilhelm etwas bitter.

„Ich bin es immer gewesen," antwortete Marsillat, „und thue mir Etwas zu gute darauf, daß ich es noch bin, und mehr als Sie, Wilhelm! denn es gehört zu den Grundsätzen Ihrer Kaste, die Unwissenheit unter den Armen zu verewigen und damit ihre Unterwürfigkeit. Darum bestaunt ihr als Poeten, die ihr zu sein vorgebt, das Wunderbare, was diesem armen Gehirne mißfällt, und ihr lasset durch Blindgläubigkeit, durch Beschützung der wunderthätigen Bilder, der Pilgerfahrten und anderer Lappalien nur den Blödsinn unserer armen Dorfbewohner unterhalten, statt daß wir, die infamen Liberalen, wünschen, sie könnten Voltaire lesen, gleich uns, und sich des Respekts, den sie vor Gott, Teufel und gewissen Menschen hegen, entledigen."

„Herr Marsillat," antwortete Harly, „Sie haben in einem Punkte Recht, und Unrecht in einem andern. Wie Sie, wünschte ich den Landmann von seinen eitlen Schrecknissen und von seinem Elend befreit . . .

aber wenn Sie ihm, kann er einmal lesen, nur den Voltaire in die Hände zu spielen wissen, so würde ich mich für ihn nach seinen poetischen Legenden und seinem Wunderglauben zurücksehnen. Hanne sagte soeben Etwas sehr Tiefes, was Sie nicht fühlten. Die Bauern, sprach sie, welche Tag und Nacht auf dem Felde leben, sehen Allerlei, das ihr nie sehen werdet. Das heißt, ihr Geist ist der Poesie zugewandter, als der unsrige und in dieser Beziehung möchte ich nicht entscheiden, ob wir sie bedauern oder beneiden, aufklären oder bewundern sollen."

„Ja, ja, Ihr bewundert sie als Neugierige, als Dilettanten!" entgegnete Marsillat. „Ihr möchtet gerne ihre Legenden sammeln, um sie in Verse, in blühende Prosa und in Musik zu setzen. Aber ihr wolltet gewiß nicht eure Kinder mit solcherlei Mährchen auferziehen lassen und würdet sie schleunigst enttäuschen, wenn sie die ihrer Ammen fur Wahrheit nähmen!"

„Sie irren sich vielleicht," sagte Wilhelm. „Das Kind bedarf der Poesie, wie der Bauer, und man kann es mit Hülfe von Gleichnissen unterrichten. Ich meinerseits wurde mit diesen Mährchen auferzogen, und ich wäre sehr mißvergnügt, wenn ich Voltair'schen Geist mit der Muttermilch eingesogen hätte."

„Ich weiß, daß Sie mit der nämlichen Milch gesäugt wurden, wie Hanne," erwiderte Marsillat lächelnd, „und die Feenmährchen der Mutter Tula konnten nach Ihrem Geschmack sein, wie die meiner Großmutter, welche mit Ihrer Erlaubniß eine Art Bäuerin war, weiland vielleicht dem meinigen zusagten. Aber Sie lieben diese Gleichnisse nur noch unter der Bedingung, einen Sinn darin zu suchen und zu finden, statt daß die arme Hanne und ihresgleichen schwere und schreckliche Realitäten darin sehen, welche die Beschäftigung, die Qual, die Verblödung und Herabwürdigung ihres Lebens ausmachen. Was hat

unser Philosoph zu repliciren?“ fügte er, sich etwas ironisch an Harley wendend, bei.

„Ich sage,“ antwortete dieser, „daß man das Gehirn der Bauern behandeln sollte, wie das Wilhelms: man sollte ihnen die Poesie lassen und zur Lösung des Symbols helfen.“

„Dann verlöre sich der Glaube an die Poesie,“ rief Leo, der gerne diskutirte. „Sie würden sich nur noch daran ergötzen, wie ihr auch; die Kältesten würden Kritiker, die Kunstsinnigsten Literaten; ich wünsche nichts Besseres; aber sie verlören dann jene leichtgläubige Naivität, welche ihr Poesie nennt, und welche in euren Augen den ganzen Reiz ihres Aberglaubens bildet.“

Harley versuchte zu antworten, aber er war bald durch den Widerspruch Marsillats geschlagen, der eine leichte Rednergabe hatte und auf klarerer Logik gesattelt war. Indeß überzeugte er den Engländer nicht; vielmehr fand dieser, bei aller Gerechtigkeit für seine verständige Dialektik, viel Trockenheit der Empfindung bei ihm und betrachtete nur mit Schauder seine materialistische Philosophie. Aber die Geister, welche sich mit einer gewissen beschränkten und genauen Dosis erworbener Wahrheit begnügen, werden in der Erörterung immer viel scheinbare Ueberlegenheit über solche behaupten, welche eine umfassende und idealere Wahrheit in der Tiefe der Spekulation suchen. Harley mußte bald die Palme des Begriffsstreites dem Advokaten überlassen, und Wilhelm, der mehr, als er sich eingestehen mochte, von Leo's Talent bewältigt war, wurde immer trauriger und beobachtete am Ende ein vollkommenes Stillschweigen.

Diese Unterredung ward Abends am Arbeitstisch wieder aufgenommen, wo die beiden Schloßfräulein und ihre jungen Gäste gewöhnlich unter sich plauderten, während ihre Eltern mit einigen royalistischen Beamten oder Herren aus der Stadt Karten spielten.

Arthur und Wilhelm hätten gewünscht, daß nur zwischen ihnen beiden und Marien von Johanna gesprochen würde. Aber es war unmöglich, Marsillat zu verhindern, daß er vor Elvire das Abenteuer auf dem Berge Barlot, Harley's Entdeckung der Identität Johanna's mit der kleinen Ziegenhirtin, genannt die Druidin der Grauensteine, und den Kummer berichtete, welchen die leichtgläubige Jungfrau gezeigt, als sie den Vorfall mit den in ihre Hand gelegten Münzstücken erzählen hörte. Fräulein von Boussac hörte diesen Bericht mit vieler Aufmerksamkeit an und wollte alle Einzelnheiten wissen. Nur Harley erinnerte sich exakt der geringsten Umstände. Wilhelm, der um die Zeit des Ereignisses noch sehr jung war, hatte eine schwankende Erinnerung daran, welche aber bei Sir Arthurs Bericht Punkt um Punkt wieder erwachte. Marsillat hatte ein besseres Gedächtniß als Wilhelm; aber die Poesie dieses kleinen Romans hatte weniger Eindruck auf ihn gemacht, als auf seine beiden Gefährten, und ohne Harley's Beihülfe wäre er ebenso wenig als Wilhelm darauf zurückgekommen. Solcher Unterschied der Eindrücke einer und derselben Thatsache auf verschiedene Personen stellt sich durch die tägliche Erfahrung heraus.

Sir Arthur war die Zeit seines Lebens nur einmal auf den Grauensteinen gewesen. Dieser wilde Ort hatte in seinem Gedächtniß ein bestimmtes Bild zurückgelassen, und die geringsten damit verknüpften Umstände schienen ihm ein Theil desselben zu sein. Marsillat, der hundertmal vorher und nachher dort gewandelt war, wäre sehr in Verlegenheit gewesen, einen besondern Fall notiren zu müssen. Er hatte sonst manchesmal und vielleicht weniger unschuldig, die in den Felsen und unter den Gesträuchen dieser wenig besuchten Gegend eingeschlafenen Landmädchen belauscht und überrascht. Johanna's entferntes Wohnen und ihre schüchterne Zurückgezogenheit hatten sie

indeß so lange vor den brennenden Blicken des Jägers geschützt, daß er ihre Züge vergessen hatte, welche freilich sehr verändert und so zu sagen umgestaltet waren, von der Epoche des Zusammentreffens auf dem Berge Barlot bis zu dem Augenblicke, als Claudie's schwarze Augen den jungen Advokaten nach den Heiden von Toull und den Dolmen von Epnell lockten. Was Wilhelm betrifft, so hatten vier in der großen Welt zu Paris verlebte Jahre einen Abgrund zwischen die Erinnerungen seiner ersten Jugend und die Aufregungen eines neuen Lebens bei ihm gesetzt.

Als Jedermann, nach dem friedlichen und regelmäßigen Brauch der Stadt Boussac, sich zurückgezogen hatte, blieben Arthur, Wilhelm und Marie noch eine Zeitlang in dem großen Sale wach. Der Engländer beharrte in seiner Liebe zu Johanna, das Fräulein von Boussac, weit entfernt, ihm abzurathen, bewunderte das, was sie seine Weisheit nannte, und begeisterte sich mit ihm für sein seltsames Heiratsprojekt. Wilhelm war schweigsam und quälte in eine Ecke des großen Kamins vertieft die Glutkohlen mit auffallender Erregtheit ab. Harley bemühte sich um seine vollkommene Zustimmung; aber der junge Mann verschanzte sich hinter der Gefahr einer unauflöslichen Verbindung zwischen einer aufgeklärten Intelligenz und redlichen, aber blinden Trieben. Dann kam er auf den vielleicht ewigen Kampf zurück, welchen sein Freund mit der öffentlichen Meinung zu bestehen haben dürfte. Er entsetzte sich vor der Lächerlichkeit und dem Tadel, welche diesem excentrischen Entschluß ankleben würden. Arthur bestritt diese Einwürfe durch unwiderlegbare Beweise aus dem Gesichtspunkte des Gefühls und der natürlichen Vernunft, und Wilhelm war gerührt, beklommen und wie besiegt im Grunde seiner Seele. Dann fand er eine geheime Erleichterung in der Annahme, daß Johanna, getreu ihrem bizarren Entschlusse, den Gedanken einer Heirat

verwerfen werde, und beschwor Sir Arthur, sich nicht zu erklären, bevor seine Schwester, oder nöthigen Falles er selbst die geheimnißvolle Hirtin gründlich erforscht hätten. Und dann warf ihm auch Marie seine Kälte und Schwäche, gegenüber der erhabenen Rolle ihres Freundes, vor. Endlich wurde beschlossen, daß am nächsten Tage Fräulein von Boussac sich an Hanna's Sohlen heften sollte, bis sie derselben ihr Geheimniß entrissen hätte.

Siebenzehntes Kapitel.

Die große Hirten-Jungfrau.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als die romantische Marie Johanna in ihrem Stall aufsuchte. Sich auf den Rand der Krippe setzend, während das Mädchen die Kühe molk, begann sie das Gespräch mit dem Abenteuer auf dem Berge Barlot. Nachdem sie ihr erklärt und versichert hatte, daß Wilhelm, Arthur und Marsillat die Urheber des Wunders seien, aus welchem sie das Haupt-Ereigniß ihres Lebens gemacht hatte, unterbrach die schöne Milcherin ihre Arbeit und blieb wie versteinert unter dem Gewichte dieser Enthüllung. Wenn irgend ein Anderes ihr dieselbe gemacht hätte, so wäre sie unüberzeugt geblieben; aber sie verehrte ihre junge Herrin fast eben so sehr, als ihre Patronin, die Himmelskönigin, und darum erstarrte sie durch diese Berührung der kalten Wirklichkeit. In der That, wenn man einem Bauern seinen Wunderglauben raubt, so scheint es, man entreiße ihm einen Theil seiner Seele.

„Nun, meine Hanne," sagte das Burgfräulein, „Du bedauerst also das Entschwinden Deines Traumes sehr?"

„Ja, mein theures Fräulein, ich bedaure es,“ antwortete Johanna. „Ich hatte mich gewöhnt, jeden Tag daran zu denken. Aber wenn mir das eine Freude benimmt, so benimmt es mir auch einen Kummer.“

„Erkläre Dich deutlich. Mir darfst Du wohl Alles anvertrauen, Hanne! Du weißt, wie sehr ich Dich liebe. Du weißt auch, daß ich Deiner niemals spotte, und obwohl mir bis jetzt unbekannt war, in welch hohem Grade Du an die Faden glaubtest, so fühle ich mich doch weniger als je fähig, Dich zu quälen und herabzusetzen.“

„O, ich weiß es, mein holder Schatz! Sie sind zu gutherzig! aber am Ende glauben Sie doch nicht das Gleiche, was wir glauben.“

„Allerdings; aber ich kann Dich anhören und vielleicht Deine Ideen annehmeu, wenn Sie mir richtig scheinen. Wohlan, unterweise mich in Deinem Glauben, als ob ich eine Heidin wäre und Du mich bekehren solltest. Belehre mich, was die Faden sind!“

„Ei! Frölein, das ist ganz einfach: sie sind Töchter Gottes oder des Teufels! Sie lieben oder hassen, erleichtern oder quälen uns, erhalten uns im Guten oder stürzen uns in das Böse, je nachdem wir sie kennen und uns dem Guten oder dem Bösen überantworten. Wenn eine Person die Wissenschaft hat, so gewinnt sie ihr Heil, indem sie brav bleibt. Wenn sie um Nichts weiß, so kommen ihr schlechte Gedanken und sie läßt sich zum Bösen gehen und merkt nicht wie.“

„Gut! als Du nach Deinem Schlaf auf den Grauensteinen diese Münzen in Deiner Hand fandest, hast Du sie als ein Geschenk oder einen Fallstrick angesehen?“

„Warten Sie, Herzchen! ich muß Ihnen Alles sagen. Sie wissen nicht, daß ein Schatz in unserer Landschaft verborgen liegt?“

„Ich weiß es; Jedermann sucht, Niemand findet ihn. Man sagt auch, daß ein massives goldenes Kalb

unter dem Berge von Toull eingegraben ist; daß dieses goldene Kalb oder dieser goldene Ochse, wie Ihr es nennet, aufsteht, aus seinem verborgenen Lager hervorgeht, zu gewissen Jahreszeiten, namentlich in der Christnacht, und durch die Felder hinläuft, aus Nüstern und Augen Feuer speiend.«

»Ja, Frölein, so geht die Sage.«

»Man sagt ferner, daß wenn Jemand, der einer schlechten Handlung schuldig ist, dem Ochsen begegnet, dieser ihn erschreckt, verfolgt und tödten kann, statt daß eine Person im Stande der Gnade, die gerade auf ihn zugeht, Nichts zu fürchten hat. Endlich sagt man, daß wenn diese Person so glücklich ist, ihm in der Christnacht just während der Wandlung bei der Messe, zu begegnen, sie ihn bei den Hörnern fassen und bändigen kann; dann kniet der goldene Ochse vor ihr nieder und führt sie zu seiner Höhle, welches gerade die Goldhöhle ist, der Ort, wo der Schatz der alten Stadt Toull liegt, der seit Jahrtausenden verloren und vergeblich gesucht wurde.«

»Ja, Frölein; Sie wissen also das Alles?«

»Ich habe es im Scherze erzählen hören; gestern Abend gab uns Herr Marsillat viele Details und versicherte uns, daß fast alle Einwohner von Toull und der Umgegend fest an diesen Unsinn glauben, obgleich sie es den Herrenleuten nicht eingestehen. Und Du, Hanne, glaubst Du daran?«

»Mein Herzchen! Sie sagten ja schon, daß es ein Unsinn ist! Ich sage Nichts darüber. Ich kann nicht behaupten, daß es falsch sei; meine Mutter glaubte daran. Ich will nicht sagen, daß es wahr sei: der Herr Pfarrer von Toull erklärt es für eine Sünde. Nur habe ich mich immer bemüht, nichts Böses zu thun, um nicht von dem Ochsen getödtet zu werden, wenn ich ihm je begegnete, und den Schatz zu finden, wenn es der Wille Gottes ist.«

„Also, meine gute Hanne, Du glaubst daran?“

„Je nun, Frölein? Hat man Ihnen nicht gesagt, daß, um nicht in Gefahr zu sein, man niemals Gold, nicht ein Körnchen, im Besitz gehabt haben darf?“

„Wahr! Man hat es mir auch gesagt. Ihr denket also, Gold bringe Unglück?“

„Oh, das weiß ich gewiß! So oft ein Herr einem Mädchen welches zeigte, hat sie quasi den Verstand verloren, und sich ihm ergeben, selbst wenn er alt, bösartig und verächtlich war. Darum warf ich auch am Tage, wo ich Gold in meiner Hand fand, dasselbe sogleich weit von mir. Hernach machte ich, damit es Andern kein Unglück bringen könnte, mit meinem Messer ein Loch in die Erde unter dem großen Grauenstein und stieß den Louisd'or mit meinem Holzschuh hinein. Da aber auch Silber in meiner Hand gewesen war, mißtraute ich dem Silber nicht und brachte es schnell meiner Mutter.“

„Du dachtest also allererst an die Faden?“

„Nein, Frölein. Ich dachte nicht daran und hatte keine Kenntniß davon; ich wußte nur, daß das Gold Unglück bringe, und mochte keines haben. Als ich meiner Mutter erzählte, was mir begegnet, und ihr die beiden Silberstücke zeigte, fing sie an, mich zu unterweisen. Sie zankte mich wacker aus, daß ich auf den Grauensteinen, die ein böser Platz sind, eingeschlafen, und lehrte mich, was ich thun müßte, um mich vor den bösen Geistern zu retten, die mit mir umgegangen waren, als ob sie mich gekauft hätten. Sie war zufrieden, daß ich den Louisd'or auf dem Berge Barlot gelassen, ihn nicht in meine Tasche gesteckt, nicht mit Vergnügen betrachtet, noch zu behalten gewünscht hatte. Was sie von dem dicken weißen Thaler halten sollte. wußte sie selbst nicht recht. Er konnte gut oder bös sein, er konnte aber auch weder gut noch bös sein, weil es Fasel-Faden gibt, welche sich gerne

belustigen und kleine widerwärtige, aber nicht bösartige Streiche machen, als z. B. die Spindel verschieben, oder den Spinnfaden abreißen, oder auch die Garnknäuel verderben, indem sie die Fäden auf dem Haspel querüberkehren, wenn man nicht gerade aufmerkt. Wir haben daher den Thaler in der Kirche weihen lassen und in den Armenkasten geworfen. Was das glänzende, kleine und hübsche Sechserlein betrifft, so stand der Kaiser Napoleon darauf und meine arme theure Mutter liebte diesen Kaiser so sehr. Sie sagte oft, wenn sie nicht Amme gewesen wäre, so hätte sie Markedenterin sein mögen, um in den Krieg gegen die Engländer zu ziehen, welche unser Land erobert und verwüstet haben zur Zeit der großen Hirten-Jungfrau (von Orleans) ....

„Nun! die kleine Münze des Kaisers?“

„Meine theure Verstorbene sagte zu mir so: ‚Hannchen, dieses Stückchen da ist gut, es bringt Glück und Ehre. Die gute Fade, als sie sah, daß die Böse Dich mit Gold versuchen wollte, hat in Deine Hand dieses weiße Sechserlein zu Deiner Vertheidigung gelegt. Ganz gewiß will die Groß-Fade von Ep-nell Dir wohl, weil sie weiß, daß Du nicht übelgesinnt bist und niemals Deiner Mutter Kummer oder sonst Jemand Leid verursacht hast. Mußt also ihr Geschenk behalten und Dich niemals davon trennen.‘ Damit durchbohrte sie das weiße Sechserlein und hieß es mich an das Kreuz meines Rosenkranzes neben dem Bildlein der guten heiligen Jungfrau, welche alle guten Faden regiert, befestigen. Und sehen Sie da, Frölein, ich hab' es immer noch. Da ist es an meinem Rosenkranz, in meiner Tasche; Nachts binde ich mir ihn um den Hals und so kommt die Münze nie von mir.“

Dabei zeigte Johanna ihrer jungen Freundin einen kleinen Rosenkranz mit graulichen Körnern, welche in unsern Feldern wachsen und deren Namen mir ent-

fallen. Sir Arthurs geringes Geschenk war mit einem Stahlkettchen daran befestigt.

„Das, mein Huldchen,“ fuhr Johanna fort, „ist die Geschichte der drei Münzen, welche mich so viele Gebete kostete, weil ich sie für ein Wunder hielt und mich oft darüber abängstete. Sie sagen, es sei keines. Gut! vielleicht irren Sie. Die Faden konnten wohl sich d'reinmischen und diese drei Herren, ohne deren Wissen, die Münze wählen lassen, welche mir Unglück oder Glück bringen mußte.“

„Und weißt Du, meine arme Hanne, von wem Dir Dein theures weißes Sechserlein kommt?“

„Das muß von meinem Pathen sein!“

„Nein doch, nein, es ist von dem englischen Herrn?“

„Von dem Engländer? Ach!“ sagte Johanna erstaunt, „kann denn ein Engländer einer Christin Glück bringen?“

„Du glaubst also, ein Engländer sei kein Christ?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich versichere Dich, Hanne, daß sie eben so gute Christen sind, als wir.“

„Ich weiß wohl, daß man jetzt so sagt, Frölein; aber zur Zeit Ihres Papas, den Sie nicht kannten, lautete es anders. Wissen Sie, warum meine Mutter gerne gewollt hätte, daß ich den Ochsen erwische und den Schatz finde?“

„Nun, laß hören!“

„Sie sagte, der Schatz sei so allmächtig, daß Niemand ein Ende desselben finden könnte, daß der genug sei, um alle Menschheit auf der Welt glücklich zu machen; daß davon noch übrig wäre, um eine schwere Armee zu zahlen, die die Engländer aus Frankreich fortjagen müßte, denn sie waren Meister von Paris, wie es scheint, zu der Zeit, als meine Mutter mir das sagte.“

„Und warum haßte sie England so sehr?“

„Ei, Frölein, sie hatte das in Ihrem Hause gelernt,

zu der Zeit, als sie daselbst Ihren Bruder aufzog. Ihr seliger Papa, der, wie es heißt, ein großer Militär war, kämpfte wider dieselben, und Ihre Mama, die immer Angst hatte, man möchte ihn erschlagen, haßte sie auf den Tod. Als darnach der Kaiser fortgeschickt und von den Engländern in ein eisernes Käfig gethan worden, hat meine Mutter geweint, geweint, und auch ich weinte, weil ich meine Mutter weinen sah. Und dann, als man sagte, die Engländer haben aus ihrem Lande einen englischen König mitgebracht, und in Paris den Franzosen zum Haupte gesetzt, wurde sie zornig und redete so: ‚Ach! meine arme theure Dame von Boussac muß schweren Kummer haben!' D'rum, Frölein, war ich auch sehr erstaunt, als ich hierher kam und Ihre Mutter sagen hörte, sie liebe Ludwig **XVIII.**, den engländischen König; ich wußte nicht, was ich denken sollte, als ich bemerkte, daß sie sein Porträt in ihrem Zimmer hatte, und daß man das Porträt des Kaisers in die Dachstube verwiesen. Deßhalb hab' ich es auch, ohne daß sie es weiß, in meine Stube genommen, und glaube, nichts Böses gethan zu haben.«

»Nein, gewiß nicht. Auch ich beklage und bewundere den großen Kaiser. Aber nimm Dich in Acht, daß Frau v. Charmois nicht entdecke, wie sehr Du sein Porträt ehrest, denn sie ließe nicht nach, bis Mama es zu verbrennen beföhle.«

»D'rum verberg' ich es auch alle Morgen unter einer Schürze, die ich d'rüber hänge, Frölein! Aber des Abends, wenn ich zurückkomme in meine Kammer, betracht' ich es, und das thut mir wohl. Trau'n! hören Sie, mein Vater ist auch Soldat gewesen zur Zeit der Republik und unter dem Kaiser; er war in einem Lande, das man Italien nennt, und hatte sich gut geschlagen. Ich hab' ihn auch nicht mehr viel gekannt, aber ich weiß wohl, daß er die Engländer

nicht liebte, und es war in unserm Hause ein Bild des Kaisers, das mit den andern Sachen verbrannte.«

»Also gedenkst Du, die Engländer zu bekriegen, Hanne? Wenn Du den Schatz gefunden hast, wirst Du ein gewaltiges Heer kaufen und zu Felde ziehen auf einem schönen Schimmel, wie die Johanna von weiland, die schöne Hirtenjungfrau, welche unser Land von den Rothröcken befreite?«

»Oh, Frölein, wie wissen Sie denn diese Sachen? Ich träume die ganze Nacht davon, und sogar mitunter, wenn ich wache und mein Vieh hüte, bilde ich mir ein, all das kommen zu sehen. Indessen sage ich aber keiner Seele etwas davon.«

»Aber ich, Hanne, ich ahne Dich, und vielleicht träumt auch mir Aehnliches. Man kann nicht so nahe bei St. Sevère sein, ohne bei den Erzählungen dessen, was sich dort begeben, in Bewegung zn gerathen. Man sagt, daß es in Toull Löwen gebe, welche die Engländer dort in Stein hauen ließen, um dadurch unser Land zu demüthigen und daß man ihnen noch alle Tage mit den Holzschuhen Tritte gibt.«

»Ach! Frölein, ich sehe wohl, daß sie sind, wie ich! Meine Mutter hat mir gesagt, daß Ihr Großvater sehr gut Freund gewesen mit der großen Hirtenjungfrau, und gleichfalls ein wüthender Kriegsmann gegen die Engländer.«

»Mein Großvater?«

»Ja, Frölein, ein Herr von Boussac. Sie hatte das im Hause hier erzählen gehört.«

»Diese Geschichten sind viel älter, als Du meinst, Hanne; aber das thut Nichts. Es gibt in der That unter unserer Familie einen Marschall von Boussac, der ein Gefährte der Jungfrau war, und ich fühle, wie Du, Hanne, daß es herrlich wäre, solch schönes Leben zu führen. Aber das paßt nicht mehr in unsere Zeit, mein Kind! Wir sind in Frieden auf lange, vielleicht auf immer mit England. Wir gelten für

frei, und die Engländer werden nicht mehr offenkundig erscheinen, uns Gesetze zu geben. Einer guten Christin wie Du, geziemt es, sie nicht mehr zu hassen und nicht mehr daran zu denken, eine Waffe wider sie zu erheben."

„Es gefällt Ihnen also nicht, was ich da gesagt habe, Frölein? Ich bitte dafür um Verzeihung."

„Nicht doch! ganz den entgegengesetzten Eindruck machen Deine Ideen auf mich, meine gute Hanne, und ich liebe Dich um solcher Vorstellungen willen desto mehr. Aber das Alles ist unmöglich; und zudem gibt es gute Engländer, die uns lieben und den Kaiser Napoleon beweinen."

„Wirklich, Frölein? solche gibts? Oh! derer müßte man schonen."

„Gewiß, Hanne, und Du mußt mit unserm Freunde, Sir Harley, den Anfang machen, der die schöne Hirtenjungfrau und den Kaiser so sehr bewundert, als Du selber."

„Wenn aber doch," sagte Hanne mit aufgerichtetem Haupte, „die Engländer beide umgebracht haben. Sie haben die große Hirtenjungfrau verbrannt, weil sie die Wissenschaft hatte!"

„Ich versichere Dich, Sir Harley verehrt sie als eine Märtyrerin und eine Heilige."

„Seht doch! das ist also ein recht braver Mann, dieser Engländer?"

„Der Beste, der Weiseste, der Humanste auf der Erde, mein Hannchen!"

„Das freut mich. Ich werde sein weißes Sechserlein nicht von meinem Rosenkranz nehmen."

„Das thue ja nicht! Du würdest ihm zu großen Kummer machen."

„Und warum denn, Frölein!"

„Weil er Dich liebt, Hanne!"

„Er liebt mich? Es ist also wahr, daß er meine Mutter kannte?"

„Ich weiß das nicht, mein Kind, aber er liebt Dich sehr.“

„Weßhalb denn?“

„Weil er liebt, was gut und schön ist. Was sich gleicht, zieht sich an; nicht wahr, Hanne?“

Fräulein von Boussac fuhr in diesem Tone fort, zum großen Erstaunen Johanna's, die sich in Dankbezeugungen ergoß, ohne Etwas von der Neigung zu begreifen, der Gegenstand sie war. Aber sie nahm dieselbe als einen Beweis großer Herzensgüte an und lieh mit naiver Miene ihr Ohr dem Panegyrikus, welchen ihre junge Herrin auf Sir Arthur hielt. Aber als Marie versuchte, Johanna die Gefühle, die er ihr einflößte, beichten zu lassen, so bemerkte sie, daß sie den Boden verlor, statt zu gewinnen, und daß eine Art Mißtrauen und Schauder, — ihrer gewöhnlichen Stimmung sehr entgegengesetzte Empfindungen — sich des jungen Mädchens bemächtigten. „Schon zweimal, Frölein, wollten Sie mich mehr sagen lassen, als ich denke,“ erwiderte sie; „ich weiß nicht, warum Sie sich deßhalb bemühen.“

„Aber so bedenke doch, Hanne,“ antwortete Fräulein von Boussac, „ich bin eine heiratsfähige Tochter und meine Hand kann jeden Tag von Jemand verlangt werden.“

„Oh! wenn Sie mich deßhalb so ausfragen, um mich plaudern zu machen,“ antwortete Johanna, die sich einfältiglich mit dieser kleinen List fangen ließ, „so sehe ich wohl, daß ich meine Zunge gar sehr bewahren muß, denn vielleicht thäte ich Ihnen wehe, ohne es zu denken.“

„Keineswegs, Hanne; ich bin, wie Du, gar wenig auf's Heiraten pressirt und in Niemand verschossen. Also kannst Du reden, und ich frage Dich um Rath.“

„Ach, ich, Frölein, würde mich niemals unterstehen, Ihnen zu rathen!“

„Du liebst mich also nicht?“

„Das können Sie aussprechen?!"

„Also rede," rief Marie, einen Arm um ihren Hals schlingend und sie zu sich auf die Krippe heranziehend. „Setze Dich an meine Stelle und nimm an, Herr Harley wollte Dich heiraten!"

„Was weiß ich?"

„Aber Du kannst es Dir doch vorstellen!"

„Ich werde mir vorstellen, was Ihnen Vergnügen macht," sagte Johanna, „und Ihnen in der Wahrheit meiner Seele antworten: Ich würde diesen Herrn da niemals heiraten; erstlich, weil er ein Engländer ist und ich keine engländischen Kinder auf die Welt setzen möchte. Wohl vermag ich es, ihn nicht zu verabscheuen, und ich achte ihn, weil er ein braver Mann ist; aber ihn heiraten! Nein, auch wenn er für mich gemacht (Meinesgleichen) wäre, wollte ich doch der Seele meiner theuren verstorbenen Mutter und meines armen verstorbenen Vaters nicht zuwider handeln. Ferner, Frölein, sagte ich nein, weil er reich ist und mir das Unglück brächte. Bei uns geht das Sprüchwort: Geld macht stolz und bösartig. Ich sage das nicht in Betracht Ihrer, meine liebe, gute Huldin! es gibt Nichts so Gutes und Menschliches, wie Sie. Aber vielleicht gleichen Ihnen nur Wenige, und ich sehe allbereits, daß Fräulein Elvire nicht ist, wie Sie. Dann bin ich auch zu einfältig, um mich des Geldes bedienen zu können. Ich thäte vielleicht Böses damit, und meine Mutter hat mir befohlen, arm zu bleiben. Kurz, es wäre unmöglich, und wenn vierzigtausend gute Engländer kämen, um mich zu freien, ich schlüge den besten aus, das schwöre ich Ihnen bei meiner Taufe!"

Johanna redete mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit. Es war, als sei eine Art patriotischer Entrüstung über sie gekommen, die aus ihren Blicken stralte und sie noch schöner machte, als sonst, obwohl der Ausdruck ihres Gesichts unverändert war. Die, gleich einer Dichterseele, leicht entflammbare Marie konnte sich der Be-

wunderung nicht erwehren, obgleich Johanna's Hartnäckigkeit sie tief darniederschlug; sie verglich sie innerlich mit Johanna d'Arc. Es schien ihr, die Jungfrau zu sehen und zu hören in der ganzen Rauheit der bäuerischen Sprache, die sie haben mußte, bevor sie den Hirtenstab mit dem Schwert vertauschte. Diese Mischung von Sanftmuth und Festigkeit, von Engelreinheit und gehaltenem Enthusiasmus mußte die Heldin von Vancouleurs charakterisirt haben, und die romantische Urenkelin des Sire de Brosse bildete sich ein, die Seele der schönen Jungfrau lebe wieder auf in Hanne, um in einem dunkeln und friedlichen Leben von ihren harten Mühen auszuruhen, bis eine andere Metempsychose sie von Neuem berufe, sich in allem schmerzensreichen Glanze der Kraft und des Ruhmes zu zeigen.

Nachdem indeß Marie ihrem Bruder und Sir Harley mit äußerster Genauigkeit das ganze Morgengespräch erzählt hatte, so wagte sie lächelnd den Schluß zu ziehen, daß Sir Arthur doch nicht verzweifeln dürfe, seine unbarmherzige Schäferin zu erweichen, aber daß Zeit, Umsicht und Geduld von Nöthen.

Sir Arthur ergab sich darein, seinen Roman eine ernstere Wendung nehmen zu lassen, als die excentrische Hast war, womit er gleich mit der Thüre in's Haus fallen gewollt hatte. Die unvorhergesehene Schwierigkeit dieser Eroberung entflammte seine Liebe noch mehr, und er wurde schmachtend und sentimental, wie ein Junge von zwanzig Jahren. Das Gehirn mit poetischen Träumen erfüllt und das Herz von romantischen Gefühlen durchdrungen, aber so linkisch, so furchtsam und verlegen, als Cherubim je bei einer glänzenden Gräfin gewesen, war er für Marie ein Gegenstand der Bewunderung und des Interesses, und für Marsillat der alle seine Bewegungen beobachtete, ein vollendetes Muster von Lächerlichkeit. Die Wahrheit ist, daß der gute Harley Eines, wie das Andere zum Theil ver-

diente, und er, mit Ausnahme der traurigen Gestalt und dem gereiften Alter Don Quixote's, in diesem Augenblick dem Helden des Cervantes ein wenig glich, wie selbiger seine Sturmhaube ablegt und sich mit Blumen bekränzt, um sich in einen Schäfer zu verwandeln.

Was Wilhelm betrifft, so schien plötzlich eine Centnerlast von ihm genommen, und er gab sich sogar Mühe, sehr galant gegen Elvire zu sein, und Frau von Charmois, erstaunt und entzückt, nicht die mindeste Begegnung zwischen ihm und Johanna zu entdecken, begann, ernstliche Hoffnungen zu hegen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Heu-Erndte.

Tage und Wochen verstrichen in scheinbarer Ruhe. Sir Arthur liebte das Landleben und hatte sich nicht sehr lange bitten lassen, den Sommer in Boussac zuzubringen. Die Burgfrau, welche sehr auf seinen Einfluß bei ihrem Sohn zählte, hatte gehofft, daß er ihn vermögen würde, aus seiner Apathie herauszutreten und eine Laufbahn zu wählen. Wilhelm zeigte jeden Tag mehr Widerwillen gegen die verschiedenen Stellungen, die man ihm anbot, und seine Mutter glaubte, ihm nur noch mittelst einer guten Heirat ein glänzendes Loos erobern zu können. Sie führte ihn auf Besuch in den umliegenden Schlössern umher und zog ihre edlen Nachbarinnen in ihr Haus; aber zu ihrem großen Mißvergnügen war Wilhelm, weit entfernt, ihre Reize zu bewundern, nur aufgelegt, ihre Fehler zu bemerken; und da sie der Unterpräfektin ihren Kummer mittheilte, so behauptete diese steif und fest, daß Wilhelm irgend eine bedaurungswürdige Neigung

zu einer Person von untergeordnetem Rang hegen müsse, die er nicht gestehen wollte. Sie nannte sogar Johanna ausdrücklich mehrmals; aber da, dem klaren Anschein nach, Nichts diese Anklage rechtfertigte, so wollte Frau von Boussac nicht daran glauben.

Harley war ein schlechter Beistand für ihre ehrgeizigen Entwürfe. Bisweilen versuchte er es, sich ihren Plänen gefällig zu erweisen; aber wenn Wilhelm ihn dann fragte, warum er selbst ihm ein seinen Rathschlägen so entgegengesetztes Beispiel gebe, so blieb der gute Arthur stecken, lächelte und gestand am Ende, daß in Heiratsangelegenheiten er keine andere Rücksicht kenne, als die Liebe. Er gehörte zu jenen Engländern, die heiraten, was ihnen gefällt, eine Komödiantin, eine Sängerin, sogar eine Tänzerin, wenn sie ihnen nur zusagt; und da ihm Johanna wegen minder glänzender, aber reellerer Eigenschaften gefiel, so dachte er zugleich einen hochverständigen und geschmackvollen Akt zu vollziehen, wenn er auf seiner Heirat beharre.

Uebrigens liebte er mit Geduld. Er wollte sie nicht mehr durch plötzliche Anträge einschüchtern. Er hatte sich ergeben, sie von ferne zu studiren, um sich ihr allmälig zu nähern, je nachdem er in den Gewohnheiten des Landlebens Gelegenheiten fände, ihr Vertrauen einzuflößen und eine Sprache mit ihr zu reden, die sie verstände. Er sann mit seltenem Ungeschick, aber rührender Gutherzigkeit auf Erfindung von Mitteln, ihr zu gefallen und von ihr begriffen zu werden. Er erkundigte sich nach ihren Verwandten, ihrem Bezirk, ihren Touller Freunden. Er war in Toull gewesen, um mit dem Pfarrer Allain Bekanntschaft anzuknüpfen, ihm von seinem Vorhaben zu reden und in sein Interesse zu ziehen, jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit und der Bedingung, daß der gute Beichtiger nur dann mit Johanna davon sprechen dürfe, wenn er aus dem Betragen der Jungfrau einige Hoffnungen schöpfen könnte. Bei dieser Gelegenheit hatte

er sich zu Johanna's Boten gemacht, um ihrer Tante, der Groß-Gothe, das ersparte Geld zu bringen; und da er diese kleine Summe vervierfachte, ohne Jemand davon zu sagen, oder sich darum zu kümmern, ob nicht dieses Weib unter der Maske ihrer Armseligkeit vielleicht eines der reichsten in der Gegend wäre, so hatte er ohne es zu ahnen, in der Groß-Gothe die Vermuthung erweckt, er sei der glückliche Liebhaber Johanna's, und diese habe endlich begriffen, wie man sich Jugend und Schönheit zu Nutzen machen müsse. Ferner war er ein andermal, nachdem Johanna eines Tags gegen Fräulein von Boussac geäußert, daß sie von allen Dingen ihrer Heimath fast am meisten ihren Hund vermisse, den sie bei Vater Leonhard hätte lassen müssen, hingereist, um den Hund zu holen. Der Küster hätte ohne Weiteres den Hund Johanna abgetreten, aber er verschmähte Mylord's Geld nicht, und das ganze Dörflein Toull gerieth in Aufruhr vor Neugier, was der so seltsame Vorfall bedeute, daß ein schöner gnädiger Herr einen häßlichen Schäferhund sehr theuer kaufe. Da man endlich keine ärgerlichen Gerüchte über die Sitten der Tochter von Epnell aus der Stadt vernahm, so hatte man daraus geschlossen, daß der Engländer einen Sparren zu viel habe; und jede Toullerin, die, wöchentlich zweimal auf den Markt von Boussac kommend, Johanna, welche die Einkäufe für das Schloß besorgte, dort begegnete, verabsäumte nicht, ihr in spöttischem Tone von Herrn Harley zu erzählen. Seinem Edelmuth ließ man jedoch Gerechtigkeit widerfahren: denn er streute Geld aus auf seinem Wege, und suchte, sich von den armen Bewohnern dieser dürren Haiden allerlei unnöthige Dienste thun zu lassen; so gab er sein Pferd zu halten, während er ein wenig zu Fuß ging, fragte um einen Aufschluß, dessen er nicht bedurfte, ließ sich eine Blume pflücken oder einen Vogel erkaufen — Alles nur, um diese unglücklichen Entblößten bei solcher Gelegenheit auf

erorbitante Weise zu belohnen. Aber in diesen wilden Gegenden wird dem Bauer so selten unter die Arme gegriffen, daß er über die Gutthätigkeit schier wie über eine Narrheit oder eine Schlinge erstaunt und fast erschrickt, obwohl er mit Vergnügen davon profitirt.

Johanna war von Natur nicht spöttisch, und die Verhöhnungen, welche Sir Arthur betrafen, flößten ihr eine Art achtungsvollen Mitleidens ein. „Der arme Mann,“ pflegte sie zu sagen, „man spottet über ihn, weil er gut ist!“ Sie redete ihn mit besonderer Verehrung an und erwies ihm in seiner Bedienung eine Menge fast kindlicher Rücksichten. Aber sie schien eben so wenig verliebt in ihn, als am ersten Tag, und er wartete mit bewunderungswürdiger Resignation auf einen Tag der Hingebung oder Annäherung von ihrer Seite, welcher nie erschien.

Obwohl er seine Geheimnisse nur Wilhelm und dessen Schwester anvertraut und über seinen Brief an Frau von Charmois mit sich hatte scherzen lassen, ohne sich den Schein zu geben, als sei es ihm im mindesten Ernst damit gewesen, so konnte es doch nicht fehlen, daß seine ewige Anwesenheit auf der Wiese oder im Garten, wo Johanna die Schmalzkräuter für ihre Kühe sammelte, im Stalle, wohin er, ohne irgend einen Fortschritt zu machen, die Thiere nach der Natur zu studiren ging, — daß nicht all das von Claudie und selbst von Cadet kritisirt wurde, welch letzterer selbst wohl ein wenig verschossen in Johanna und eifersüchtig war, obwohl er nicht ganz bestimmt sagen konnte, ob er in Johanna oder in Claudie verliebt sei. Claudie hatte damit angefangen, daß sie aussagte, Johanna hätte große Aussichten, und wohl mit Recht habe Tula vorausgesagt, daß sie das Goldloch finden würde, maßen der Engländer mehr Thaler besäße, als unter den Berg von Toull hinuntergingen; weil sie jedoch das große Ereigniß dieser Heirat, welches sie zuerst prophezeiht hatte, immer nicht eintreten sah, so

wußte Claudie nicht mehr, was sie denken sollte, und sie hätte geglaubt, Sir Arthur wolle gegen Johanna handeln, wie Marsillat gegen sie selbst gehandelt, wäre sie von ihrer Freundin, deren Aufrichtigkeit sie in keinen Verdacht ziehen konnte, nicht versichert worden, daß sich der Engländer niemals ‚ein Wort von Liebhaberei‘ gegen sie erlaubt hätte.

Aber Marsillat, der fast alle Samstage und Sonntage in Boussac zuzubringen kam, sah ganz genau Herrn Harley am Spinnrocken der Liebe spinnen und hatte sich das Vergnügen nicht versagen können, sich mit zwei oder drei Freunden in der Stadt darob lustig zu machen; diese hatten die Neuigkeit am vollen Billard wiederholt.... von da war sie auf dem Marktplatz umgelaufen... und von dort endlich war sie gesotten und gebraten in den umliegenden Dörfern rechts und links spazieren gegangen. So geschah's, daß im Verlauf von einem Monat man im ganzen Bezirk und selbst darüber hinaus erfahren hatte, daß im Schloß Boussac ein englisches Original, Millionär und ziemlich hübscher Mann, wohne, das sich so stark in eine Magd vergafft hätte, um seine Frau daraus machen zu wollen. Die Damen in der Provinz, welche von Natur und Stellung auf die Schönheit der Landmädchen und Grisetten sehr eifersüchtig sind, waren entrüstet über den Engländer. Die Ehemänner stimmten in ihrem Sinne bei, behauptend, daß man aus einer Magd wohl seine Maitresse machen könne, aber sie heiraten sei ein Beweis von Geistesabwesenheit, sogar von Unsittlichkeit. Die Jünglinge waren neugierig, eine Schönheit zu sehen, welche solche Eroberungen mache und, meinte man, nur darum die Grausame spiele, um desto gewisser geheiratet zu werden. Man pilgerte von Chambon, von Gouzòn, von St. Sevère und sogar von Lachâtre, wo das Publikum boshafter und strolchiger ist, als anderswo, herbei, um die schöne Boussacerin zu sehen, und da man ihrer nur selten ansichtig werden

konnte, so gab es welche, die, um nicht zu scheinen, als haben sie einen Metzgergang gemacht, behaupteten, sie sei nichts weniger, als hübsch, und der Engländer ein blasirter Wüstling, der nur schwanke, ob er sich die Gurgel abschneiden oder, um sich die Langweile zu vertreiben, eine Strunsel nehmen sollte.

Alle diese Schwätzereien fanden nur verstohlen Eingang in's Schloß Boussac, denn Claudie und Cadet hüteten sich wohl, laut darüber zu lachen, da ihnen förmlich verboten worden war, jemals die Thorheiten von draussen dem Ohr des Fräuleins von Boussac oder ihres Bruders zuzubringen. Johanna zuckte die Achseln, als ihre Zimmergenossin ihr davon erzählte, und in der ganzen Stadt wollte oder konnte sie allein nicht glauben, daß sie der Gegenstand aller Unterhaltungen und der Zielpunkt aller Blicke sei. Die Charmois quälte Frau von Boussac damit zu Tode, schrie über Skandal und forderte laut Johanna's Austreibung. Aber Frau von Boussac, welche mit fünfzig Jahren in ihrem alten Castell das Leben einer jungen Dame des Kaiserreichs führte, spät aufstehend, drei Stunden an der Toilette zubringend, im Lehnstuhle schlafend oder ihre Migräne verdämmernd, sah die Dinge nicht mit hellen Augen an, faßte äußerst ungern Entschlüsse und fand es außerdem weit wahrscheinlicher, daß Harley ihre Tochter, als ihre Magd heiraten wolle. Die treuherzige und offene gegenseitige Freundschaft zwischen Marie und Sir Arthur konnte in der That so herauskommen, und die Charmois selbst wurde bisweilen irre in ihren Gedanken. Auch Wilhelm versetzte sie bisweilen in süße Täuschungen, indem er sich sehr emsig um Elvire bemühte; freilich, wenn er dann müde war, sich Zwang anzuthun und zu spotten, gab er plötzlich dieses bittere Spiel auf, und dann fiel die Charmoise, wie man sie in der Stadt nannte (wo sie allbereits wegen ihres Hochmuths, intriguanten

Charakters verabscheut war), in ihren Argwohn und concentrirten Ingrimm zurück.

Dieser ganze Roman Sir Arthurs erzeugte jedoch ernhafte Resultate bei zwei Personen, deren eine bitter darüber spottete und die andere ihn traurig zu tadeln schien.

Die erstere war Leo Marsillat, der von Neid gestachelt und von Streitlust gespornt, sein bestes Pferd und vielleicht seinen schönsten Prozeß darum gegeben hätte, um an Hanne jene Rechte präoccupiren zu dürfen, die der Engländer mit seinem Namen und seinem Vermögen zu erkaufen trachtete. Mit Aerger bedauerte Marsillat dazu beigetragen zu haben, daß Johanna nach Boussac kam, wo er nur von ihrem guten Willen abhing, und dieser hatte ihm Nichts gewährt. Wäre sie noch Hirtin in Epnell gewesen und Arthur oder Wilhelm hätten sie ihm streitig gemacht, so hätte er sie in der Einöde verfolgt, und er schmeichelte sich, daß sie gegen kühne Bestechungsangriffe nicht lange rebellisch geblieben wäre. Nun aber mußte er andere Mittel suchen, überlisten, abwarten ... und Marsillat hatte keine Zeit dazu. Er warf sich vor, daß er sehr ein Narr sei, an diese dumme Hirtin zu denken, da er so viele andere Geschäfte, so viele andere Vergnügungen habe. Und doch träumte er bisweilen in der Nacht, daß er sie am Arme ihres Gemahls Harley von der Kirche zurückkommen sehe, und er erwachte fluchend, achselzuckend, wüthend gegen sich selbst, daß es ihm nicht gelungen, die Personage dieses Gemahls lächerlich zu machen. Sein Stolz war darob tödtlich verwundet.

Die andere Person, auf welche die ganze Erregtheit des Romans von Sir Arthur zurückwirkte, war Wilhelm. Dieser Jüngling hatte, was man im Romanstyl eine Leidenschaft nennen könnte, für Johanna. Das war es, und nur das, denn, was eine tiefe, der Hingebung und des Muthes fähige Liebe betrifft, so

stand er weit unter Sir Arthur, den er dennoch innerlich anklagte, mit philosophischer Ruhe zu lieben und die begeisterte Liebe nicht zu kennen. So täuscht man sich: man nimmt für Anhänglichkeit, was nur die Aufgeregtheit der Begierde ist, und man behandelt als Kälte, was die Gradheit einer jede Probe bestehenden Neigung ist. Wilhelm hätte nie daran gedacht, dieses Landmädchen zu heiraten. Seine Einbildungskraft war betroffen worden von ihrer ungewöhnlichen Schönheit, ihrer rührenden Reinheit und den romantischen Ereignissen ihres ersten Zusammentreffens in Toull. Die Aufopferung, die sie ihm in seiner Krankheit bewiesen, hatte sofort seiner unschuldigen Eitelkeit geschmeichelt. Er hatte geglaubt, er glaubte noch, ein Wort reiche hin, um sie in seine Arme fallen zu sehen. Er war nicht so weit gegangen aus Pietät, aus Delikatesse; und vor lauter Bewunderung seiner eigenen Tugend hatte er sich stark in den Gegenstand einer so großen Selbstüberwindung verliebt. Indeß war er entschlossen gewesen, sich von dieser Thorheit zu kuriren. Er hatte sich entfernt; er war geheilt worden; er hatte sogar vergessen; aber der Anblick der noch schöner und durch die Zuneigung seiner Schwester poetischer gewordenen Johanna hatte ihn gleich im Moment seiner Rückkehr wieder verwirrt. Und jetzt erweckte Sir Arthurs Liebe die seinige. Johanna, die so tiefe Gefühle und so ernste Plane veranlaßte, gewann in seinen Augen einen neuen Reiz, einen erhöhten Werth; und da er sich die Pflicht auferlegte, ihre Heirat nicht zu hindern, so erregte er sich selbst auf wahrhaft kindische und kränkliche Weise ihrer zu begehren, indem er ihr entsagte. Seine Phantasie wurde zur fixen Idee, zur endlosen Träumerei, zur Fieberqual, mit einem Wort zur Leidenschaft, wie wir sie genannt haben, weil es an einem Namen fehlt, der jene zugleich brutale und romantische Neigung bezeichnete, welche der Lage und Natur unseres jungen Mannes eigenthümlich war.

Bisweilen wollte er sich ernstlich davon abziehen, indem er dem Fräulein von Charmois den Hof zu machen suchte; aber Elvire mit ihren nichtssagenden Talenten, übertriebenen Toiletten, ihrer von Anderen entlehnten Geistesaufstutzung stand so tief unter Hanne, daß Wilhelm bald Gewissensbisse über seinen Versuch fühlte, das Fräulein neben die Bäuerin hinzustellen. Elvire ermangelte gänzlich des Reizes. Man hatte an ihr nur die egoistischen Instinkte entwickelt, den Geschmack an Ostentation und die engherzigen Vorurtheile. Sogar die gute Marie, obwohl sie den grausamen Hohn Wilhelms gegen dieselbe tadelte, konnte es doch nicht über sich gewinnen, sie zu lieben.

Eines Tages wurde die Gährung in Wilhelms Herz so stark, daß es überlaufen mußte. Es war um die Erndtezeit und man brachte das Heu von jener, dem Schlosse benachbarten großen und schönen Wiese heim, an deren Saum nur Johanna ihre Kühe im Frühling, so lange die Kräuter zart waren, gehütet hatte. Das war eine große Vergnügenheit für die ganze Schloßjugend, Herren und Knechte, auf den Ochsenwagen zu klettern und mit mehr oder minder Geschick und Leichtigkeit Gabel und Rechen zu handhaben. Cadet, die Peitsche in der Hand, führte die Fracht, stolz, wie ein morgenländischer Kaiser. Sir Arthur behauptete, als Stärkster, den Giebel des von ihm künstlich ins Gleichgewicht auf den Wagen geschichteten Baues. Der gute Engländer war ein wenig eitel über das Talent, womit er diese bäuerliche Gewandtheit erworben, indem er die Handgriffe der Feldknechte beobachtete. Mit einer Blouse von grober blauer Leinwand angethan, und einen breitkrämpigen Strohhut, wie ihn die Hirten tragen, auf dem Kopfe, entwickelte er gefällig die Kraft seiner Muskeln, und freute sich, seine schönen Hände zu bräunen, die er bisher so sorgfältig gepflegt, jetzt aber im Verdacht hatte, Johanna möchte deren weibische Bleichheit ver-

achten. „Sie arbeiten nur zu gut!“ sagte die über seine Kraft und Emsigkeit naiv erstaunende Johanna zu ihm: „nie sah ich einen Stadtherrn, der sich so gut dabei anließ. Schau doch, Claudie, ob man nicht meinen sollte, der Herr wäre wie unser Eins!“

Kein Wort konnte für Sir Arthur süßer sein. Schon träumte er sich als Eigenthümer eines tüchtigen Gutes in der Marche oder dem Berry, lebend nach seinem Belieben, als ächter Landmann, fern von der Welt, die er satt hatte, seine Erndten selbst einheimsend, arbeitend wie ein Mann mit seinen Hintersaßen, seine Kolonisten bereichernd, das Wohlergehen seiner ganzen Gemeinde bewirkend und selbst die größte Glückseligkeit am Arm seines schönen und starken Weibes schmeckend. Das ist das Leben, von welchem ich immer geträumt, sprach er bei sich, und Gott ist es mir schuldig dafür, daß ich immer diesen einfachen Genüssen treu blieb und der durch Menschenhand verschönerten Natur. Während Arthur mit schweißgebadeter Stirne und hoffnungleuchtenden Blicken mit Johanna wohlwollende Blicke, warme Worte und große Heugabelungen wechselte, schüttelten die Ochsen, bis an die Knie im Futter stehend, das man ihnen heute nicht vormaß, um ihnen eine kleine Zerstreuung von den Bremsenstichen zu gönnen, von Zeit zu Zeit ihre schönen, an's Joch gekuppelten Köpfe und theilten dem Wagen eine schwankende Bewegung mit, wegen welcher die liebenswürdige Marie, welche sich neben Arthur auf den Vorgrund der Ladung gekauert hatte, manchmal ins Knie sank. Dieses junge, zur Ertragung der Hitze allzu schmächtige Fräulein flatterte um die Arbeiter her, hüpfte leicht hinauf und hinab, indem sie ihre kleinen Füße auf ihres Bruders Schultern setzte, setzte zwei bis dreimal neben Claudie den Rechen an, dann ließ sie sich, ganz außer Athem, lachend auf die zum Laden bereiten Schochen (wie der ländliche Kunstausdruck heißt) hinfallen. Die flinke und hochgeschürzte Claudie war roth wie eine

Kirsche und zeigte mit einer gewissen Koketterie, gleich Sir Arthurn, Gewandtheit und Eifer. Elvire war so stark wie eine Bäuerin, aber allzusehr eingeengt in ihren Schnürleib, um freie Bewegung zu haben; sie wurde jeden Augenblick von ihrer auf dem Heu sitzenden und unter ihrem Sonnenschirm schmorenden Mutter angerufen, da letztere fand, daß das arme Mädchen roth werde, wie ein Dompfaff, und so von der Junisonne angestrichen gar nicht zu ihrem Vortheil erscheine.

Wilhelm hatte seine Weste abgelegt, wobei sein battistenes Hemd im Sonnenschein glänzte und er seinen weißen und frauenartig runden Hals enthüllte. Er war in der That der schönste Jüngling, den man sehen konnte; aber Claudie fand ihn zu winzig, und die Miene zärtlichen Mitleids, womit sie zu ihm sagte: „Sie werden den Sonnenstich kriegen, Herr Wilhelm!“ demüthigte ihn bei Vergleichung seiner schmächtigen Organisation mit dem handfesten Wuchse des Engländers.

Geärgert, daß Johanna in Einem fort die Aufgeberin des Laders machte, somit in ununterbrochener Berührung durch Blick und Wort mit Sir Arthur stand, nahm er einen Laubzweig, stellte sich vor die Ochsen und amüsirte sich, unter dem Vorwand, ihnen die Mücken zu verjagen, daran, daß er sie den Wagen, folglich auch seinen Rival, tüchtig schütteln machte. Sir Arthur ward darob nicht ungeduldig, denn es war unmöglich, ihn zu einem lächerlichen Sturze zu bringen. Er lachte und versicherte, daß er einen Seemannsfuß hätte.

Frau von Boussac hielt sich beiseite unter einem dichten Baumdache und besprach sich mit Marsillat über eine Geldsache. Dieser letztere näherte sich endlich Wilhelm und fragte ihn, was er so Interessantes in dem Gesicht der Ochsen finde, um hier, gleichgültig

gegen andere, in ihrer Belebtheit weit interessantere Gesichter, stehen zu bleiben.

„Sie sind nicht Kunstkenner genug," antwortete der Jüngling, welcher absichtlich nicht verstehen und sich von dem wahren Gegenstand seiner Beobachtungen abziehen wollte, „um diese Stier-Gesichter, die in unserm Lande so schön bebuscht und in ihrer Kraft so ruhig sind, zu bewundern. Ja, ich begreife, warum Jupiter an einem poetischen Tage diese Form wählte. Etwas Göttliches liegt in dieser breiten so gut bewahrten Stirne und in diesem schwarzen zugleich so stolzen und so sanften Auge. Etwas Jugendliches liegt in diesen so kurzen Nüstern und dem feinen weißen Flaum, der auf der zarten Lippe sproßt. Etwas Bäuerliches liegt in diesen breiten, gedrungenen Knieen und diesem ruhigen Schritte; etwas Löwenartiges in diesem kraftvollen Schweife, der den immer knotigen und glänzenden Rückgrath peitscht. Ja, es ist ein schönes Thier! Die Wampe ist herrlich und die Lende hat eine ungeheure Entwicklung. Man behauptet, die Miene sei dumm; das ist falsch, sie drückt Kraft und Unschuld aus, sie nähert sich der des Menschen, welcher die Erde bebaut und das Thier unterwirft. Sehen Sie, wie unsere Landleute, ohne daran zu denken, die Kunst verstehen! Welcher Maler, welcher Bildhauer hätte diesen Kopfputz in so umfangreichem und weitem Styl ersonnen! Dieser geflochtene Strohbausch für die Stirne gleicht einem Diadem und wie sinnreich sind nicht die Riemen, welche Horn und Joch verbinden, durcheinander geschlungen! Wahrlich, das muß eine antike Tradition sein und nimmer war der Stier Apis majestätischer gekrönt!"

„Sie sagen da etwas sehr Schönes," bemerkte Marsillat lächelnd, „das ist Poesie, ist Kunst; aber es gibt auch anderwärts Poesie, und mein Künstlersinn zieht andere Modelle vor. Halt, Wilhelm, betrachten Sie einmal Hanne, dieses schöne, so sanfte und zugleich so

starke Mädchen! Stark, wie ein Mann! Sehen Sie, das hebt sie auf der Handspitze fünfzig Pfund Heu empor, und zwar alle drei Minuten seit Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. ...

„Oh! glaub's wohl," rief Cadet, der mit Erstaunen die schönen Worte Wilhelms über die Ochsen gehört hatte, aber Marsillats Lobrede auf Johannen weit besser verstand. „Herr Leo, sie ist die stärkste Dirne, die ich mein Lebtag g'schaut hab! Sie hebt sechs Simmri Kernen auf, und wirft's so leicht auf die Achsel, als ich, auf Ehre! ach! 's ist ein schönes Mensch!"

„Gut! Cadet hat die poetische Empfindung auf seine Manier," fiel Leo ein; „aber wüßten Sie keine Worte zu finden, Wilhelm, um Hanne eben so treffend zu loben, als Sie dieses große Hornvieh gelobt haben? Liegt in Hanne nicht ein besserer Theil der Göttlichkeit? Mächtig, wie Juno und Pallas, frisch wie Hebe, anmuthig wie Iris, die Götterbotin. Sehen Sie, ich bin kein Poet, ich mache dergleichen Metaphern nicht, wenn ich plädire; aber wenn ich Sie wäre, so hätte ich an diesem ländlichen Wesen tausend Schönheiten entdeckt, die Sie Ihrer Aufmerksamkeit nicht würdigen. Wie gut steht dieser Anzug! Der liebe Gott sollte die Sommer-Sonnenstralen immer auf uns werfen, damit alle Frauenzimmer dieses uranfängliche Costüm wählten! Nichts, als ein kurzes Röckchen und ein Hemd! gestehen Sie, das ist reizend! Sie reden von Antiken! das ist keusch und wollüstig, wie die Antike! man sieht Nichts, aber man ahnt diesen bewundernswerthen Torso: das Hemd geht herauf und rundet sich um den Hals, die Preischen um das Gelenk: der Stoff ist weder fein, noch durchsichtig; aber dieses dichte, abgebleichte Hanfgewebe hat die Weiße und das Mark griechischer Draperien. Und welche Statur des Phidias diese Hanne! Ihre schönen Formen prägen sich in ihren freien und behen-

den Bewegungen aus. Urtheilen Sie, ob die junge Charmois neben ihr nicht aussieht, wie eine Wachspuppe! Ja, ja, ich sage Ihnen, das ist schöner, als ein Ochse, denn hier ist auch Göttin und Kind vereinigt! Erinnern Sie sich an die Druidin der Grauensteine; es war Velleda, und doch auch wieder — Lieschen! Die hübschen kurzen Nüstern und die freie Lippe des Ochsen ziehen weder meinen Athem, noch meine Lippen an, das schwör' ich, statt daß dieses olympische Profil und diese Rosenlippen ....“

Wilhelm kehrte Leo plötzlich den Rücken zu, ohne auf den Rest seiner Phrase zu hören. Er eilte, seiner zum Schloß heimkehrenden Mutter den Arm anzubieten. Marsillat war ihm gehässig. So lange er seine glühende Beschreibung machte, hatte er teuflisches Lächeln, teuflische Blicke gezeigt. All das schien Wilhelm zuzurufen: „Du siehst das Meisterstück der Natur, diesen Gegenstand deiner geheimen Gedanken!... Bewundere und schmachte! Ich bin es, der über ihre schüchterne Schamhaftigkeit triumphiren wird, und du wirst mit Schmach abziehen sammt deiner Poesie, die sie nicht versteht.“

Wilhelm kehrte nicht auf die Wiese zurück. Er ging hinauf auf sein Zimmer und über den Balkon, der eine so entsetzliche Tiefe überbrückt, gelehnt, überließ er sich den düstersten Träumereien, während das Gelächter der Heuenden und das Schreien der Ochsentreiber sich in die Ferne verloren.

Neunzehntes Kapitel.

Jünglingsliebe.

Sogleich nach dem Mittagessen, wo Wilhelm seine Niedergeschlagenheit mit einer starken Migräne

erklärte, kehrte er auf sein Zimmer zurück, und suchte, da er sich in der That krank fühlte, einzuschlafen. Er hatte Schwindel, war leidend und die Thätigkeit des Gedankens schien wie unterbrochen in ihm. Seine Schwester besuchte ihn. Sie fand ihn fiebrisch, etwas phantasirend; sogleich benachrichtigte sie die Mutter. Man schickte nach dem Stadt- und Schloß-Arzt. Um Mitternacht sprach sich ein Nerven-Anfall aus, aber eine wohlbedachte Pflege milderten dessen Heftigkeit. Um ein Uhr war der Kranke ruhig, um zwei Uhr schlief er tief, und jede Spur von Fieber war verschwunden. Um drei Uhr bewog Marie die Mutter, sich niederzulegen. Um vier Uhr ließ Marie, zu schmächtig, um langes Nachtwachen zu ertragen, den Roman, den sie las, fallen. Es war das der Connetabel von Chester, und sie entflammte sich zu noch lebhafterer Liebe für Hanne, indem sie mit Interesse die trefflichen Charaktere der jungen Burgherrin und ihrer ergebenen Vertrauten, der liebenswürdigen Rosa Fleeming, verfolgte. Aber selbst Walter Scott vermochte nicht die Ermattung dieses zarten Kindes zu beschwören. Johanna, die ihre theure Huldin sehr blaß fand, beschwor sie, gleichfalls zur Ruhe zu gehen; und erst, nachdem sie sich lange hatte bitten lassen, gab Marie, welche sich von dem vollkommen ruhigen Schlaf und der gesunden Frische der Hände ihres Bruders überzeugt, dem dringenden Zureden ihrer ländlichen Genossin nach. Johanna hatte einen Körper von Stahl; hatte sie doch schon so manche Nacht auf diesem Sessel zugebracht, als sie ihrem Pathen in seiner schrecklichen Krankheit wachte: was lag ihr an einer weiteren? Zudem versicherte sie, daß Claudie sie ablösen würde, und Sir Arthur, der gleichfalls bis drei Uhr gewacht, hatte um sechs Uhr wieder zu kommen versprochen. Marie betete ihren Bruder an, aber sie hatte einen Schleier vor den Augen. Das stille Hirten-Gedicht, dessen Held Sir

Arthur war, hinderte sie, das wilde und düstere Drama zu sehen, worin Wilhelm im Geheimen sich abkämpfte. Es schien ihr so natürlich, daß Johanna von einem reichen und edlen Manne geliebt und zur Gemahlin begehrt werde, daß sie eine weniger loyale Liebe in dem Herzen ihres Bruders nicht voraussetzen mochte. Das Stillschweigen Wilhelms, der sonst in jedem Betracht so vertraulich gegen sie war, und die Art Tadel, den er über Sir Arthurs Vorhaben aussprach, ließen in ihr über die Reinheit seiner Neigung für seine Tauftochter keinen Zweifel aufsteigen.

Johanna, mit dem Kranken allein geblieben, hob den Roman auf, und um keine Zeit zu verschwenden, oder auch um nicht einzuschlafen, studirte sie buchstabirend an einigen Linien, die sie nicht verstand; aber sie bebte und stand auf, als sie ihren Pathen mit erstickter Stimme und schmerzlichem Ton ihr rufen hörte.

Wilhelm stieß einen Schrei aus und verbarg sein Gesicht, als er sie aufrecht vor sich sah. — „Ach! meine Pathe, ich erschreckte Sie,“ sagte Johanna, „und doch hatten Sie mir gerufen.“

„Ich habe Dir gerufen, Hanne?“ sagte der blasse Jüngling, seine Hände sinken lassend, und die von Johanna fassend, „und doch schlief ich! Aber ich träumte von Dir und litt entsetzlich: aber was thust Du hier, Hanne? warum kommst Du in mein Zimmer? O, mein Gott, antworte mir!“

„Weil Sie ein wenig krank waren; aber es hat Nichts auf sich, mein Pathe; es geht besser, Gott sei Dank!“

„Und Du willst gehen,“ rief Wilhelm, mit Kraft ihren Arm drückend, „Du willst mich verlassen?“

„O nein, mein Pathe! ich bleibe bei Ihnen; Sie wissen, daß ich Sie nie verlasse, wenn Sie unwohl sind.“

„Ach ja, ich habe gelitten, ich erinnere mich!“ entgegnete der Baron. „Du warst also nicht da?“

„O doch, mein Pathe!“

„Wahr, ich habe Dich gesehen. Ich bitte Dich um Verzeihung, Hanne; mein Kopf ist so schwach.“

„Sie müssen einen Trank nehmen, mein Pathe.“

„Nein, nein, keinen Trank! entferne Dich nicht, Hannchen. Deine Hand in der meinigen thut mir besser. Und doch ... wie weh hast Du mir schon gethan, seit ich Dich kenne!“

„Ich, mein Pathe, habe Ihnen wehe gethan?“ rief Johanna ganz entsetzt. „Und wie konnte ich solches Unglück haben, da ich doch sterben wollte, um Sie zu heilen?“

„Hanne! o meine theure Hanne!“ rief der Baron, zugleich begeistert und niedergeschmettert, unfähig, seiner Leidenschaft zu gebieten, „Du hast mir, zumal in letzter Zeit, Schmerzen gemacht; seitdem Du mich nicht mehr liebst!“

„Ich liebe Sie nicht mehr?“ rief Johanna ihrerseits, von plötzlichen Thränen erstickt; „wer hat Ihnen denn eine solche Lügnerei sagen können? Und doch gibt es keine bösartigen Leute hier!“

„Du liebst mich nicht mehr, seitdem Du einen Andern liebst, Hanne; gesteh' es mir! ich kann mich nicht länger bezwingen. Ich bete Dich an ...!

„Wie sagen Sie da, mein Pathe?“

„Das ist also ein Wort, das Du nicht kennst? Und doch hat es Dir Herr Harley sagen müssen.“

„O nein, mein Pathe! niemals hat mir der engländische Herr ein solches Wort gesagt; das ist ein Wort, das man nur zu Gott sagt. Aber warum sagen Sie, mein Pathe, daß ich einen Andern liebe, als Sie? Das heißt also, ich wolle Sie fortan nicht mehr lieben?“

„Du hast mich also geliebt, Hanne? O, sag' es mir!“

„Aber ich liebe Sie immer noch, mein Pathe!“

„Du liebst mich! und sagst es mir so ruhig?“

„Nein, mein Pathe, ich sage es Ihnen nicht ruhig," antwortete Johanna, die der Kälte angeklagt zu werden glaubte und mit der melancholischen Aufrichtigkeit beleidigter Unschuld weinte.

„O nein, Du liebst mich nicht," sagte Wilhelm, Johannas Arm fahren lassend, und verzweiflungsvoll sich mit der Hand durch die Haare streichend. „Du verstehst mich nicht, Du weißt nicht einmal, was ich Dich frage."

„Ach! mein Pathchen," sagte Hanne, sich an Wilhelms Kissen auf die Knie werfend, Sie müssen sich das Blut nicht so erhitzen; da sind Sie wieder, wie damals, als Sie krank waren und mir immer vorwarfen, ich sei nicht anhänglich genug an Sie. Ich doch pflegte Ihrer, so gut ich's vermochte. Es ist nicht mein Fehler, wenn ich einfältig bin und nicht alle Worte, die Sie sagen, gehörig verstehe."

„Du verstehst Alles, Hanne, nur ein einziges Wort nicht: lieben!

„Ach, mein Gott, wenn Sie nicht krank wären, würde ich Ihnen vorwerfen, daß Sie ungerecht gegen mich sind. Aber es thut Ihnen wohl, mich auszuschmähen; schmähen Sie mich also, erleichtern Sie Ihr Herz!"

„O grausames, grausames Kind, das die Liebe nicht begreift!" rief Wilhelm händeringend.

„Sie sagen da ein Wort, das nicht schön ist, mein Pathe. Das sind Worte in der Weise Marsillats."

„Ach ja, ich weiß, Marsillat hat Dir von der Liebe gesprochen, auch er! . . ."

„Er redet allen Mädchen davon, aber er redet sehr schlecht, weiß Gott, mein Pathe!"

„Der Elende! er hat Dich frech behandelt?"

„O nein, mein Pathe. Ich hätte mich nicht frech behandeln lassen. Und zudem, Sie müssen sich nicht gegen ihn erzürnen. Es ist kein dummer Mann,

und nimmt Vernunft an. Seit lange her ärgert er mich nicht mehr, und eines Tags, da ich ihn über seine Narrentheidungen schmälte, versprach er mir sogar ganz ehrlich, daß er mich fortan ruhig lahn wollte, und ich kann nicht sagen, daß ich mich seither über ihn zu beklagen hätte."

„Aber warum ärgert Dich das Wort Liebe auch in meinem Mund? Antworte! heraus damit!"

„Ich könnte es Ihnen nicht erklären . . . mein Pathe . . . aber mir scheint's eben, daß Sie mich nicht mehr lieben, wenn Sie solche Dinge zu mir sagen."

„Hanne, ich verstehe Dich, Du glaubst, ich will Dich täuschen, Dich verführen . . ."

„O nein. mein Pathe, das glaube ich nicht von Ihnen; Sie sind zu gut, zu rechtschaffen, um solche Gedanken zu haben."

„Und doch beleidigt und erschreckt Dich meine Liebe?"

„Traun, mein Pathe! wenn ich einfältig bin, entschuldigen Sie mich! Das ist ein Wort, welches wir vielleicht so verstehen, und Sie anders. Wir Andern sagen das, wenn wir von verliebten Leuten reden."

„Wohlan! Hanne, wenn ich in Dich verliebt wäre!"

„O nein, mein Pathe! dem ist nicht so," sagte Johanna, traurig die Augen niederschlagend; „die Krankheit spricht aus Ihnen heraus."

„Ja wohl, ja wohl, die Krankheit ist's, die mich das sagen läßt: das Fieber ist wie der Wein, er macht uns sagen, was wir denken."

„Sie müssen mich nicht so behandeln, mein Pathe," sagte Johanna, trotz ihrer Sanftmuth, mit ernster Miene; „ich hab' es nicht verdient."

„Also stößt Du mich zurück, hassest mich!"

„Ist's möglich, mein Gott!' schluchzte Johanna, ihr thränennasses Antlitz in ihre Schürze bergend.

„Wehe! ich beleidige, bestürze Dich! wie unglücklich bin ich! ich war wahnsinnig, Du hast keine Liebe für mich!“

„O mein Pathe, ich hätte mir das nimmermehr herausgenommen, und wollte lieber sterben, als mir das in den Kopf setzen!“

„Was faselst Du da! Närrin, Thörin, die Du bist! Zu beleidigen, herabzuwürdigen wähntest Du mich? rede! Du bist von Sinnen!“

„Ich weiß nicht, ob das Sie beleidigte, mein Pathe; aber es beleidigte meine Pathin, das weiß ich gewiß, und vielleicht auch wohl gar unser theures Fräulein. Aber Gott sei Dank! ich bin dessen unfähig! In Ihr Haus zu kommen, Ihr Geld zu verdienen, Ihr Brod zu essen und dann mir in's Hirn zu setzen, mich in meinen Herrn zu verlieben, in meinen Pathen! ja, das wäre eine Sünde, und nie, nie, der liebe Gott weiß, nie habe ich daran auch nur im Mindesten gedacht!“

„Vollende, Hanne, sage mir Alles, weil ich mich verurtheilt habe, Alles zu hören; wenn ich in Dich verliebt wäre, wie Du sagst, wenn ich Dich anflehte, mich zu lieben, würdest Du nie einwilligen?“

„O mein Pathe, reden Sie nicht so! man könnte es für wahr halten, und wenn es wahr wäre, müßte ich Sie verlassen, und weit, weit weg gehen in meine Heimat, um nie wieder mit Ihnen zusammenzukommen.“

„Oh! was Du da sagst, ist entsetzlich! Du wolltest, Du könntest Dich so von mir entfernen . . . Du hättest die Stärke dazu! Und ich versuchte es, sie zu haben, und hab' es umsonst versucht! Ich mußte zurück. Ich glaubte mich geheilt, ich habe Dich wieder gesehen, und mein Leiden überfiel mich heftiger, denn zuvor!“

„Ach, Gott, mein Pathe, was sagen Sie da! Sie mengen mich in Ihre Krankheit, und es kommt heraus, wie wenn ich die Ursache von Allem wäre!

Was habe ich denn dem lieben Gott gethan, daß er Ihr Herz so wider mich wendet?"

„Hanne, Du tödtest mich mit Deinen Worten, nachdem Du mich an Deiner Gegenwart langsam verbluten ließest. Deine Schönheit zernagt mir den Busen, und Deine Tugend vernichtet mich."

„Wenn ich an Ihrem Tode schuldig sein soll, mein Pathe," sprach Johanna, trostlos und selbst beleidigt, aber immer mit Sanftmuth, weil sie fest glaubte, Wilhelm sei wieder im Delirium, „so muß ich wandern. Eine andere Person wird Ihrer gewiß nicht mit mehr Freundschaft pflegen, aber vielleicht wird sie mehr Glück haben, als ich, die Sie ungeduldig macht, und gegen die Sie immer eine Feindseligkeit im Kopfe haben, wenn Sie krank sind. Ich will Claudie oder den engländischen Herr'n holen, und verspreche Ihnen, mein theurer Pathe, daß ich Sie, wenn ich auch nicht mehr in Ihr Zimmer gehe, Sie nicht mehr bediene, was mir das Herz abdrücken wird, darum doch nicht weniger lieben werde."

„Das hab' ich erwartet, Hanne," schrie Wilhelm außer sich. „Du suchtest eine Gelegenheit, mich zu verlassen, und verlässest mich ruhig, Du mordest mich, unter dem Vorwand, mich zu retten. Geh' denn, leb' wohl! verlaß mich! verlaß mich! ich kenne mich nicht mehr!"

Und der ein wenig, als verzogenes Kind, gewaltthätige Jüngling begann zu schluchzen, zu seufzen und convulsivisch die Hände zu ringen.

Die erschreckte Johanna war aufgestanden, um Frau oder Fräulein von Boussac zu holen, gehorsam dem erhaltenen Befehl, sie sogleich zu benachrichtigen, wenn sich ein beunruhigendes Symptom von Neuem einstellte. Aber wie sie eben aus dem Zimmer zu treten im Begriff war, hielt sie inne vor Schrecken über den heftigen Anfall, in dem sie den Kranken erblickte. Sie wagte nicht mehr, ihn allein zu lassen,

und zu ihm zurückkehrend, bemühte sie sich, wie sonst, ihn durch mütterliche Bitten und sanfte Vorwürfe zur Ruhe zu vermögen. Aber Wilhelm war weit weniger krank und weit mehr verliebt, als weiland. Er drückte Johanna an sein Herz, benetzte ihre kalten und zitternden Hände mit seinen Thränen, und nachdem er sie sich hatte versprechen lassen, bei ihm zu bleiben, diesen Tag und das ganze Leben, so erkühnte er sich — müde, in halben Worten, gleich schüchternen Liebhabern, zu sprechen — oder vielmehr er verirrte sich so weit, ihr deutlich seine Liebe zu erklären, seine Eifersucht, sein jugendliches Entzücken zu schildern. Es war nicht Marsillats brutale Sprache, aber es waren noch glühendere Bitten, und die brennenden Ergüsse einer ersten Liebe, die sich strafbar fühlt und jählings hinabstürzt, nachdem sie lange den Abgrund gemessen, sind eine Mischung aus Schwindel, Schrecken und Hingerissenheit.

Johanna wußte nur durch Thränen zu antworten, und dieser aufrichtige Schmerz verleitete Wilhelm zu dem Glauben, daß er geliebt sei, vielleicht ohne Leidenschaft, aber mit einer Hingebung, die blind genug wäre, Alles zu opfern. Jetzt entriß sich Johanna seinen Armen und floh nach der Thüre, wo sie sich plötzlich Sir Arthur gegenüber und fast in seine Arme geflüchtet fand.

„Hoh!“ rief der Engländer, erstaunt über Johanna's Schrecken und den erstickten Schrei des Kranken, der bei seinem Anblick einen neuen Anfall von Eifersucht und Verzweiflung bekam.

„Herr Harley, es ist Nichts,“ sagte Johanna, deren zerstörte Miene ihre Worte Lügen strafte. „Mein Pathe ist ein wenig krank, und Sie müssen ihn zu trösten suchen. Ich bringe ihn in Zorn und darum gehe ich.“

Sie lief in ihre Kammer und warf sich auf die Kniee vor ihren verehrten Bildern, der Jungfrau

Maria, der Königin von allen Faden, vor Johanna, der großen Hirtenjungfrau, die sie canonisirt glaubte und in bester Ueberzeugung heilige Johanna vom Lande nannte, sich, vermöge der poetischen Confusion, welche in dem Gehirn ihrer Mutter herrschte, vorstellend, daß es ihre Patronin sei, und vor dem Kaiser Napoleon, den sie als Frankreichs Erzengel Michael und den Märtyrer der Engländer betrachtete. Lange weinte und betete sie, und als sie sich beruhigter fühlte, flehte sie zu Gott, ihr das Betragen einzugeben, das sie in so grausamen und nach ihrer Ansicht so seltsamen Umständen zu beobachten hätte.

Claudie überraschte sie in dieser Betrachtung. „Was dichtest Du doch?“ fragte sie; „Deine Kühe haben noch nicht gefressen, und Du betest da fort, als wärest Du an einem schönen Sonntag in der Kirche.“

„Du hast Recht, meine Claudie,“ antwortete Johanna, „ich kann mein Gebet ebenso gut während der Arbeit sprechen. Und die Schönheit, nach welcher ein Mann von Verdienst, ein interessanter Jüngling und ein glänzender Advokat seufzten, ging, um den Morgenfraß der Lisel, der scheckigen und der braunen, d. h. der drei ihr anvertrauten Kühe zu besorgen.

Johanna war seit ungefähr zwei Stunden auf der Wiese, als sie Sir Arthur Harley von den Felsen, die das Ufer überragen, her, auf sich zukommen sah. Sie wäre ihm gern ausgewichen. Die Herrn fingen an, ihr Mißtrauen und Furcht einzuflößen; aber der Engländer hatte, zumal in diesem Augenblick ein so wohlwollendes und loyales Aussehen, daß sie sich ein wenig beruhigte, und zu stricken fortfuhr, während er sich in einiger Entfernung von ihr auf einen Fels niedersetzte.

„Mein theures Fräulein Hanne,“ sagte er, „ich komme, mit Ihnen von einer äußerst zarten Sache zu reden, und wenn ich mich nicht gut im Französischen ausdrücke, so werden Sie mich wegen meiner guten

Absichten entschuldigen.“ ‚Harley‘, der sich, mit Ausnahme einiger Irrthümer in Geschlecht und Zeit des Französischen sehr gut bediente, legte einige Koketterie bei Johanna darein, sich unwissend zu stellen, in der Hoffnung, ihr damit den Unterschied der beiderseitigen Stellungen zu verdecken. Aber Johanna war weniger als je aufgelegt, zu vergessen, daß sie sehr vielen Respekt beweisen müsse, um ihrerseits vielen einzuflößen. Sie begriff leichtlich, daß das die einzige Gleichheit sei, welche sie ohne Gefahr ansprechen dürfte; und doch verdiente Sir Arthur etwas Besseres von ihr, auch sagte ihr es der Instinkt, dem sie aber nicht zu trauen wagte.

Jetzt versuchte Sir Arthur mit väterlichem Tone und einer angegriffenen Stimme, welche Rührung und Hochachtung in Johanna's Herz erzeugte, sie in die Beichte zu nehmen. Er machte ihr ganz verständlich, daß er soeben Wilhelms Geheimniß errathen und ihm vielleicht entrissen hätte, und daß er zu wissen wünschte, ob sie der Liebe ihres jugendlichen Pathen Gehör schenke, um ihr Beistand, Rath und Schutz in diesem Falle zu gewähren, was auch seine eigenen Gefühle sein möchten. Johanna wehrte sich lange, das Geheimniß ihres Pathen zu bekennen, und als sie fand, daß ihr Hinterdembergfhalten überflüßig sei, sagte sie: „Wohlan, Herr, da Sie mir von diesen Dingen reden, wie der Herr Pfarrer Alain thun würde, so werde ich Ihnen, als bravem Mann, der Sie mir scheinen, antworten. Es ist wahr, daß mein Pathe sich um mich abhärmt, aber ich weiß es erst seit heute, ich bin so betrübt darüber, daß ich fähig wäre, das Schloß zu verlassen, wenn Sie mir es rathen und denken, daß ihn das erleichtert. Was mich angeht, so liebe ich ihn, Gott weiß es! sehr, aber ich liebe ihn nicht anders, als ich soll, und ich könnte Ihnen und meiner Pathin beschwören, daß von dem Verliebtsein in ihn bei mir wahrlich keine Rede ist, noch je

sein wird! Bei meiner jungfräulichen Ehre, ich habe niemals eine Minute daran gedacht!"

„Sie haben nie daran, Hanne, sie hielten es gar nicht für möglich, daß ihr Pathe in sie verliebt sei; nunmehr aber, da Sie es wissen, werden Sie nicht ein wenig daran denken, trotz Ihrem Willen?"

„Nein, mein Herr."

„Weil Sie stolz und tugendhaft sind und weil Sie fürchten müßten, in die Verachtung der Andern und ihrer selbst zu fallen. Aber wenn Ihr Pathe Sie heiraten könnte und wollte, würden Sie nicht einwilligen?"

„Nein, mein Herr, niemals."

„Weil Sie voraussetzen, daß die Familie entgegenträte und Sie Ihrer Taufmutter keinen Kummer verursachen möchten. Aber wenn Ihre Taufmutter selbst einwilligte?"

„So bliebe es meinerseits beim Alten, Herr."

„Sie sagen mir die Wahrheit, Hanne? die Wahrheit wie einem Freunde, einem Bruder, einem Beichtvater?"

„Ja, Herr."

„Und doch ist das, wovon ich eben rede, vielleicht nicht unmöglich. Ich habe Einfluß auf Frau von Boussac; ich kann die Ungerechtigkeit des Glückes in Ihrem Betracht gut machen. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, und mehr als je bin ich Ihr Diener und Ihr Freund."

„O! Sie, mein Herr, Sie sind so gut gegen mich und so rechtschaffen, daß ich's gar nicht begreife, und nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Aber das Alles ist überflüssig. Ich würde meinen Pathen niemals heiraten, auch nicht, wenn seine Mutter mir es beföhle."

„O! Hanne, bedenken Sie doch! Herr Wilhelm ist ein sehr schöner Jüngling, er ist liebenswürdig und gut, er hat Geist, er hat Ihnen große Dienste geleistet, und liebt Sie zum Sterben."

„So will ich denn an seiner Stelle sterben!“ sagte Johanna, „aber man rede mir nicht davon, ihn zu heiraten!“

Und sie begann zu weinen.

„Hanne,“ rief Sir Arthur, „Sie sind verheiratet!...“

„Ich, mein Herr?“ fragte Johanna, mit Erstaunen sich aufrichtend: „was fällt Ihnen da ein! wenn ich verheiratet wäre, wüßte man es da nicht?“

„Aber Sie sind verlobt mit Einem?“

„Mit Einem? Nein, Herr, Sie irren.“

„Aber Sie lieben Einen?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete Johanna, ihre langen Wimpern auf ihre Wangen senkend, als ob dieser Verdacht sie beleidigt hätte.

„Ist's möglich,“ erwiderte der Engländer, „daß Sie, schön und geliebt, wie Sie sind, 22 Jahre alt wurden, ohne daß es irgend einem Manne gelungen wäre, Ihnen auch nur die geringste Vorliebe einzuflößen?“

Johanna schwieg einen Augenblick. Sie schien gedemüthigt und Arthur glaubte zu bemerken, daß auf ihre von Ermattung und Thränen gebleichten Wangen eine schwache und flüchtige Röthe trat. — „Nein, Herr,“ antwortete sie endlich, „es schmerzt mich, daß Sie mich so ausfragen. Ich habe nie mein Gewissen erzürnt, und bin niemals in meinem Leben verliebt gewesen. Ich sehe wohl, daß Sie wissen möchten, ob ich meinen Pathen trösten kann; aber das ist unmöglich. Will er mich fortwährend in seinen Gedanken tragen, so muß ich Abschied nehmen.“

„Hanne,“ rief tief bewegt und betroffen Sir Arthur aus, „ich kann, ich darf Ihnen in diesem Augenblick Nichts rathen. Ich bin Wilhems Freund, ich liebe ihn schier mehr als mich selber; sein Leid fällt auf mein Herz zurück, und ich weiß nicht, wie zu helfen. Ich bitte Sie nur um Eines, nicht zu vergessen, daß ich Ihr ergebenster, Ihr verläßigster Freund bin. Wenn

Sie dieses Haus verlassen und ich selbst nicht mehr darin bin, so versprechen Sie mir, Nachricht zu geben, wo Sie sind, und zu erlauben, daß ich Sie besuche. Auch ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen; aber ein Geheimniß, das Sie nicht erröthen machen wird, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre."

„Wo soll ich denn hingehen, als in meine Heimat Toull-Heilig-Kreuz?" antwortete Johanna. „Ich werde mich auf einen Pachthof im Combraille verdingen, weil die Kräuter dort gut sind und ich es gerne sehe, wenn das Vieh, das ich besorge, gut genährt wird. Was Ihren Besuch betrifft, so ist das unmöglich, Herr: man würde Sie und mich darüber verlästern; aber wenn Sie mir Etwas zu befehlen haben, so können Sie es dem Herrn Pfarrer von Toull schreiben. Er liest Geschriebenes sehr gut und er wird mir sagen, was Sie mir zu wissen thun wollen."

„So sei es, Hanne," antwortete Harley, mit immer steigender Bewegung, und schickte sich an, ihre Hand zum Abschied zu ergreifen. Aber er befürchtete, der züchtigen Johanna in ihren gegenwärtigen Umständen das Vertrauen, welches sie in ihn setzte, zu benehmen, und nachdem er sie mit einer Hochachtung, als wäre sie eine große Dame, gegrüßt hatte, entfernte er sich eiligst mit dem Entschluß, Boussac noch an selbigem Tage zu verlassen, damit sein junger Freund wenigstens von einer Folter, der Eifersucht, befreit werde.

Die alleingebliebene Johanna sann über die Vorgänge nach, welche die Heiterkeit ihres Lebens tödtlich getrübt hatten, und über das sanfte Mitleiden des Engländers für ihren Kummer, als sie am Fuß der Felsen einen schlecht gekleideten Mann gewahrte, der kroch und schlich wie ein Fuchs. Er hatte eine Schnur in der Hand und einen Korb, welchen er von Zeit zu Zeit neben sich legte, wenn es ihm gelungen war, einen Felsen am Rande des Bergstroms zu erklettern.

Dieser Ort ist so steil, daß Niemand dort geht. An der Gränze wäre es ein Fußpfad für Schmuggler. In der Nähe einer Stadt ist es der Schleichweg für einen Dieb oder einen Spion. Sein häßlicher und eingedrückter großer Hut fiel ihm über die Augen herab, und Johanna konnte, von der Höhe aus, wo sie seine Bewegungen beobachtete, sein Gesicht nicht sehen. Doch glaubte sie, den ungewissen, bald langsamen, bald raschen Gang des Vaters Raguet zu erkennen. Er fischte nicht, und schien das Terrain zu sondiren oder die auf dem andern Ufer Vorübergehenden zu beobachten.

Johanna wurde unruhig, entfernte sich und trieb ihre Kühe auf die andere Seite der Wiese. Dieser Raguet verursachte ihr Entsetzen, ohne daß sie sagen konnte, warum. Er lebte immer mit ihrer Tante, und mußte folglich Theil haben an den Geldsendungen, welche die durch den Außenschein getäuschte Johanna der Groß-Gothe gemacht hatte, um sie nicht in's Elend sinken zu lassen.

Als sie zurückkam, befragte sie sich nach dem Befinden ihres Pathen. Marie war traurig, sie fand ihren Bruder jetzt niedergeschlagen, jetzt heftig erregt. Er schwatzte bizarre Dinge, wurde durch das geringste Geräusch im Hause beunruhigt, hatte mehremale nach Johanna gefragt. Johanna hatte sich unter mehreren Ausflüchten einer Zusammenkunft mit ihm entzogen, wie Marie es wünschte. Arthur schrieb Briefe; er schien in Gedanken vertieft. Jeden Augenblick besuchte er den jungen Kranken und befragte den Arzt, Nachmittags endlich behauptete er, in Chambon Geschäfte zu haben bei einem Notar, der bei ihm auf Grundstücke Geld aufzunehmen suche, er schnürte einen Mantelsack, stieg zu Pferd, versprach in 2—3 Tagen wieder zu kommen, und schlug die Straße in's Bourbonnais ein.

Als die Nacht angebrochen, ging Johanna auf die

Wiese, um neugewobenes Tuch, das sie dort bleichte, aufzuziehen, das sie sonst ohne Nachtheil über Nacht dort liegen gelassen. Aber der Mann, den sie in den Felsen bemerkt hatte, fiel ihr ein, und um alle Welt hätte sie das Tuch des Hauses nicht durch ihre Nachläßigkeit verschwinden sehen mögen. Der Mond ging auf und warf große schwankende Schatten auf die Wiese, als sie ihr Tuch aufzurollen im Begriff war. Aber fast hätte sie es fallen lassen und die Flucht ergriffen, als sie Raguets Stimme hinter sich murmeln hörte: „Warte, schöne Hanne, warte! ich will Dir helfen."

„Was wollt Ihr und was thut Ihr hier?" fragte ihn Johanna, nach Festigkeit der Stimme suchend und das halb gerollte Tuch, das ihre Füße hemmte, auf die Schulter werfend.

„Gelt? Mich dachtest Du nicht hier zu treffen," fuhr Raguet mit neckendem Tone fort. „Aber Dein Schatz ist abgereist, Hanne. Er reitet auf einem großen Schecken fort."

Johanna machte das Geschwätz kein Vergnügen, und sie machte sich auf dem Fußpfad, der zum Garten führte, mit verdoppeltem Schritte fort.

„Du fürchtest Tuchdiebe, schöne Hanne?" sagte Raguet ihr folgend, „Du thätest besser, diejenigen zu fürchten, welche Mädchenherzen stehlen."

Nach drei Schritten redete er weiter: „Es ist also wahr, daß Du einen Engländer heiraten wirst, schöne Hanne? Was würde Deine Mutter dazu sagen?"

„Ihr lüget," sagte Johanna, welche in dem Grade zuversichtlicher wurde, als sie sich dem Garten näherte; „ich heirate Niemand."

„Man sagt doch, Du sollest bald sehr reich werden, und Du bist es schon. Ich denke doch, Du wirst Deine Verwandten nicht vergessen, wenn Du eine Herren-Frau bist?"

„Ihr seid Nichts für mich, und das geht Euch Nichts an.“

„Der Engländer reist gewiß nach Toull-Heilig-Kreuz, um sich ausrufen zu lassen,“ sagte Raguet weiter, der sich seiner Gewohnheit gemäß ein Vergnügen daraus machte, die Leute zu erschrecken, indem er ihnen Abends mit Wolfstritten folgte und Redensarten führte, wodurch sie in Verlegenheit gerathen mußten. „Aber Du hättest Dich in einem andern Sprengel trauen lassen sollen. Es wird dem Pfarrer Alain allzuwehe thun. Gewiß gehst Du morgen gleichfalls zu uns auf's Land? Seit den zwanzig Monaten, daß man Dich nicht gesehen, hat Deine Tante die schwere Noth gekriegt, sie liegt an Einem fort im Fieber. Ich hoffe doch, Du wirst sie nicht abfahren lahn, ohne ihr guten Abend zu sagen?“

„Ist das wahr?“ fragte Johanna anhaltend, denn sie hatte bereits die Gartenthüre erreicht und hielt sie zwischen sich und den Nachtschleicher. „Ist meine Tante krank?“

„Da Dein Engländer nach Toull geht, so kannst Du Dich wohl durch ihn bei Dem und Jenem erkundigen lassen, ob's wahr ist.“

„Aber der Herr geht ja nicht nach Toull?“

„Du weißt es ganz wohl! habe ich ihm doch Hott (rechts) von den grauen Steinen begegnet.“

„Er reist nach Chambre oder nach Bonat. Weiß überhaupt nicht, wo er hingeht; aber ich werde es bald erfahren, ob Ihr mich anlügt, daß meine Tante krank ist.“

„Oh ja!“ antwortete Raguet, „Du wirst's nach ihrem Tode erfahren.“

„Aber wenn sie liederlich (sehr hinfällig) ist, warum seid dann Ihr nicht bei ihr geblieben? Sie hat sehr übel gethan, zu Euch zu ziehen, da Ihr sie so schlecht verpflegt!“

„Ich," sagte Raquet, „ich bin nicht mehr bei ihr. Ich habe sie seit zwei Monaten verabschiedet."

„Und wo hält sie sich denn jetzt auf, meine arme Tante?"

„Mag sie im Fadenloch wohnen oder im Sumpf des großen Moors, wenn sie Lust hat, ich scheere mich Nichts darum."

„Gut, ihr seid ein schlechter Bursche, ich wußte es wohl!" antwortete Johanna, ihm die Thüre vor der Nase zuschlagend. Und sie kam in's Haus zurück, mit sich im Zweifel, ob sie am folgenden Tage ihre Tante aufsuchen und den schnöden Worten Raguets Glauben schenken sollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Abschied von der Stadt.

Wilhelm war am Abend aufgestanden. Er hatte sich zusammengenommen und schien besser. Als er aber erfuhr, daß Sir Arthur abgereist sei, begriff er das edelmüthige und zarte Betragen seines Freundes und fühlte große Reue über sein eigenes. „Wer weiß, dachte er, wie weit die erhabene Großherzigkeit Sir Arthurs gehen kann? Er hat mein Geheimniß geahnt und entsagt vielleicht Hannen für immer. Er sieht, daß ich sie liebe, und glaubt, daß ich, wie er, fähig wäre, sie zu heiraten! Sie heiraten! .... Ei, wenn sie mich liebte, wenn sie glücklich mit mir sein könnte, warum sollte dann nicht auch ich diesen Muth, diese Loyalität besitzen? Unglückseliger Narr! Ich hab' es versucht, sie zu berücken, zu verführen, und der Gedanke, ihr eine ihrer und meiner würdige Liebe anzubieten, wagt es nicht, in meinem unruhigen und feigen Geiste Platz zu greifen! Zudem könnte ich das Opfer

meines Freundes annehmen, nachdem ich der Vertraute seiner Liebe gewesen, dürfte ich seine Hoffnung zu meinem Vortheil bekämpfen und zerstören? Dürfte ich Hanne ein ungewisses und gequältes Herz, die Entrüstung meiner Mutter, tausend sich aufdämmende Hindernisse, tausend zu erduldende Verfolgungen, statt der wolkenlosen Zukunft, die ihr mein edler Arthur gewährt, anbieten?“

Allen Beängstigungen seiner Schwäche und allen Vorwürfen seines Gewissens Preis gegeben, ging das traurige Kind seine Thränen und seine Erregung auf seinem Kissen zu verschlucken. Man war abermals besorgt um ihn. Der Arzt kam abermals und da er ihn nicht wirklich krank fand, so ließ er merken, daß eine moralische Ursache diese Störung bewirke. Wilhelm machte unerhörte Anstrengungen, seine Folterqual zu verbergen. Von seiner Mutter und Schwester zärtlich befragt, machte er, statt seine Seele auszuschütten, allerlei schier unglaubliche ersonnene Geständnisse. Er beschwor sie, sich nicht mehr mit ihm zu beschäftigen, in der Hoffnung, man werde ihm Johanna wieder als Nachtwärterin schicken, und er könne dann seinen Fehler wieder gut machen, indem er sein unsinniges Betragen zurücknehme, und es der Fieberhitze aufbürde. Aber statt Johanna setzte sich Claudie in den großen Lehnstuhl; „Hanne,“ sagte sie, sei zu ermattet, um noch eine Nacht zu wachen.“ Wilhelm, der sie ganze Monate hindurch unermüdlich gesehen hatte, begriff ihren Entschluß, und unterwarf sich ihm mit bitterem Schmerz.

„Meine Freundin, Sie sehen mich von Kummer niedergedrückt,“ sagte am andern Morgen Frau von Boussac zu der Unterpräfektin. „Es ist außer Zweifel, meines Sohnes Geist ist durch irgend eine schwarze Vorstellung niedergeschlagen. Der Arzt, welcher keine wirkliche Krankheit an ihm findet, erstaunt und spricht von moralischer Störung. Bin ich verurtheilt, Wil-

helm allmälig in einen Zustand versinken zu sehen, der schlimmer ist, als der Tod? Beklagen Sie mich, stärken Sie mich! und Sie, die so Vieles durchschauen und entdecken, klären Sie mich doch einmal auf, wenn Sie können!"

„Meine Theure," antwortete die Unterpräfektin, „ich habe Ihnen hundertmal gesagt, daß die Ihrem Sohn nöthige Kur eine Vermählung ist. Sie haben ihn erzogen, wie ein Fräulein, Sie haben ihn fromm und solid gemacht: sehr gut! aber wenn Sie den ehelosen Zustand, worin er zu leben sich hartnäckig vornimmt, verlängern, so wird er gewiß wahnsinnig."

„Sprechen Sie dieses entsetzliche Wort nicht aus und sagen Sie mir, ob Sie in der That glauben, was Sie mir öfters behaupteten, daß mein Sohn hinter meinem Rücken verliebt ist."

„Das könnte sein; aber seit ich ihn Tag für Tag beobachte, kommt er mir vor, daß er mehr im Allgemeinen, als im Besondern verliebt ist."

„Was soll das heißen?"

„Daß er, wie ein junger eingeklosterter Novize sich in alle Frauen verliebt, die er sieht. Es sollte mich gar nicht Wunder nehmen, wenn diese schöne Hanne, die Sie so sehr verderben, und die man hier auf dem Fuße der Gleichheit behandelt, ihm im Kopf stäcke. Sie wollen mir nicht glauben, Sie haben eine Binde vor den Augen. Wilhelm brennt für die Dirne mit einer im Grunde nicht gar keuschen Flamme .... obwohl er vielleicht thatsächlich keusch ist; ich will mich darüber nicht verbreiten. Aber sehen Sie die Ueberspanntheit dieses Jünglings an! Er liebt Sir Arthurn wie einen Waffenbruder des Mittelalters! Er liebt seine Schwester fast wie einen Liebhaber .... und er liebt auch meine Tochter."

„Glauben Sie?"

„Das ist Ihnen zuwider, und doch ist's wahr. Oh! ich weiß wohl, daß Sie unter Ihrer bescheidenen

und demüthigen Maske sehr viel Ehrgeiz für Ihre Kinder bergen. Sie hoffen, Marie soll sich mit Herrn Harley vermählen. Was Wilhelm betrifft, so rechnen Sie darauf, ihm in irgend einem Winkel Ihrer Provinz eine schwere Mitgift zu entdecken. Ich bin weniger reich, als Sie; doch ist Elvire die einzige Tochter, und ich kann Sie versichern, daß, ehe sechs Monate vergehen, eine Präfektur uns zum Mindesten 30,000 Livers Rente abwerfen wird. Wilhelm soll dieselbe Laufbahn ergreifen, und eines Tags wird er weit reicher sein, als wenn er der Bebauer seiner Güter bleibt, — eine geringfügige Einnahme, die nur den Schein für sich hat."

„Meine Freundin, Sie täuschen sich hinsichtlich meiner," erwiderte Frau von Boussac. „Wenn ich bisweilen einen glänzenden Traum für ihn hatte, so bin ich deßhalb allererst doch auf sein Glück und seine Gesundheit bedacht. Wäre ich überzeugt, daß er für Elvire fühlt, so würde ich nicht zögern, bei Ihnen um ihre Hand für ihn anzuhalten."

„Wohlan, er ist ganz gewiß von ihr eingenommen. Aber, um aufrichtig zu sein, muß ich sagen, daß da allerlei Sonderbarkeiten und Launen mitunterlaufen. Sie sehen ja wohl, daß er ganze Tage sich um sie bemüht, und dann denkt er plötzlich wieder an etwas Anderes, macht Verse, liest Romane mit seiner Schwester, schaut den Mond, schaut Hannen an, er sieht, daß euer verbranntes Gehirn von Engländer in letztere verschossen ist, und verliert in dieser bösen Luft den Verstand. Auf, fassen Sie einen Willensschluß, schicken Sie ihre beiden Plaudertaschen fort! Nehmen Sie zwei Mägde, die zusammen hundertfünfzig Jahre auf dem Leib haben, werfen sie alle Romane ins Feuer, fordern sie, daß Wilhelm, statt allein in Feld und Wald herumzuschwärmen, uns regelmäßig Gesellschaft leiste, und ich wette, bevor zwei Monate vergehen, wird er Ihnen gestehen, daß

er meine Tochter liebt. Vermählen Sie die Leutchen, schicken Sie dieselben mit einander auf Reisen und Sie werden Wunderdinge erfahren."

„Ich sehe wohl," entgegnete Frau von Boussac, „daß Sie Hannen als ein Hinderniß dieses Plans betrachten und wäre ich dessen gewiß, so würde ich, obwohl sie mir durch die Verpflegung meines Sohnes große Dienste geleistet hat, ... sie entlassen."

„Thun Sie das, verheiraten Sie dieselbe an einen Bauer, an Ihren Schöps von Cadet und Alles ist im Reinen."

„Ich will es wohl, aber wenn das Wilhelm außer sich bringt? Ich wage Nichts. Die ganze Nacht hat er nach Hannen verlangt, und ich gestehe Ihnen, daß mich das dem Gedanken nahe führte, Sie seien nicht im Irrthum. Die Schönheit dieses Wesens macht ihm etwas zu viel zu schaffen."

„Nun gut!" sagte die Charmois nach einigem Bedenken, „geben Sie ihm Hanne eine Zeit lang und er wird sich abkühlen."

„Ich soll sie ihm geben! Aber was Sie da sagen, ist gegen alle Sittlichkeit, gegen alle Religion!"

„Wenn ich Ihnen sage, Sie sollen sie ihm geben, o heißt das: lassen Sie ihn dieselbe nehmen. Eine gute Mutter muß Alles überwachen, und wenn übertriebene Solidität verderblich wird, so muß sie die Augen über gewisse, stets unvermeidliche, und mitunter nothwendige Verirrungen schließen."

„Wie können Sie mir so etwas rathen, da Sie nur kaum erst von einer Heirat mit Elviren gesprochen haben?"

„Das beweist Ihnen, daß ich bei alledem sehr wenig auf meine eigenen Interessen erpicht bin, und daß meine einzige Rücksicht die ist, ihren Sohn gerettet zu sehen. Zudem was verschlägt es, wenn mein Eidam vor der Heirat eine Maitresse hat? Wenn das nun einmal sein muß, so ist mir Hanne lieber als

jede andere; sie ist jung und von blühender Gesundheit. Sie hat keine Intrigue, sie wird ihn nicht leidenschaftlich machen; ihre Blödheit wird ihn bald ermüden, und da sie sanft und unterwürfig ist, so wird sie sich ohne Murren ausmerzen lassen. An Ihnen wird es dann sein, sie so theuer zu bezahlen, daß sie keine Klage führt. Dieses Opfer können wir beide zusammen bringen, wenn Elvire und Wilhelm ein Paar sind. Zudem wird Herr Leo Marsillat, sobald man will, Sie von ihr befreien ....

„Still, meine Theure," erwiedrte Frau von Boussac schaudernd; „mir scheint das Alles voll Verderbtheit, und ich fürchte, Sie haben einen teuflischen Geist!"

Die Unterpräfektin spöttelte über die Skrupel der Burgfrau. Diese vertheidigte sich nur schwach und die beiden Damen flüsterten noch lange zusammen, aber so leise, daß Claudie vergeblich durch das Schlüsselloch gelauscht hätte.

Sogleich nach dieser Unterredung wurde Johanna von ihrer Pathin unter die Hagebuche beschieden, und fand dort nur Frau von Charmois allein. Diese infame Kreatur handelte so ohne Wissen der Frau von Boussac, und ihren cynischen Instinkten gemäß dachte sie mit Grund, daß sie nun einen entscheidenden Schlag thun könne.

„Hanne," sprach sie zu der Jungfrau, die sich erstaunt vor einen solchen Richter berufen sah, „Ihr sollt etwas Wichtiges erfahren. Bereitet Euch zur Offenherzigkeit und Ihr werdet Jedermann zur Nachsicht geneigt finden. Eure Pathin weiß Alles."

Johanna erröthete und schlug die Augen nieder; aber ihre natürliche Unbefangenheit, die bei ihr die Stelle der Feinheit und Klugheit vertrat, bewog sie zu schweigen. „Wenn die da," dachte sie, „falsch klagt, um Wahres zu erfahren, so wird sie Nichts von mir herausbringen. Ich werde das Geheimniß meines

Pathen nicht verrathen. Ich werde mich nicht über ihn beklagen, ich lasse mich lieber wegschicken, als ihn schmähen."

„Wir wissen, daß Euch der Kopf verrückt ist durch die Narrheiten des Herrn Harley," fuhr die Charmoise fort, „und Ihr wähnt nun, es sei ebenso leicht, Euch von dem Herrn von Boussac als von jenem heiraten zu lassen. Glaubet mir, gute Freundin, eins ist so unmöglich als das Andere, man täuscht, man verhöhnt Euch. Herr Harley ist in Italien vermählt, das weiß ich, und was den Herrn Baron betrifft, so würde seine Mutter es nie gestatten. Er selbst würde schon über den Gedanken erröthen."

„Wenn Herr Harley vermählt ist und eine brave Frau hat, so macht es mir Freude, das zu erfahren," antwortete Johanna mit der Kälte einer concentrirten Verachtung; „was meinen Pathen betrifft, so habe ich, da ich nicht hold bin, ebenso wenig als er, jemals an das gedacht, was Sie mir da sagen."

„Ihr lüget, Hanne," erwiderte die Unterpräfektin, Johanna, wiewohl vergeblich, mit ihren breiten schwarzen Augen einzuschüchtern versuchend. „Wir wissen Alles, er hat es im Fieberwahn gestanden, er hat Euch zu heiraten versprochen, damit Ihr einwilliget."

„In diesem Falle ist mein Pathe sehr krank, denn er hat gesagt, was nicht wahr ist!"

„Ihr läugnet doch wenigstens nicht, daß er Euch den Hof macht?"

„Darauf Madame, habe ich Ihnen nicht zu antworten."

„Aber ich werde Euch vor Eure Taufmutter führen, die soll Euch überweisen."

„Da ich an etwas Böses weder gedacht noch Böses gethan habe, so fürchte ich Nichts, Madame."

„Ihr besitzet viel Dreistigkeit, gnädiges Fräulein Hanne, und möchtet vielleicht Skandal machen. Wohlan! das wird nicht geschehen; man wird sich um Eure

Tugendheuchelei nicht bekümmern, entschlaget Euch Eures Hirngespinnstes, geheiratet sein zu wollen, und man wird über Anderweitiges die Augen schließen, nur darf es nicht zu lange dauern, und Ihr müßt mit viel Klugheit und Geheimniß zu Werke gehen, wie Ihr es bis jetzt gethan habt."

Johanna war so entrüstet, daß sie nicht antworten konnte. „Ich suche meine Pathin auf," sagte sie, und wendete der Charmois plötzlich den Rücken, ohne ein Wort weiter hören zu wollen.

Unglücklicherweise für Johanna war Frau von Boussac einen Augenblick in dem Zimmer ihres Sohnes, und Johanna wagte nicht, sie dort aufzusuchen, sie wartete auf sie in den Vorhallen, aber Frau von Charmois wußte zu rechter Zeit ihre allzu schwache Freundin zu benachrichtigen.

„Ich habe Wunder gethan," sagte sie zu ihr, sie auf den Balkon vor Wilhelms Zimmer ziehend. „Ich habe mit Hanne geredet, ich habe sie in Angst gejagt, wenn sie strafbar ist, wird sie unterwürfig sein, wenn sie tugendhaft ist, wird sie sich unterwerfen."

„Was wollen Sie sagen, was haben Sie gethan?" sprach Frau von Boussac, „Sie machen mich zittern."

„Sie zittern immer und handeln niemals! Lassen Sie mich machen. Verlangen Sie, daß Hanne heute Nacht Ihrem Sohn wache; sind sie schon im Einverständniß, so wird sie ihn benachrichtigen, daß man Sie nicht täuschen kann, und beide werden auf Mittel sinnen, sich freundlich zu trennen. Verstehen sie sich noch nicht, so werden sie sich, nachdem was ich merken ließ, verständigen, und dieser Handel wird in Zukunft gefahrlos sein. Sie werden sehen! Wenn Wilhelm morgen früh nicht ruhig und sanft ist, so hören Sie nie wieder auf meinem Rath."

„Aber das Alles ist frevelhaft!" lautete der letzte Nothschrei des Gewissens dieser unbesonnenen Mutter. Die Charmois erstickte mit ihren Drohungen die

Gewissensbisse. — „Wohlan!“ rief sie, „wenn Sie den Dingen ihren Lauf lassen wollen, so seien sie gewärtig, daß Ihr Sohn in den Zustand zurückfällt, worin er vor seiner Abreise nach Italien war, oder vielmehr rüsten Sie sich, ihn in die Welt zu schicken. Reise und Zerstreuung werden ihn vielleicht nochmals heilen. Dazu bedarf es nur eines oder zweier Jahre Entfernung.“

„Ach, das ist gräßlich,“ schrie Frau von Boussac, „ihn abermals verlieren, das ganze Leben ohne ihn hinzubringen, seine Gesundheit nur um diesen Preis erkaufen, das übersteigt meine Kräfte.“

„Ich wußt' es wohl,“ dachte die Charmois, dann fuhr sie fort: „Mein Herz! vertrauen Sie doch meiner Lebenserfahrung und meiner Neigung für Sie, lassen Sie sich leiten, besonders verweigern Sie den ganzen Tag über der Hanne eine Unterredung, besorgen Sie ihr heute Nacht ein Stelldichein mit dem lieben Kind, und ich verspreche Ihnen, daß morgen weder er noch sie Ihnen zur Last fallen werden.“

Frau von Boussac gab nach. Johanna bat dreimal um Gehör. Sie wurde mit offenbarer Härte zurückgewiesen.

Johanna ging, ihren Kühen aufzustecken, und nachdem sie darauf bedacht gewesen, daß denselben bis zum andern Tage Nichts abgehe, schmeichelte sie einer kleinen weißen Kitze, die sie besonders liebte, sie wählte die zartesten Kräuter für sie, als wollte sie ihr einen letzten Leckerbissen geben; dann ordnete sie Alles mit Sorgfalt, und einen Augenblick auf der Schwelle dieses Stalles, wo sie süße Stunden in den demüthigen, ihr so theuren Beschäftigungen hingebracht hatte, verweilend, schlug sie ein großes Kreuz, als wollte sie auf religiöse Weise eine Phase ihres arbeitreichen Lebens schließen. Sie stieg sofort in ihre Kammer im Thürmchen, machte ein kleines Paket der nöthigsten Kleidungsstücke, legte in Claudie's Koffer einige An-

gebinde von ihrer Pathin, womit sie ihrer Gespielin ein Geschenk machen wollte, und nahm nur ein einziges Kleinod mit, ein goldenes Kreuz, das Marie ihr an ihrem Namenstage gegeben hatte. Sodann stieg sie in das Zimmer Mariens hinauf, obwohl sie durch die Spalte im Thürmchen wahrgenommen hatte, daß Marie im Hintergrund des Gartens sich befinde. Sie wußte wohl, daß sie ihr Nichts anvertrauen könnte, und hätte sich auch nicht stark genug gefühlt, ihr Lebewohl zu sagen. Aber das Betpult und das Bett ihrer theuren Huldin wollte sie wenigstens noch einmal sehen. Noch ein letztes Mal kniete sie vor die alabasterne Madonna hin, zu welcher sie beide so viele zarte und keusche Gebete erhoben hatten. Sie nahm eine welkende Blume von der Guirlande die sie Abends zuvor an dem Bilde aufgehängt hatte, und steckte sie mit ihrem Rosenkranz in ihren Busen. Endlich, als sie eben hinausging, fand sie unter ihrer Hand ein Kleid und einen Shawl ihres theuren Fräuleins, und küßte sie lange mit bitteren Thränen . . .

Im Hinabgehen fand sie Claudie auf der Stiege, und umarmte dieselbe, ohne ihr Etwas zu sagen.

„Wohin gehst Du denn?“ fragte die Gespielin, erstaunt über ihre nassen Augen und ihr trauriges Lächeln.

„Auf's Feld,“ antwortete Johanna.

„Die Stunde ist vorüber,“ sagte Claudie.

„Nein, nein, die Stunde ist gekommen,“ erwiderte Johanna und stieg eilends hinab.

Am großen Hofthore fand sie sich Cadet gegenüber.

„Du gehst also spazieren, meine Hanne!“

„Ich gehe auf's Land in unsere Heimat, Alterchen! Meine Tante ist sehr krank und ich hätte schon heute morgen gehen sollen.“

„Du gehst so ganz allein, Schätzchen? Die Nacht wird Dich unterwegs überraschen.“

„O! ich kenne den Weg schon, und Finaud begleitet mich.“

„Hund Finaud ist ein gutes Vieh, aber wenn Du schlechten Leuten verkämest, würd' er Dich vertheidigen?“

„Ja wohl, geh', sei ohne Sorgen!“

„Aber warum hast Du mir das nicht diesen Morgen gesagt? Ich hätte um Verlaubniß angehalten, Dich zu begleiten.“

„Zwei weniger an der Arbeit im Hause, das würde Claudie in Verlegenheit bringen. Nun, die Nacht lieber Cadet, verkurzweile Dich nicht!“

„Du kommst morgen wieder, Hanne?“

„Sobald ich kann,“ sagte Johanna, ihm freundlich zulächelnd. Aber kaum hatte sie den Rücken gewendet, so verfiel sie in neues Weinen, bei dem Gedanken, daß sie nie wiederkehren würde.

Zehn Minuten nach dem Abgang Johanna's klopfte man verstohlen an die Thüre des Kabinets von Leo Marsillat.

„Was soll's?“ fragte er mit seinem barschen Ton.

„Sind Sie allein, Herr Advokat?“

„Bist Du's wieder, Schnapphahn? Was willst Du?“

„Bitte nur um eine kleine Consultation, Herr Advokat.“

„Meister Raguet, ich bin Eurer wüsten Geschichten müde. Zudem ist das nicht meine Stunde. Geh' zum Teufel.“

„Sie sind allzu gütig, Herr Advokat; aber Sie werden mich wohl anhören.“

„Mit nichten. Fort, sage ich Euch; ich plaidire nicht mehr für Euch; Ihr seid unverbesserlich.“

„O, wenn Sie mich angehört haben, werden Sie mich schneeweiß finden.“

„Ja, wie gewöhnlich! Wieder so ein Nachtdiebstahl, nicht wahr? oder eine Spitzbubenwache?“

„Ei, bei Leibe! die bösen Leute plagen mich immer fort. Haben sie sich nicht gar vollends in den Kopf gesetzt, ich ziehe mich als Weibchen an und laufe die ganze Nacht mit selbiger armen lieben Frau Gothe, um die Wasch-Fei an den Gräben zu spielen!“

„Ich glaube, daß Ihr ein Subjekt seid, vor dem man sich zu hüten hat, und sogar im Stande seid, den Leuten, die Euch bessern wollen, Steine in die Rippen zu werfen.“

„Nicht doch, Herr, niemals! Zur Zeit, wo Hanne's Haus abgebrannt ist, habe ich sagen gehört, böse Leute haben diesen Spuck aufgeführt, um das Eisenzeug der Ruine zu stehlen; aber ich kann mir schon vorstellen, wer es ist, und man hat es mir an den Hals gehängt.“

„Man borgt nur den Reichen... Zudem habe ich Euch erkannt, Meister Raguet! also schweigt!“

„O! Sie glauben? Aber Sie werden sich getäuscht haben!... Um auf die Hanne zu kommen...“

„Noch einmal, schweigt!“

„Sie ist eben aus dem Schlosse weggegangen, Sie wissen es also?“

Marsillat fuhr zusammen. Raguet sah mit einem Geierauge seine Unruhe, seinen Widerwillen ihn zu ertragen, seine Begierde, ihn zu hören, und fuhr fort:

„Ja, Herr, ja ganz allein mit ihrem Hund . . . sie geht nach Toull . . . sie muß jetzt am Ende der Stadt sein . . . sie läuft schnell!“

„Was geht mich all das an?“ sagte Leo; „Ihr fallt mir zur Last, tretet ab!“

„Ich gehe, und will Ihrem Hausknecht sagen, daß er geschwind ihr Pferd herrichte.“

Der Elende! dachte Marsillat, indem er ihn die Richtung nach dem Stall nehmen sah. „Er thut, wie er sagt.“

Fünf Minuten später setzte Marsillat den Fuß in

den Bügel, den schlechten Einfluß verfluchend, der diesen unreinen Mitwisser seiner wüsten Streiche immer wieder zu ihm zurückführte, ohne jedoch gegen den wilden Instinkt, der ihn trieb, anzukämpfen.

In starkem Trab durchritt er die Stadt: dann, bedenkend, daß er Johanna einen Vorsprung gewinnen lassen müsse, um sie bei Einbruch der Nacht zu erreichen, hielt er an und ritt den steilen Weg, auf welchem man in dieser Richtung die Stadt Boussac verläßt, im Schritt. Am Orte, wo der Weg zweigabelig wird, angelangt, fand er Raguet auf einer jener schmalen und zerbrechlichen Mauern hingekauert, welche mit Zinken trockener Steine die Gesträuche ersetzen, deren jener öde Landstrich entbehrt.

„Sie hat den Weg nach Saint Silvain genommen," rief ihm der Elende zu, im Augenblick, wo Leo den Weg nach Savan einschlagen wollte. Und da Marsillat von seiner Notiz Gebrauch machte, ohne zu scheinen, als höre er ihn, so stellte sich derselbe an sein Pferd, mit den Worten: „Das verdiente doch Etwas, ein Dienst, wie dieser!

„Zurück," antwortete Leo, „wenn Du nicht erfahren willst, aus welchem Holz der Griff meiner Peitsche gedrechselt ist!"

„Jesus, mein Gott!" murmelte der erstarrte Bandit: „es gibt also nur Undankbare auf dieser Welt!"

Der Räuber Raguet ist mein böser Geist, dachte Leo, den Schritt verdoppelnd, und wenn es eine Strafe vom Himmel gibt, so ist es die, sich seines Beistandes bedienen zu müssen, während man ihn zurückstößt! Aber Hanne ist so schön!...

Einundzwanzigstes Kapitel.

Fata Morgana.

Johanna lief schnell; sie hatte vier große Stunden bis Toull zurückzulegen, aber sie bekümmerte sich nicht darum. Wenn die Nacht zu weit vorgerückt ist, dachte sie, als daß man mir bei Mutter Grete oder Vater Leonhard noch aufmachen wollte, so werde ich den Tag in der Fadenhöhle erwarten. Das ist ein guter Platz, und nichts Böses würde mir darin zukönnen.

So abergläubisch sie war, und vielleicht just weil sie es war, kannte Johanna die Furcht doch nur wenig. Ihr Geist war von Jugend auf zu sehr im Wunderglauben abgerichtet, als daß sie nicht hätte auf die Wissenschaft zählen sollen, die ihre Mutter ihr beigebracht, um die boshaften Fadenmännchen und die gefährlichen Irrwische abzutreiben; auch sonst hatte sie oft in den ersten Herbstnächten bis um Mitternacht auf den Feldern verweilt. Das ist der Brauch in jenen Gegenden, die Schafe im Abendthau waiden zu lassen von Mitte Juli bis Ende September, um die welche man verkaufen will, fett zu machen, und man nennt das die Hämmel ins G'weisch treiben.

Während dieser ländlichen Nachtwachen vergnügen sich die kleinen Mädchen, gewöhnlich tapferer als die großen, von einer Wiese zur andern, einander laut zu geben, indem sie mit voller Stimme ihre alten Balladen und wundersamen Melodien des Bourbonnais und Berry singen, welche so traurig, so zart und von der schönen Welt des Landstrichs so ganz übersehen sind. Gott sei Dank, die Bauern bewahren sie und componiren noch dazu; und während die Fräuleins zum Piano die plattesten und abscheulichsten Neuigkeiten der Oper ableiern, lassen die Schäferinnen im Echo der Felder naive und reine Melodien erschallen,

welche selbst unsern größten Meistern Ehre machen würden.

Obgleich die Feldwachen noch nicht begonnen hatten, fühlte sich doch Johanna unwillkürlich in jene für sie an keuschen und poetischen Erinnerungen so reiche Epoche zurückversetzt. Sie gedachte der Zeit, wo sie, fast noch ein Kind, die kleine Truppe auf der Gemeindeallmand hütend, ihre Gespielinnen die schönsten Lieder gelehrt hatte.

„Vor sechs Monden war es Frühling u. s. w.“
„Es waren drei kleine Prahler u. s. w..“
„Singe, singe, Nachtigall u. s. w.“

Dann gemahnte es sie an andere ernstere Tage, wo sie, von ihrer Mutter in geheimnißvolle Gedanken eingeweiht, sich entfernt hatte von den lustigen Hüterinnen, welche sich versammelten, um der Furcht zu trotzen und ziemlich leichtfertige Strophen, bäuerische Zoten, welche nach Weisung und Text ins Ende des achtzehnten Jahrhunderts fallen, abzujodeln. Die weise Tula hatte ihre geliebte Tochter angewiesen, Dinge, die man nicht versteht, nicht zu singen, weil das die bösen Geister, statt sie zu entfernen, anzieht, und sie dann die unvorsichtigen Sängerinnen bethören, wie das Claudie und Andern begegnet war. Johanna, überzeugt, daß es gar nicht gleichgültig sei, welches Lied man Nachts in der Einsamkeit singe, hatte dann oft auf den wilden Hügeln der Marche oder auf den kräuterreichen Abhängen des Bourbonnais sehr alte Strophen von historischem Charakter wiederholt: des Bauern Klage zur Zeit der Unordnungen und des Elends unter der Soldaten- und Lehensherrschaft:

„Verflucht der Korporal,
Der stiehlt, der raubet überall!
Der stiehlt, der raubt,
Heim gibt niemal.“

Und das naive Kriegslied, welches Tula auf die große Hirtenjungfrau gedichtet glaubte:

„Du kleines Hirtenmädchen,
Ziehst in den Krieg hinaus . . .
. . . .
Sie trägt das goldene Kreuz,
Sie trägt die Lilienblum;
Nichts gleichet ihrem Ruhm u. s. w.“

Und als das Felsenecho ihre letzten Töne wiederholte, erschauderte Johanna von religiösem Schrecken, der nicht ohne angenehme Empfindung war; indem sie sich einbildete, die klare und schmächtige Stimme der guten Fade mit der ihrigen vermischt zu hören, wie sie des Mondes Aufgang begrüßte, diese gallische Hekate, welche zu beleidigen die Druidinnen sich fürchteten, die schreckliche Rächerin der Unkeuschheit und des Meineids. Johanna kannte weder den Wortlaut noch die Zeiten, an welche sich ihre unbestimmten und tiefsinnigen Glaubensmeinungen knüpften. Sie wußte nur durch ihre Mutter, daß es weiland heilige Frauen gegeben habe, welche, unvermählt lebend, das Land beschützten und das Volk in göttliche Dinge einweihten. Diese Priesterinnen vermengten sich in ihrer Erklärungsweise mit den Faden: und jetzt noch sagt man an jenen mit Druidensteinen und einst den Druidinnen geweihten Grotten bedeckten Gegenden Faden und Frauen gleichbedeutend. Der Pfarrer Alain versicherte, daß zur Zeit Karls des Großen die Bischöfe und Beamten noch genöthigt gewesen seien, Drohungen zu donnern, und nachdrückliche Maßregeln zu ergreifen, damit die Bauern den Menhirs nicht einen feierlichen Cultus darbrächten. Wenn um jene Zeit der Druidismus und Christianismus sich noch den Boden streitig machten, so darf man nicht erstaunen, wenn in unsern Tagen sich diese beiden Culte noch in einigen durch die Wunder der Sage überspannten Köpfen vermengen. Unsere Bauern können das Christenthum so wenig, die religiöse Erziehung, die sie empfangen können, beschränkt sich so sehr auf die ersten Anfangsgründe oder vielmehr ist so ganz null, daß das katholische Mysterium,

und das Mysterium namenloser früherer Culte gleich undurchdringlich für sie sind. Tula ergab sich keineswegs den Mahnungen des Herrn Alain, wenn er sie anklagte, einigermaßen Heidin zu sein, und Johanna hielt sich für eben so rechtgläubig, als ihre Mutter. Die Druidinnen, die heiligen Faden oder heiligen Frauen waren in ihren Augen gute Christinnen, vom Himmel gesandte Seelen, alte Cönobitinnen, den Engländern feind: und hätte ihr die Mutter gesagt, sie habe dieselben auf den Steinen von Epnell Opfer bringen sehen, so hätte sie keinen Augenblick daran gezweifelt. Johanna d'Arc, deren ganzen Namen sie eben so wenig wußte, welche sie aber die schöne Jungfrau und die große Hirtin nannte, war für sie vielleicht eine Fade oder eine Druidin. Was liegt dem Bauer an der Zeitordnung der Begebenheiten? die Idee hat für ihn kein Alter. Er nimmt sie auf, nährt sich damit und überliefert sie immer jung und glänzend jenen von ihm erzeugten Kindern, welche als Kinder leben und sterben, wie er. Voriges Jahr habe ich von einem alten Bettler erfahren, wie die Engländer von einer meinem Wohnsitze benachbarten Feste zur Zeit Philipp Augusts zurückgeschlagen worden seien. Er verstand sich wunderbar auf die Taktik und die Details des Ereignisses, auf welcher Seite man angegriffen habe, wie die Belagerten ausgefallen, wie viel Streiter, wie viel Todte es gewesen; welcher Alterthumsforscher, welche Historiker hätte mir darüber Auskunft geben können? Es war nur Ein Fehler in seiner Erzählung, daß er nämlich Augenzeuge aller dieser Dinge vor der Revolution gewesen zu sein behauptete, der Bericht blieb aber dennoch wahr; er hatte sich von Vater zu Sohn in seiner Familie fortgeerbt.

Johanna war mit gebrochenem Herzen von dem Schlosse Boussac und der edlen Familie geschieden, welche sie in ihrem Herzen weit inniger adoptirt hatte,

als sie in Wirklichkeit von ihr adoptirt worden war. Die Ungerechtigkeit hatte in ihr einen tiefen Schmerz, ein höchstes Erstaunen erregt, aber sie rechnete zu fest auf die Güte Gottes und die Kraft der Wahrheit, um nicht überzeugt zu sein, daß man sie bald freisprechen werde, nur erinnerte sie sich in diesem Augenblicke der Worte ihrer Mutter: „Es ist nicht gut, seine Heimat und seine Familie zu verlassen.“ Sie machte sich den Vorwurf, diese Worte vergessen zu haben, und versprach sich, nie wieder diesen Rath höchster Weisheit, aus dem Munde ihrer theuren Seligen ihr ertheilt, hintanzusetzen.

Je weiter sie sich indeß entfernte, um so leichter wurde ihr's um's Herz, und der Abendwind trocknete ihre nassen Augen. Diese lebendige Bergluft, die sie seit lange nur halb geathmet, gaben ihr Muth und Hoffnung zurück, sie hatte eine große Anstrengung über sich gemacht, da sie ihr Dorf verließ, und ein großes Opfer gebracht, daß sie in der Stadt blieb. Ohne Wilhelms Krankheit hätte sie sich nie dazu entschieden. Eine wilde, dem unbebauten Boden, der sie erzeugt, anklebende Pflanze, hatte sie kaum vegetirt, seit sie sich in ein bebautes Land hatte versetzen lassen. Sie schmachtete darnach in ihrem wahren Element wieder Wurzel zu fassen, und ihren Geburtsfelsen zu umfangen. Bei jedem Schritt schien ihr der Himmel ungemessener, schienen ihr die Sterne klarer zu werden. Der Sanct Martial-Thurm von Toull erhob sich am Horizont, wie ein rettender Leuchtthurm. Er durchschnitt das düstere Blau der Luft, und schien zu wachsen wie ein Riese. Seit zwei Jahren hatte ihn Johanna, welche ihn allabendlich von der Höhe des Schlosses Boussac betrachtete, so klein und so entfernt gefunden! Jetzt begann sie wieder von melancholischem Glücke zu träumen. Ihre Tante war endlich von Raguet getrennt, sie wollte ihrer pflegen, sie heilen; dann wieder Hirtin, gleichgültig

in wessen Diensten, werden. Da würde sie Schafe und Ziegen, demüthige Thiere, welche sie noch mehr als die stolzen und oft rebellischen Kühe liebte, wieder finden. Was lag ihr daran, ob sie ihre künftige Heerde ihr Eigenthum nennen dürfte oder nicht? Das Vieh und die Arbeit würde sie gleich lieben. Sie würde die süße Muße und die langen ununterbrochenen Träumereien in der Einöde wieder haben. Sie würde zu singen wagen, ohne fürchten zu müssen, daß sie von den Herren gehört werde; beten und glauben können, ohne dem Spott der starken Geister ausgesetzt zu sein. Johanna hatte sich täglich mehr in der Stadt abgekühlt und unbehaglich gefunden. Sie sagte sich nicht, daß sie in Gefahr sei, ihre Poesie zu verlieren; aber sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß sie wieder Poet werde, je mehr sie sich in die Einöde vertiefte. Sie vernahm in süßer Verzückung die leisen Laute der Natur, welche durch Menschen-Stimmen und das Geräusch der die Wohnsitze der Reichen immer umtosenden Arbeit übertäubt worden waren. Das Wieseninsekt und der Sumpffrosch unterbrachen ihr eintöniges Lied kaum ein wenig, wenn sie ihre Domäne betrat, und sogleich darnach begannen sie mit neuem Eifer jene geheimnißvolle Psalmodirung, welche die Nacht feiert. Der Stier brüllte in der Entfernung und die Wachtel versandte über die Haiden ihren Liebesschlag aus voller Brust. Plötzlich machte der unheilvolle Schrei des Todtenvogels alle diese glücklichen Stimmen voll Angst und Bestürzung verstummen. Finaud stand alsbald stille und beantwortete diesen Unglücksschrei durch ein langes Geheul. Ein Leichengedanke durchzuckte Johannas Geist. Sie versuchte den Thurm von Toull anzusehen, den eine Wolke umhüllte, und ihr däuchte, sie sehe ihn nicht mehr, werde ihn niemals erreichen. Kalter Schweiß stand auf ihrer Stirne; sie schaute

um sich und sah zu ihrer Rechten den Berg Barlot und die düstern grauen Steine.

„Das ist ein böser Ort," dachte sie, „und es ist gar nicht erstaunlich, daß sich mein Geist geplagt fühlt, da ich so nah an den schnöden Steinen vorübergehe. Man hat da Menschen geschlachtet dermaleins, und die ohne Beichten dahingegangenen Seelen begehren der Fürbitten." Sie bekreuzigte sich und begann das Ave herzusagen, das einzige Gebet, das sie nebst dem Vaterunser auswendig wußte, als Finaud bellte, und sich hinter ihr quer auf den Weg stellte, als wollte er die Annäherung des Feindes verhindern. Johanna kehrte sich um, und da sie einen Reiter erblickte, der langsam den steilen Fußpfad heraufritt, stellte sie sich ausweichend zur Seite, und ließ ihre Capuze fallen, um ihre Jugend zu verbergen.

„Pfui! Finaud! Ei! kleiner Finaud! Was hast du denn?" rief Marsillat, dessen Stimme der Hund sogleich kannte, und schwanzwedelnd seinen Steigbiegel beroch. „Wo zum Henker willst Du so spät hin, Hanne?" fuhr der Reiter fort, noch langsamer reitend, um an der Seite der immer weitergehenden Johanna zu bleiben. „Hätte ich Deinen Hund nicht erkannt, so wäre ich gleichgültig an Dir vorbeigeritten. Guten Abend, liebe Alte!"

„Guten Abend, Herr, guten Abend!" sagte Johanna, mit sanftem, aber entschlossenem Ton, der zu bedeuten schien: „Gehen Sie weiter! Ei da! Du setzest mich in Erstaunen," sprach Marsillat weiter, Fanchon anhaltend. „Ein Mädchen wie Du sollte nicht so weit gehen, ohne einen Freund zum Schutze."

„Ich fürchte Nichts, Herr Leo, der liebe Gott ist mit mir."

„Und Dein Schatz vielleicht nicht weit."

„Schön, schön, spaßen Sie nur! Sie wissen wohl, daß die Schätze und ich nicht zusammengehen."

„Ich sehe wohl, daß man getrennt geht, aber ich denke, man weiß sich wieder zu finden.“

„Necken Sie mich nicht, Herr Leo! Ich bin nicht lustig.“

„Wirklich, meine arme Hanne? Haben Sie Dir im Schlosse wehe gethan?“

„O nein, mein Herr! sie sind zu gut dazu. Aber meine Tante ist sehr krank, und ich komme vielleicht gerade an ihr Sterbebett. Wissen Sie Etwas von ihr, Herr Marsillat?“

„Warum fragst Du mich das?“

„Weil Sie in Ihrem Audienzzimmer alle mögliche Leute sehen, und vielleicht auch welche aus meiner Heimat gesehen haben könnten.“

„Ich bin erst vor zwei Stunden von Géuret angekommen und mußte sogleich wieder auf mein Gut la Vilette abreisen. Wer hat Dich von der Krankheit Deiner Tante benachrichtigt?“

„Ach! der wüste Mensch, der Raguet. Vielleicht hat er gelogen, um mir Kummer zu machen.“

„Es ist in der That ein wüster Mensch,“ sagte Marsillat, der sogleich die List seines schändlichen Mitschuldigen begriff und mit wunderbarem Improvisationstalent sich anschickte, Nutzen daraus zu ziehen, „er hätte Dir das nicht mittheilen sollen; ich hätte es lange wissen können, ohne es Dir jemals zu sagen.“

„Aber das wäre nicht recht gewesen, Herr Marsillat; das hieße mich ja an meiner Pflicht verhindern!“

„Allerdings; aber sieh, ich hatte vielleicht meine Gründe, Dir diese schlimme Nachricht nicht so leichtlich mitzutheilen.“

„Wäre meine Tante in Gefahr?“

„Ich weiß das nicht. Sie befand sich sehr schlecht, als ich sie vor acht Tagen in meinem Hause verließ.“

„In Ihrem Hause, Herr Marsillat? wie das ... in Ihrem Hause?“

„Zu Montbrat; Du wußtest nicht, daß sie sich seit vierzehn Tagen daselbst befindet?“

„Wahr, ich wußte Nichts davon. Und warum war sie denn in Ihrem Haus?“

„Oh! sie ist noch dort. Freilich ist sie ein schnödes Weib, das ich nicht liebe, weil ich zu seiner Zeit sah, daß sie Dich unglücklich machte. Aber sie selbst war so unglücklich geworden, daß ich Mitleiden hatte. Da dieser Schuft von Raguet sie aus seinem Hause weggejagt, bettelte sie von Thüre zu Thüre, und kam eines Tags nach Montbrat, als ich mich eben dort befand. Sie war so krank und schwach, daß sie in meinem Hofe gestorben wäre, hätte ich sie nicht in die Küche treten und ihr Wein und Suppe reichen lassen. Dann erbarmte sich meine alte Magd, die Du nicht kennst, die aber eine gutherzige Person ist, derselben und bat mich, sie einige Tage zu behalten, bis sie wieder bei Kräften wäre, ihren Bettelsack und Stab zu nehmen und weiter zu gehen. Ich willigte gerne ein, das kannst Du denken, und ein wenig auch um Deinetwillen, Hanne! seitdem nun ist sie zu Montbrat in erträglicher Pflege, wird aber immer hinfälliger und klagt besonders darüber, daß sie Dich nicht um sich sieht.“

„Ach! mein Gott! meine arme Tante! Aber das zerschneidet mir das Herz, was Sie da sagen, Herr Leo! Hätte ich es doch bälder erfahren! Ich wollte es gleichsam nicht glauben. Ich hab' ihr doch noch einmal Geld geschickt, durch den Herrn Engländer, erst letzthin, als ich meinen Lohn erhielt. Er besuchte die Felsen von Epnell und hatte die Güte, sich damit zu bemühen ....; aber seitdem sind es kaum vierzehn Tage, Herr Leo! Der alte Raguet hat mich angelogen.“

„Der alte Raguet ....“ stotterte Marsillat verlegen, „der alte Raguet wird Dich in der That belogen haben! Halt! es ist leicht zu errathen: das Geld hat er für sich behalten und dann Deine Tante

mißhandelt und fortgejagt, um es ihr nicht heimgeben zu müssen. Gewiß an der Sache ist nur, daß die Gothe seit .... zwei Wochen sich bei mir befindet, ich glaube wenigstens, ja, es sind zwei Wochen."

„Das kann wohl sein," fiel die vertrauensvolle Johanna ein, „denn so lang habe ich keine Nachrichten mehr von ihr. Herr Leo, Sie sind sehr gütig gewesen! Das erstaunt mich nicht. Ich weiß, daß Sie immer ein gutes Herz hatten. Ich danke Ihnen viel Mal im Namen meiner Tante. Morgen früh, wenn Sie es erlauben, werde ich nach Montbrat kommen, sie zu besuchen, und ein Pferd mitbringen, um sie mitzunehmen."

„Und wo willst Du sie hinführen?"

„Zu einem unserer Verwandten. Ich habe noch einiges Geld, und zudem sind es zu brave Leute, als daß sie eine alte Frau im Elend verlassen sollten."

„Wie Du willst, Hanne! aber sie fällt mir nicht zur Last, ich versichere Dich."

„Sie sind allzugroßmüthig, Herr Leo! Nun, ich danke Ihnen! halten Sie sich nicht auf wegen meiner! Ich kann nicht so schnell fortkommen, wie Sie, noch Sie so sachte, wie ich."

„Aber wohin gehst Du denn jetzt?"

„Nach Toull."

„Wozu das, wenn Deine Tante nicht dort ist?"

„Sie ist vielleicht dort, Herr Leo! Sie wissen nicht gewiß, daß sie noch in Ihrem Hause liegt."

„Ja ... ja, man hat mir in la Vilette gesagt, sie sei noch daselbst."

„Gut denn, morgen mit Sonnenaufgang komme ich hin."

„Und warum nicht sogleich? Es ist nur eine kleine Stunde von hier und nach Toull hast Du noch zwei Stunden zu machen. Und zudem wann kämest Du dort an? Um ein Uhr nach Mitternacht. Niemand würde Dir aufthun."

„Oh! Sie irren sich, Herr Leo, ich werde wohl vor zehn Uhr dort sein,“ antwortete Johanna, nach den Sternen sehend, jener Hirten-Uhr, vermöge deren sie fast auf die Minute hin, nach der Stellung des großen oder kleinen Bären, die Stunde wissen.

„Aber wozu Dich durch diesen unnöthigen Marsch ermüden? Komm, Deine Tante in Montbrat zu sehen; Du wirst dort ruhig schlafen und morgen, wenn Du willst, wieder frühzeitig in Boussac seyn.“

Johanna schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Leo, sagte sie, „ich kann nicht in Montbrat übernachten.“

„Und vor wem fürchtest Du Dich? vor mir etwa?“

„Ich sage das nicht, Herr Leo; aber es gäbe Geschwätze ...

„Und was könnte man sagen? Ich schlafe nicht in Montbrat.“

„Sie bleiben nicht dort?“

„Nein, ich muß diesen Abend um eilf Uhr in Boussac zurück sein. Ich reise nur nach Montbrat, um dort zurückgelassene Papiere zu holen, und kehre zurück, um die Nacht hindurch auf meinem Studier-Zimmer zu arbeiten.“

„In diesem Fall, Herr Leo, reiten Sie voraus; ich werde in Montbrat anlangen, wenn sie abgereist sind, und so wird sich's machen lassen.“

„Wie Du willst, Hanne! Aber weißt du den Weg?“

„Oh! ich werde ihn leicht finden, Herr! ich verirre mich gewiß nicht.“

„Hieher denn!“ sagte Marsillat, „wir sind in der Nähe von Barlot. Es geht links.“ Und er spornte sein Pferd; aber kaum hatte er dreißig Schrite gemacht, als er anhielt und abstieg, als wollte er etwas suchen. Johanna hatte ihn bald erreicht und half ihm naiv seine Reitpeitsche suchen, die er in der Hand hatte. Die Nacht war düster geworden. Man

sah nur noch einige Sterne. Der Weg war entsetzlich, voll kleiner Felsstücke, an welchen die arme Johanna bei jedem Schritte strauchelte.

„Du willst also nicht hinten aufsitzen?“ sagte Marsillat. „Du kannst Dich in solcher Nacht nimmermehr zurecht finden und es wird gleich zu regnen anfangen.“

„Oh, das ist einerlei, ich habe meine Kapuze.“

„Aber es ist nicht rathsam für ein junges Mädchen, so allein in diesem verborenen Landstriche in der Nacht herumzutappen. Wenn Dir irgend ein Unglück begegnete, Hanne, so wäre ich dafür verantwortlich, weißt Du! Geschwind, hinten aufgestiegen! Du wirst eine halbe Stunde früher ankommen und ich auch.“

„Sie dürfen nur nicht auf mich warten, Herr Leo.“

„Doch, ich will auf Dich warten und Dich im Schritt begleiten; ich fürchte, es könnte Dir ein Unglück zustoßen.“

„Und was soll mir denn zustoßen?“

„Und was fürchtest Du, daß Dir mit mir zustoße? Wahrlich, Du fürchtest Dich vor mir, als wäre ich jene Canaille von Raguet!“

„Oh nein, Herr Marsillat, ich weiß wohl, daß Sie ein honnetter Mann sind; aber Sie schäckern gerne, und mein Herz ist zu voll, als daß ich heute Spaß ertragen könnte.“

„Nein, meine arme Hanne, ich werde nicht spaßen. Sieh' mal, lasse ich Dich nicht seit einem Jahre in Ruhe? Hast Du Dich überhaupt jemals über mich beklagen müssen?“

„Oh nein, Herr, ich thäte Unrecht, das zu sagen.“

„Also denn!“ sagte Marsillat, sie in seine Arme nehmend und auf seinen Mantel setzend, den er sorgfältig auf Fanchons Rücken faltete.

Johanna fürchtete, spröde und dadurch eben anreizend zu werden, indem sie eine an sich nicht klare Furcht übertrieb. Sie beschloß, auf Gott und den

Wohlthäter ihrer Tante zu vertrauen. Leo bestieg Fanchon geschickt, ohne seine schöne Amazone zu belästigen. „Recht so!“ rief er, „jetzt halte Dich fest an mir, denn wir haben Eile, der Regen beginnt.“

„Nein, es regnet nicht, Herr Leo,“ sagte Johanna.

„Ich sage Dir, gleich wird es in Strömen gießen. Geschwind den Arm um mich geschlungen, oder Du fällst, ich sage Dir's!“

Um sie zu bewegen, gab er seinem Pferde die Sporen, daß es in starkem Trott ausgriff. Johanna, gezwungen, sich festzuhalten, faßte mit einer Hand den Kreuzriemen des Pferdes und mit der andern Marsillats Brusttuch. Kaum hatte dieser den Arm der Jungfrau gefühlt, als die heftigen Schläge seines Busens die letzten Bedenklichkeiten seines Gewissens erstickten. Um sie nicht zu erschrecken, sprach er kein Wort mit ihr, und binnen weniger als einer halben Stunde erreichten sie, trotz der Dunkelheit und schlechter Wege, den Berg von Montbrat.

Das Schloß Montbrat, das die Bauern, sei's aus Verderbung seines wahren Namens, Montbard (Bardenberg) oder aus Beibehaltung desselben die Veste Millebras (Tausendarm) nennen, ist eine bedeutende, auf einem Berg gelegene Ruine. Die Ruine des Herrenhauses liegt auf römischen Fundamenten; die Römer nahmen den Platz vor Zeiten für eine gallische Festung. Dieser Ort war einst Zeuge der furchtbaren Kämpfe, der cambiovicensischen Gallier von Toull gegen Fabius. Ich glaube, daß man dort in der Umgegend noch einige Spuren des römischen Lagers und des gallischen Mallus findet. Uebrigens muß man diesen Trümmerhaufen mit den Augen des Glaubens ansehen, wie der Pfarrer Alain, wenn man den Alterthümlern unbedingt beipflichten soll.

Leo Marsillat war reich. Er besaß mehrere Güter um Boussac, und unter andern eine Domäne in der Nähe von Lavaufranche, worauf sich diese weitschich-

tige Ruine befand, welche indeß dem Besitzthum keinen Werth verlieh, in einem Lande, wo Bausteine und Arbeiterhände so wohlfeil zu haben sind.

Das Pachthaus lag am Fuße des Berges, und da Johanna niemals nach Montbrat gekommen war, so bemerkte sie den Umweg nicht, welchen ihr Ritter nahm, um diesen bewohnten Ort zu vermeiden. Leo schlug einen steilen Pfad ein, und führte seinen Fang geradaus in dieses Castell, dessen alten Glanz er zwar nicht vermißte, auf dessen Besitz er sich jedoch ein Weniges zu gut that. Da sein Großvater, der Maurer, diesen Hof, wo seine Voreltern gewiß nicht geherrscht, gekauft hatte, so spielte der Einbildungskraft des Plebejers Marsillat jenes schwermüthige und eifersüchtige Gefühl, das sich im Herzen der Adeligen an die Trümmer solcher mächtigen Wohnsitze anschließt, niemals eine sentimentale Täuschung vor. Jedennoch empfand er ein geheimes spott- und rachevolles Vergnügen, wenn er sich, dem allgemeinen Adelsstolze zum Trotz, als Burgherrn wußte, gleich jedem andern. Gerne hätte er auf das zerbrochene Wappen seiner Veste, auf die Kehrseite gewisser fromm-kühnen Devisen die Worte geschrieben: „Mein Geld und mein Recht.“

Obgleich kein einziger Anbau, kein einziger Thurm ganz geblieben, so bildete doch der noch von großen, mehr oder minder geschleiften Mauern umgebene Schloßhof noch einen sehr gut geschlossenen Raum, da man das Portal, wo sonst das Fallgatter angebracht war, durch starkes, solid eingerammtes Holzwerk verschlossen hatte. Dieses Verhack diente den Pächtern zu dem Zweck, während der Sommernächte ihr Zugvieh mit dessen Gefolge, d. h. den Kälbern und Fohlen ins Grüne zu lassen. Denn das Gras wuchs jetzt hoch und dicht in diesem Hofe, der früher von dem Tritt der Bewaffneten so hart getreten war wie eine geschlagene Tenne.

„Warte Hanne,“ sagte Leo, dem Mädchen absteigen helfend, „ich will nur das Thor verschließen, sodann führe ich Dich durch das andere Thor dahin, wo Deine Tante liegt.“

„Es ist also nicht hier?“ fragte Johanna, mit den Augen diesen andern Ausgang suchend, von dem er sprach, und den sie, wenn er auch existirt hätte, in der Nacht doch nicht hätte unterscheiden können.

„Nein, doch sei nur ruhig,“ antwortete Leo, das Thor zuklappend und den Schlüssel in einer Mauerspalte verbergend, wo er ihn genommen hatte. „Ich möchte Dich nur so lange um Verzug bitten, bis ich diese Seite da geschlossen habe, daß man mir Fanchon nicht stiehlt.“

„Aber wenn Sie sogleich wieder abreisen, Herr Leo? . . .“

„So geschieht es gerade deßwegen, daß ich sie nicht in den Stall thue; aber auszäumen muß ich sie, sonst zerrisse Sie Alles.“

Fanchon, des Zügels und selbst des von dem Herrn ihr geschwind abgenommenen Sattels entledigt, erweiterte die Nüstern und grüßte mit freundschaftlichem Gewieher ihre friedliche Gastfreundin, das Zugthier vom Pachthof. Leo faßte die Hand Johanna's und führte dieselbe an den Eingang eines halb verschütteten und durch den Einsturz der oberen Theile unförmlich gewordenen Baues. Die enge und niedere Thüre und der schmale Gang zwischen fünfzehn Fuß dicken Mauern führten in ein kleines, rundes, dem von Johanna im Schloß Boussac bewohnten, ähnliches Gemach, das sich nur dadurch von jenem unterschied, daß die enge und lange Oeffnung, wodurch es sein Licht empfing, für ein Fenster gelten konnte, und die Möbel, wenn auch nicht reich, doch gediegen und behaglich waren. Es befand sich da ein schönes Ruhebett, einige Lehnsessel, auf einem Mahagonitisch zerstreute Bücher, zwei Jagdflinten, eine Geige, ein

Paar Stoßdegen und ein Strohhut an der Mauer aufgehängt. Aber es war allzu dunkel, als daß Johanna Etwas hätte bemerken können, und obwohl sie sich über die Stille und Dunkelheit dieser Wohnung ein wenig schaudern fühlte, so war sie doch weit entfernt von dem Gedanken, daß sie in Marsillats Stube sei, allein mit ihm in dieser Ruine, wo ihre Tante niemals Gastfreundschaft verlangt oder erhalten hatte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Thurm von Montbrat.

Zwar befand sich auch in dem Pächterhause von Montbrat, dem Gebrauche gemäß, ein für den Gutsherrn reservirtes Zimmer: aber Marsillat hatte vorgezogen, sich eines im Schlosse einzurichten. Er hatte das einzige noch bewohnbare Gemach dieser weitläufigen Ruine herausputzen lassen und kam dorthin, theils um sich in der Einsamkeit auf die Wirkungen seiner improvisirten Beredtsamkeit einzuüben, theils um sich minder achtbaren Beschäftigungen zu widmen. Sein Montbrater Thürmchen war daher zugleich ein Studierzimmer und das ländliche L u s t h ä u s c h e n eines städtischen Wüstlings. Der Ort war gut gewählt; keine indiskrete Nachbarschaft konnte ihre Controlle über die Geheimnisse seines Betragens üben und die Pächter, welche zudem auf vier Schußweiten vom Schlosse wohnten, wußten gar wohl, daß sie sehr schlecht empfangen werden würden, wenn sie bei einem kleinen Geräusche herbeiliefen.

„Erwarte mich hier,“ sagte Marsillat zu der zitternden Johanna. „Ich will Licht holen und meine

alte Magd wecken, die, wie es scheint, zugleich mit ihren Hennen aufsitzt.“

„Ich werde mit Ihnen hinausgehen, Herr Marsillat,“ sagte Johanna, die in diesem Thurme nur mit Angst athmete und zu fürchten schien, daß es auf Leo's Herrenhofe weder Hennen noch Mägde gebe.

„Nein, nein, Du kennst die Gegenstände nicht, und würdest Dich stoßen,“ entgegnete er. „Dieses alte Eulennest ist voll Löcher und gefährlicher Plätze. Weiche nicht von der Stelle hier, Hanne, ich werde gleich wieder kommen.“ Er entfernte sich eiligst und schloß Johanna ein. Als sich diese überzeugt hatte, daß der Schlüssel von außen umgedreht worden, begann sie ernstlich zu zittern. Indessen konnte sie sich doch nicht überzeugen, daß Marsillat eines Verbrechens fähig sei, und versprach sich in der Stille, jedes Anerbieten, jede Versprechung zurückzuweisen.

In der That hegte Marsillat keinen Gedanken an einen Frevel. Er war zu frivol, um nur zu glauben, daß in solchem Falle überhaupt ein Verbrechen nöthig sein würde. Da er sich bisher immer an kokette oder schwache Dörferinnen gewendet hatte, so hatte er keine grausamen gefunden; und da er eine tiefe Verachtung gegen die weibliche Tugend zur Schau trug, so wollte er sich nicht überzeugen, daß ihm auch nur Eine Widerstand leisten könnte. Johanna's Schüchternheit schien ihm das Ergebniß äußersten Mißtrauens; er dachte bei sich: die da wird mehr Zeit und Redensarten brauchen; endlich aber ist die Gelegenheit da, die sich mir nirgendwo anders darbot. Vier bis fünf Stunden mit mir eingeschlossen, werde ich diese kalte Galatee durch Bestürmungen erwärmen, und, wenn sie nicht von Marmor ist, ohne Kampf und Geräusch erobern. Pfui! vor brutaler Gewalt! lachte Marsillat weiter, das ist die Sache von Hummeln, welche nicht List noch Beredtsamkeit, nicht Geist noch Lüge zum Dienst ihrer Leidenschaften zu benützen wissen.

Ungeduldig und roh können sie ihrem Willen keinen Zügel anlegen, sie beleidigen statt zu überreden; statt zu siegen und in sich verliebt zu machen, spielen sie die Zwingherrn und werden verflucht.

In sich verliebt machen! . . . dachte der Advokat, welcher lebhaft in dem Grün sich erging, bis sein Geist beruhigter sein würde, statt gefürchtet geliebt zu werden, und das im Verlauf weniger Stunden! das ist wohl ein gewichtiger Prozeß, und man muß ihn gewinnen! . . . Wenn mir Hanne entrinnen könnte, so wäre mein Unternehmen erbärmlich und lächerlich; morgen würde ich deßhalb die Fabel der ganzen Landschaft sein. Hanne darf daher dieses Gemach nicht verlassen, ohne sich bei Weitem mehr als ich für die Verschwiegenheit interessiren zu müssen. Auf, das ist ein Rechtsstreit, ist ein Duell, und nicht triumphiren heißt unterliegen. Keiner der Gegner kann nachgeben.

„Hanne,“ sagte er zu ihr, wieder eintretend, „Deine Tante ist diesen Morgen mit meiner Magd, welche selbst sie nach Toull begleiten wollte, weggegangen.“

„Weggegangen? sie ist also nicht mehr krank?“

„Sie fühlte sich ein wenig besser, und es scheint, daß sie sich in diesem alten Hause langweilte; sie hatte bereits Heimweh. Mein Pächter nahm sie auf sein Pferd und führte sie zu einem seiner Verwandten, ich weiß nicht mehr zu welchem. Jetzt können wir nach Boussac zurückkehren, laß mir nur Zeit, meine Papiere in der Tischschublade zusammenzusuchen.“

„Ich will sagen, daß man Ihnen eine Helle bringt,“ antwortete Johanna, durch Marsillats letzte Worte ein wenig beruhigt. „Sie können Ihre Papiere nicht so in der Finsterniß finden.“

„Im Gegentheil, sehr gut... ich weiß, wo sie sind; ich fände sie mit verbundenen Augen. Geh' nicht hinaus, Hanne, die Pächtersleute sind im Hof, und

da sie Dich nicht haben hereingehen sehen, so ist mir's lieber, sie sehen Dich auch nicht hinausgehen."

„Aber das ist vielleicht schlimmer," warf Johanna ein, „warum sich verbergen, wenn man sich keinen Vorwurf zu machen hat."

„Es sind sehr böse Zungen und ich gestehe Dir, daß, wenn Du selbst Dich nicht um ihre Redensarten bekümmern solltest, es mir meinerseits höchst unangenehm wäre, wenn sie über mich ihr Maul spazieren gehen ließen. Dummköpfe dieser Art haben mich in das Geschrei eines Wüstlings gebracht, und Du siehst doch, meine Alte, daß ich viel vernünftiger bin, als es an meiner Stelle Dein Pathe Wilhelm und vielleicht auch Dein Heiratscandidat von Engländer wäre."

„Sagen Sie so was nicht, Herr Leo, und schicken Sie Ihre Pächtersleute aus dem Hof, daß ich gehen kann."

„Sie lassen nur Fanchon eine Hand voll Haber fressen, dann werden sie selbst gehen; ich sagte ihnen, daß ich zu arbeiten habe."

„Aber Sie brauchen sich nicht einzuschließen."

„Doch! das Weib ist neugierig wie eine Mücke; sie würde mir bis hieher nachlaufen, angeblich um mit mir von ihren Lämmern oder Truthennen zu sprechen, in der That aber um zu sehen, ob ich allein sei."

„Das beweist, Herr Leo, daß Sie bisweilen in Gesellschaft gekommen sein müssen."

„Bah, ein bis zweimal mit Claudie, Du weißt es wohl, sie war einmal ein wenig faselig."

„Die arme Claudie! Sie haben ihr viel, ja recht viel Kummer gemacht! Ein so gutes Mädchen! das ist nicht recht von Ihnen, Herr Leo!"

„Was willst Du? sie hätte dann einen andern Liebhaber genommen, als mich, und ich bin immer noch mehr werth, als ein Anderer, denn ich bin ihr Freund geblieben und werde sie niemals verlassen."

„Ja! Sie glauben, daß Geld und Geschenke Pflaster

auf alle Wunden sind. Sie irren sich. Ich erkläre Ihnen, daß Claudie alle Abende weint, doch genug davon, Herr Leo, gehen wir!“

„Laß mich doch ein wenig Athem holen! Hast Du nicht gar Furcht, ich halte Dich wider Willen zurück? Du hälst mich für einen sehr schlimmen Menschen.“

„O nein, mein Herr!“

„Wohlan denn, so verhalte Dich einen Augenblick ruhig, in einer kleinen Viertelstunde werden wir frei sein; setze Dich nieder und sprich nicht so laut, ich suche meine Papiere.“

„Sie suchen sehr lang, Herr Leo ... Sie werden machen, daß ich zu spät in Toull ankomme.“

„In Toull? ... Du willst also diesen Abend nicht nach Boussac zurückkehren?“

„Nein, Herr, da ich meine Tante besuchen will!“

„Ei, Hanne, dahinter steckt Etwas. Du hast Dich mit den Schloßbewohnern überworfen.“

„O nein, Herr, Sie irren! Ich liebe sie zu sehr, um jemals mich gegen sie zu erzürnen.“

„Nun, so sind sie über Dich erzürnt!“

„Das ist möglich, Herr ... wenn es aber so ist, so werden sie wieder anders werden.“

„Hanne, erzähle mir, was vorfiel.“

„Nichts, mein Herr, ich habe Nichts zu erzählen.“

„Und doch solltest Du Vertrauen in mich setzen. Du bist ein gutes Kind, aber Du kennst die Adeligen nicht; und wenn Du nicht guten Rath annimmst, so bist Du im Begriff, Etwas Deinem Ruf und Deinen Interessen Schädliches zu thun.“

„Sie reden mir da, als ob ich gegen sie einen Prozeß anfangen wollte. Geben Sie sich nicht die Mühe, mir einen Rath zu ertheilen, ich habe keinen Advokaten nöthig“

„Die Advokaten, wie die Beichtväter, sind Männer, denen man Nichts verbirgt, und welche um Rath gefragt zu haben, nie Jemand gereut. Sei überzeugt,

Hanne, daß ich alle Geheimnisse dieses Hauses kenne, und daß man mir morgen sagen wird, was Du mir heute verbirgst. Frau von Boussac holt meinen Rath über alle Angelegenheiten ein, und Du wirst sehen, daß ich vielleicht morgen an Dich geschickt werde, sage ich Dir, um Erörterungen Dir zu geben oder von Dir zu holen. Wenn Du zuerst mich von Deinen Beschwerden unterrichtest, so könnte die Versöhnung schneller gehen und Deine Interessen wären besser vertheidigt."

„Ach, mein Gott! Herr Leo, Sie machen ja aus der Geschichte einen ganzen Prozeß! Ich versichere Sie, man braucht dem Ding nicht so weitläufig nachzuspüren; und wenn es wahr ist, daß man Ihnen Alles sagt, so können Sie antworten, daß ich Alles verzeihe."

„Hanne, Du bist sehr auf der Hut gegen mich," sagte Marsillat, der bisher aus der Entfernung mit ihr gesprochen und sich unmerklich näher heranmachte, je mehr es ihm gelang, der Jungfrau die Eile des Weggehens aus dem Sinne zu schlagen. „Wenn ich Dir nun sagte, daß ich bereits weiß, um was es sich handelt?"

„Wenn Sie es wissen, so sprechen Sie mir also nicht davon!" antwortete Johanna; „es macht mir schon Kummer genug."

„Ich will Dir keinen Kummer verursachen, meine arme Hanne; unter Deinem Kummer würde ich selbst noch mehr leiden. Meine Absicht ist, Dir neuen zu ersparen. Ich erkläre Dir, daß ich Alles weiß, denn noch sind es kaum acht Tage, seit mich Frau von Boussac befragte, ob Wilhelm Dir den Hof mache."

„Ach, mein Gott!" sagte Johanna, durch diese unglücklicherweise nur allzuwahre Enthüllung in der außerordentlichen Zartheit ihrer Herzens verletzt; „meine Taufpathin konnte es über sich bringen, davon mit Ihnen zu reden?"

„Sie glaubte es nicht; aber die dicke Charmois raunte es ihr so oft zu, daß sie endlich unruhig wurde.

Das darf Dich nicht überraschen; eine Mutter ist immer in Aengsten, wenn sie ihren Sohn leiden sieht, und ...“

„Man will also durchaus mich zur Ursache alles Uebels machen, das Herrn Wilhelm begegnet?“

„Die Charmois wenigstens behauptet es, ich aber versuche Deine Pathin zu beruhigen und zu überzeugen, daß der Fehler an Dir nicht liegt.“

„Sie können es auch mit Recht sagen, Herr Marsillat. Ich trage an gar Nichts Schuld und nicht um meinetwillen macht sich mein Pathe Kummer, das ist unmöglich!“

„O! was das betrifft, so möchte ich Nichts verschwören. Ich weiß wohl, daß Du nicht kokett bist aber kannst Du vor Gott geloben, daß Du Deinem Pathen niemals Hoffnung gabst?“

„Ja, mein Herr; ja ich gelobe es vor Gott, und Sie können es mit gutem Gewissen auch thun.“

„Ein junges Mädchen erregt unwillkürlich Hoffnungen, fast ohne daß sie es weiß. Du hast Liebe, Hanne; und wer sie einflößt, sieht es wohl, wie Du es ihm auch verbergen möchtest.“

„Aber das ist falsch!“ rief Johanna mit dem Tone der Wahrheit aus. „Ich habe keinen Augenblick Liebe für meinen Pathen gehabt!“

„Du kannst mir Dein Ehrenwort darauf geben, Hanne?“ rief Leo sehr bewegt.

„Ja doch, Herr Leo! Aber was macht das Ihnen aus? Sie werden es mir auch nicht glauben wollen.“

„Hanne, ich glaube Dir, ich achte Dich zu hoch, um Dir nicht zu glauben. „Ich bin Dein Freund, ich, Dein einziger Freund, und will gegen alle, die Dich ungerecht anklagen, Dein Vertheidiger werden. Hier, gib mir Dein Wort und lege Deine Hand in die meinige ...“

„Und warum das, Herr?“

„Weil ich meine Ehre einsetzen werde, um Dich zu vertheidigen, und das ist etwas Wichtiges, meine Alte. Du würdest mich keinen falschen Schwur thun

lassen wollen. Schau, morgen früh bin ich bei Deiner Taufpathin, sie wird mich rufen lassen, um mir Deine Abreise mitzutheilen, vielleicht um sich über Dich zu beklagen, und ich werde mich stellen, Dir nicht begegnet zu sein, und ich werde sagen können, daß ich die Art Deiner Gefühle für Wilhelm sehr gut kenne, und die Reinheit derselben beurkunden. Dann wird mich Deine Pathin fragen, ob ich darauf schwören könne, sie wird mich meine Hand in die ihrige legen lassen, und ich könnte mich nicht entschließen, es zu thun, wenn Du mir nicht das gleiche Pfand gibst. Reiche mir also Deine Hand, als ständen wir vor Richtern, vor einem Priester, und schwöre mir, daß Du Wilhelm von Boussac nicht liebest."

„Wenn es zur Beruhigung ihres Gewissens geschieht," sagte die Geradherzige, Marsillat ihre Hand überlassend, „so will ich wohl. Ich kann nicht sagen, daß ich meinen Pathen nicht liebe, daß hieße lügen, aber wohl darf ich schwören, daß ich ihn liebe, wie man seinen Bruder, seinen Vater, seinen Pathen lieben soll!"

„Gute und ehrliche Hanne!" sagte Leo, ihre Hand, die sie zurückziehen wollte, geschickt beibehaltend; „man ist sehr ungerecht gegen Dich, und es ist ein Verbrechen, Dich so zu quälen. Dein Kummer erfüllt mein Herz und Deine Thränen thun mir wehe. In diesem Augenblick betrachte ich Dich als meinen Clienten, meinen Schützling; ich werde Deine Sache führen, nicht vor einem Gerichtshof wegen kleiner Interessen, sondern vor einer undankbaren Familie, welche geheiligte Interessen, die der Dankbarkeit und der Ehre mißkennt. Wenn ich an all die Sorgen denke, die Du für Wilhelm übernommen..."

„Ich klage meinen Pathen nicht an, Herr Leo. Er hat nur einmal zu mir geredet, wie es nicht recht ist, und ich weiß gewiß, es gereut ihn jetzt selbst. Frölein Marie ist ein Engel des Himmels, und ich werde mein Leben-

lang um sie weinen, meine Pathin ist auch sehr gut... und ich begreife gar nicht, wie sie glauben konnte, daß ich ihren Sohn zum Ungehorsam und zu einer Heirat mit mir verleiten wollte. Ach! wie konnte doch meine Pathin, für die ich all mein armes Blut willig vergossen hätte, solche Lügen annehmen!"

Die arme Johanna zerfloß in Thränen, und, ganz ihrem Schmerze hingegeben, bemerkte sie nicht, daß Leo fest an ihrer Seite auf dem Sopha sitzend, sie mit seinen Armen umschlang, im Begriff, sie an seine Brust zu drücken, und daß sein glühender Athem in der Dunkelheit ihren auf den Busen geneigten Alabasterhals berührte.

„Theure Hanne," sagte er mit bebender Stimme zu ihr, „Du hast Recht, daß Du Wilhelm beklagst, statt ihn zu verdammen. Er ist unglücklich genug, Dir keine Liebe gegen ihn einflößen zu können. Welcher Mann müßte nicht in das schönste und beste aller Mädchen verliebt werden."

„Sagen Sie so Etwas nicht," antwortete Johanna aufstehend, „ich bin weder schöner noch besser als eine andere, aber sehr unglücklich, daß man solche Launen auf mich hat. Aber gehen wir, Herr Leo, ich will nach Toull heimkehren."

„Es regnet in Strömen, warten wir, bis der Regen vorüber ist."

„O! es wird diesen Abend nicht regnen; der Himmel ist bewölkt, aber der Wind kommt nicht vom Wasser."

„Horch, Hanne, es schüttet in Strömen!"

Johanna horchte. Nur wenig entfernt von dem Thurm befand sich ein Gießbach in dem Felsen, der dasselbe Geräusch hervorbrachte, wie ein starker Regen. Johanna ließ sich täuschen, drängte aber dennoch fort.

„Ich verlange nicht von Ihnen," sagte sie, „daß Sie mit mir weggehen und sich durchnässen sollen,

aber wir haben ja auch nicht den gleichen Weg und ich kann nicht länger verweilen. Guten Abend, Herr Leo!"

„Gut denn! so warte, ich suche Dir einen Schirm..."

„O! ich weiß mich desselben nicht zu bedienen... ich danke, Herr Leo."

„So erlaube mir, daß ich Dich mit einem kleinen Paket für den Pfarrer von Toull belästige, ich darf es nur noch siegeln... Aber es liegt noch eine andere Anklage gegen Dich vor," begann er wieder, indem er sich stellte, Licht zu suchen, „und Du hast mir nicht gesagt, was ich darauf zu antworten habe."

„Antworten Sie auf gar Nichts und lassen Sie mich anklagen," erwiderte Johanna. „Sehen Sie, das Unglück ist einmal da, und wenn man auch sagte, man habe Unrecht gegen mich, so möchte ich doch nicht in das Schloß zurückkehren. Man achtet mich nicht, man setzt kein Vertrauen in mich, das ist genug, mich demüthigt es, über so geringe Dinge Rede stehen zu müssen."

„Und doch gibt es eine Person, deren Verachtung Dich schmerzte und deren gute Meinung Du erhalten willst, Fräulein Marie."

„O! diese wird mich nicht anklagen!"

„Doch, wenn sie Dich immer strafbar nennen hört!"

„Man würde ihr solche Dinge nicht sagen, man wagte es nicht."

„Die Charmois ist zu Allem fähig; bringe sie zum Schweigen und rechtfertige Dich bei Deiner jungen Herrin. Höre, Hanne, man behauptet, der Engländer mache Dir auch den Hof, und der Beweis Deines Ehrgeizes sei Deine Koketterie und Sprödigkeit gegen ihm, so daß er sich endlich Dich zu heiraten entschlossen habe."

„Was soll ich denn auf alles das antworten? Das ist eine Erfindung von selbiger Charmois. Der

englische Herr hat mich niemals heiraten wollen, da er in einem andern Lande verheiratet ist.“

„Er ist verheiratet?“

„Jene Dame sagt es. Ihn also klagt sie an, ein nicht ehrenhafter Mann zu sein, wenn sie glaubt, er begehre zwei Weiber. Was mich anbelangt, so weiß ich von alle dem Nichts, und kann nur behaupten, daß der Engländer mir niemals ein Wort von Liebe oder Heirat gesprochen hat.“

„Kannst Du auch darauf schwören? Kannst Du mir auch darauf Deine Hand als Pfand der Aufrichtigkeit reichen?“

„Ich habe jetzt der Händedrucke genug, Herr Leo; wenn Sie mir nicht auf's Wort glauben wollen, so helfen die Schwüre Nichts.“

„Hanne, diese Dinge sind wichtiger, als Du Dir vorstellst. Wenn jetzt ein anständiger Mann Dich heiraten wollte und mich, als den Advokaten des Hauses Boussac, als den Vertrauten ihrer Angelegenheiten und Deines Betragens, zu befragen käme ....“

„So müßten Sie ihm rathen, sich keine unnütze Mühe zu machen; ich will mich nicht verheiraten. Ich habe es immer gesagt und sage es noch einmal.“

„O, was das betrifft, meine Hanne, so würdest Du es nicht beschwören!“

„Ich schwöre es vor Gott und der Seele meiner theuren seligen Mutter,“ schrie Johanna, durch so viele in ihren Augen beleidigende und unsinnige Verdächtigungen auf's Aeußerste getrieben. „Ja, ja! ich schwöre es heute noch entschiedener als je sonst!“

„Tausend Teufel! um so besser,“ dachte Leo.

„So habe ich die Verdrießlichkeit nicht, ihr so was vorzulügen. „Recht! Hanne,“ sagte er, ihr von Neuem näher rückend, „Du hast Recht, hundertmal Recht, daß Du Dich nicht binden willst. Alle diese adeligen Herren hofften Dich damit zu verführen, und Du beweisest

ihnen Deinen Verstand und Deinen Stolz, wenn Du solch thörichten Dünkel verwirfst .... "

„Ein Bauer, ein Arbeiter werden gleichfalls nie eines solchen Schatzes, wie Du bist, würdig sein .... spare Dich auf, den Mann, der Dir zu gefallen das Glück haben wird, mit all Deiner Kraft und all Deiner Freiheit zu lieben. Auch lasse Dir über diese ersten Widerwärtigkeiten keine grauen Haare wachsen. Die Ungerechtigkeit derer von Boussac und die Thorheit des Engländers werden Dich nicht bei Allen in Mißachtung setzen. Noch kannst Du fortan geliebt, wahrhaft geliebt werden."

„Ich brauche Niemands Liebe, Herr Leo, Gott ist gut und liebt alle seine Kinder."

„Ja, Gott ist gut, aber er befiehlt seinen Kindern, einander zu lieben. Deine Entlassung aus dem Schlosse kann Dir schaden .... "

„Ich bin nicht entlassen, ich gehe selbst!"

„Einerlei, man wird es nicht glauben. Eine Zeit lang wirst Du angeschuldigt, verläumdet, verfolgt werden. Es wäre gut, Du entferntest Dich ein wenig aus der Landschaft und verdingtest Dich nach La-Châtre .... oder Guéret .... ja, in Guéret. Das Gerücht von Deinen unglücklichen Abenteuern im Schlosse Boussac ist dahin nicht gelangt, ich könnte für Dich einstehen und Dir einen bessern Platz verschaffen, als Du verläßest. Wenn Du nicht so mißtrauisch, so argwöhnisch wärest, so böte ich Dir eine Stelle in meinem Hause an; doch nein, ich weiß, Du würdest es ablehnen. Man redet mir tolle Streiche nach und Du warst immer gegen mich eingenommen .... Wenn Du jedoch überlegen wolltest, so würdest Du sehen, daß ich der Einzige bin, der Dich respektirt und Deinem Ruf keinen Nachtheil gebracht hat. Ich habe mir früher einige Scherze erlaubt .... da Du mir aber sagtest, daß es Dich betrübe, so habe ich aufgehört, gönne mir diese Gerechtigkeit! und dann, je mehr ich Dich kennen lernte,

um so mehr begriff ich, daß Du nicht bist, wie die Andern. O! ich achte Dich, Hanne, ich allein achte Dich, weil ich Deinen Werth kenne. Ich würde meine Liebe nicht an die große Glocke hängen, um Dich dem Geschwätz der Leute Preis zu geben. Gestehe mir, daß ich Dir niemals bösen Leumund verursachte; und selbst damals, als ich Dich leichtfertig behandelte, was mich reut und was ich Dir in meinem innersten Herzen abbitte, habe ich Dich niemals absichtlich beleidigt."

„Das ist wahr, Herr Leo," antwortete die gute Johanna, eines anhaltenden Argwohns unfähig, „ich mache Ihnen keinen Vorwurf, und dann haben Sie auch meiner Tante und mir Gefälligkeiten erwiesen, wofür ich Ihnen großen Dank abstatte."

„Gefälligkeiten, Hanne! .... Gut! nimm es, wie Du willst, und danke mir, wenn Du mir Etwas schuldig zu sein glaubst. Eines wenigstens gibt es, woraus ich mir ein Verdienst in Deinen Augen machen könnte: das, daß ich Dir nicht den Hof machte, und Dich in diesem Augenblick sogar, wo ich allein mit Dir bin, respektire, als wärest Du meine Schwester .... und doch war auch ich in Dich verliebt, Hanne, anders, und tausendmal mehr, als Jene. Du hast es niemals erfahren, ich habe es Dir niemals gesagt, seit diese Liebe ernst und tief geworden, und sage es Dir auch jetzt nur, um Dir Zuversicht einzuflößen. Ferne sei von mir der Gedanke, Dein Unglück mißbrauchen zu wollen, arme Waise, arme Verlassene! Ich verlange von Dir nur ein wenig Vertrauen, ein wenig Freundschaft, und werde dadurch für meine Opfer, meine Leiden hinlänglich belohnt sein .... denn ich leide mehr als Dein Pathe, Hanne! ich spiele nicht den Kranken, ich stürze meine Familie nicht in Besorgnisse, wie ein verwähntes Kind: ich suche Dein Mitleiden nicht zu erzwingen, indem ich mich für einen Sterbenden ausgebe. Nein im Gegentheil, ich lebe von meiner Liebe. Sie bewegt, sie entzückt mich, aber sie gibt mir auch

den Muth, Dich zu achten: und ich klage nicht, daß ich unglücklich bin, wenn nur Du es nicht bist!"

Johanna war noch einmal aufgestanden und versuchte die Thüre zu öffnen.

„Herr Leo," sagte sie, „Ihre Worte klingen sehr rechtschaffen, aber auf alle diese Liebesgeschichten da verstehe ich mich nicht im Geringsten, und bilde mir, verzeihen Sie, unwillkürlich immer ein, daß das Ganze ein Scherz ist. Oeffnen Sie doch Ihre Thüre, ich will gehen."

„Du hast das Schloß verdreht," der sich stellte, nicht öffnen zu können. „Jetzt weiß ich nicht mehr, was zu machen ist. Habe Geduld, ich versuche es noch einmal. Der Schlüssel ist gefallen, such' ihn mit mir."

Johanna konnte sich nicht vorstellen, daß Marsillat den Schlüssel in seiner Tasche hatte; sie schickte sich naiver Weise zu suchen an. Marsillat nahte sich ihr, und fortgerissen von Ungeduld, umschlang er sie mit seinen Armen."

„Lassen Sie mich, Herr," sagte Johanna, ihn nachdrücklich zurückstoßend, „oder ich werde Sie für den allerfälschesten Mann halten."

„Wahrhaftig, Hanne, ich sah Dich nicht," sagte Marsillat, sich entfernend, „und ich finde Dein Entsetzen etwas lächerlich. Was fürchtest Du denn von mir? Ich begehre nur ein wenig Freundschaft und Du antwortest mir mit der sonderbarsten Verachtung."

„O! mein Herr, ich erlaube mir nicht, Sie zu verachten," sagte Johanna, „aber ich möchte endlich einmal nach Toull zurückkehren, und Sie ärgern mich ein wenig, daß Sie mich so zurückhalten."

„Ich schwöre Dir, daß ich den Schlüssel suche.... Nun ich will versuchen, das Schloß aufzureißen. Au! ich habe mir die Hand verrenkt .... wahrlich, Hanne, Du bist sehr grausam, daß Du mich so drängst und anklagst."

„Sie haben sich wehe gethan, Herr Leo! O, Sie

dauern mich! Wie soll ich doch da hinaus kommen! Es geht immer tiefer in die Nacht hinein ....“

Hanne trat an's Fenster, streckte die Hand hinaus und rief plötzlich: „Es regnet nicht, es ist ein Riesel, der da läuft, und uns getäuscht hat. Ei, Herr Leo, ich könnte wohl durch das Fenster steigen. Es muß sehr niedrig sein, da wir keine Stiege heraufgekommen sind.“

„Großer Gott! halt!“ schrie Leo, auf sie zustürzend und sie um den Leib fassend: „da liegt ein Abgrund.“

„Gut, lassen Sie mich los, Herr Leo, und drücken Sie mich nicht so, ich habe ja keine Lust, mich umzubringen.“

„Ah!“ stöhnte Marsillat, auf den Sopha zurücksinkend, „wie hast Du mich erschreckt! .... Hanne, Hanne, Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe, ich wußte es selbst nicht .... bei dem Gedanken schon, daß Du da hinabstürzen könntest, fühlte ich mein Herz brechen. Ach! wenn Du es schlagen fühltest! Wahrlich, es will schier zerspringen.“ Hanne, verwirrt und mehr und mehr sorgenvoll, blieb still, und Leo wurde es auch. Nach einigen Augenblicken, da sie sah, daß er sich nicht rührte, versuchte sie nochmals, die Thüre zu öffnen, aber vergeblich. Leo blieb unbeweglich und sann auf ein Mittel, ihre Vorsicht durch eine neue Kriegslist einzuschläfern.

„Sind Sie krank oder schlafen Sie?“ fragte Hanne etwas ungeduldig.

„Ich leide in der That,“ antwortete er mit dumpfer Stimme, „ich leide sehr, ich habe mich an der Hand verletzt, als ich diese Thüre öffnen wollte, und kann mich ihrer nicht mehr bedienen. Unglücklicherweise habe ich in der Linken gar keine Kraft. Warte, Hanne, gebärde Dich nicht so, Du bringst mich sonst in Verzweiflung. Es gibt ein Mittel, Dich hinauszulassen: ich springe gleich durch dieses Fenster,

und öffne Dir dann von außen, wenn ich mir dabei den Hals nicht breche."

„O thun Sie das nicht, Herr Leo," sagte Johanna schaudernd.

„Was aber beginnen? Wir können nicht hinausgehen und Du willst keine Minute länger bleiben."

„Beide zusammen könnten wir wohl die Thüre eintreten, Herr Leo!"

„Und wären wir zu zehen, nicht einmal erschüttern könnten wir sie. Es ist eine alte Kerkerthüre, ganz mit Eisen beschlagen."

„Herr Leo," sprach Johanna, von plötzlichem Schrecken gefaßt, „wenn Sie mich getäuscht haben, um mich hieher zu locken, so wird Gott Sie dafür strafen!"

„Ha! das ist ein abscheulicher Verdacht," rief Leo, „zu viel! hinweg von diesem Fenster, Hanne, und leb wohl!"

Johanna hatte sich über das Fenster gebeugt. Das Wetter war heller geworden, und ein weißer Streif am Horizont verkündete den nahen Aufgang des Mondes; aber der durch die umgebenden Hügel geworfene Schatten vergrößerte die Dunkelheit, und der mit Heidekraut bedeckte Boden wogte so undeutlich unter den Augen Johannas, daß sie nicht unterscheiden konnte, ob es zehn oder fünfzig Fuß Tiefe unter dem Thurm habe. Leo's entschlossener und verzweifelter Ton machte sie beben, unwillkürlich wollte sie ihn halten. „Hanne," sprach er zu ihr, sie an seinen Busen drückend, „lebe wohl für diese Nacht, lebe wohl, vielleicht für immer! Andere haben Dir schöne Versprechungen gemacht, um Dich zu verführen. Ich dagegen wage nun mein Leben, um Dir zu beweisen, daß ich Dich nicht verführen will. So sage mir wenigstens Lebewohl, und gib mir einen einzigen, den ersten, den letzten Kuß! ... Ein Kuß, Hanne, das erschreckt Dich! seit einer Stunde könnt' ich Dir tau-

send rauben, und ich verlange demüthig nur einen einzigen im Augenblick, wo ich mich in den Abgrund werfe, damit Du nicht Furcht vor mir zu haben brauchst ... Verweigere mir ihn nicht! Sieh, wenn ich hier bleibe, kann mein Verstand sich verwirren; Dein Argwohn, Dein Entsetzen haben meinen Kopf fiebern gemacht. O! Hanne, ohne Deinen Argwohn wärest Du diese Nacht in Sicherheit bei mir gewesen ... so aber, jage mich weg ... ja, jage mich weg ... denn ich zittere und rede irr ... Lebe wohl, Hanne! aber den einzigen Kuß! ...

„Nein, mein Herr," sagte Johanna, sich losmachend; „keinen Kuß, nimmermehr! Nicht, daß ich glaubte, es sei ein großes Verbrechen; ich will Claudie nicht verdammen. Aber für mich wäre das eine Todsünde, ich verberge es Ihnen nicht, und wenn ich einwilligte, so würde ich schnell darauf durch dieses Fenster springen, nicht so fast, um mich zu retten, als um mich zu tödten."

„Ach! das ist Haß wider mich! Ein tödtlicher Haß! Oder ist es ein Trotz," sagte Marsillat mit ingrimmiger Wuth, da er all seine Kunstgriffe scheitern sah. „Hanne, das ist sehr unklug von Deiner Seite, und Du scheinst Vergnügen an einem Spiel mit meiner Vernunft und mit meinem Willen zu haben."

„Nein, Herr Marsillat," sagte Johanna sanft, „es ist kein Haß. Ich hege keinen gegen Sie. Gott behüte mich davor, daß ich je gegen irgend eine Person solchen hege! Aber es ist ein Gelübde, weil ich es doch sagen muß, und ich wäre verdammt, wenn ich es bräche."

„Ein Gelübde," schrie Marsillat, den dieser Gedanke zu neuem Wahnsinn entflammte. „O Hanne, ohne dieses Gelübde liebtest Du mich vielleicht. Wohlan, auf mein Haupt die Verdammung! Einen Kuß bewilligen kannst Du mir nicht, das begreif ich; auch verlange ich keinen mehr von Dir. Aber Du kannst

mich nicht hindern, ihn Dir wider Deinem Willen zu entreißen, und die Sünde fällt auf mich allein ... Nein, nein, Du bist nicht strafbar, weil Du nicht die stärkere bist. .. Verweigere, das ist Deine Pflicht ... aber laß mich das Recht des Stärkeren gebrauchen!"

Marsillat verfolgte Johanna, welche im Zimmer umherfloh, als heftige Schläge die Thüre des Thurms erschütterten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Landstreicher.

Im Augenblick, wo Johanna das Schloß verlassen, hatte der über ihre schnelle Abreise erstaunte Cadet Claudien davon benachrichtigt. Claudie hatte sich beeilt, es Marien mitzutheilen und Marie, beunruhigt und erschreckt, war schleunigst, um Aufklärung zu erhalten, bei ihrer Mutter gewesen. Frau von Boussac hatte sich bei der hohen Politik der Frau von Charmois um Rath befragt; und da diese eine solche Entwicklung noch besser fand, als alle, die sie selbst geplant, so hatte sie sich anerboten, ohne jedoch ihre Mittel vorher anzugeben, Wilhelm die Nothwendigkeit dieser Trennung annehmbar zu machen.

In der That schien an diesem Abend, nachdem Frau von Charmois eine Viertelstunde sich mit Wilhelm eingeschlossen hatte, dieser junge Mann niedergeschlagen und in sein Schicksal ergeben. Aber derweil die Unterpräfektin sich mit ihrem Siege bei der Burgfrau zu brüsten ging, kleidete sich Wilhelm in der Eile an, ging in den Stall hinab, und sattelte ohne Jemands Beihülfe, den Augenblick des Nachtessens der Domestiken benützend, eigenhändig Sport, führte

ihn sachte durch eine Hinterthüre hinaus, drückte die Sporen ein und ritt im Galopp auf der Straße nach Toull.

Johanna war ihm mehr als eine Stunde voraus und er trieb sein Pferd an mit dem Wunsch, sie noch zu erreichen und ihrem Vorhaben entsagen zu machen, bevor sie in Toull angelangt wäre. Aber bereits war er an dem Berge Barlot und den grauen Steinen vorüber, ohne ihr zu begegnen, als er sich an einer Beugung des Weges mit Sir Arthur Auge in Auge fand. Die Nacht war noch ziemlich düster; aber da der Engländer sich auf höherem Terrain befand, als Wilhelm, so erkannte ihn dieser an dem Schattenriß seines großen Strohhuts, und dem Schnitt seines undurchdringlichen Karricks, der sich auf dem durchsichtigen Luftgrund abzeichnete. „Angehalten, Freund," rief er ihm zu, an ihn herreitend, „und mich erkannt!"

„Zu Pferd und auf der Reise?" rief Sir Arthur; „Gott sei gelobt, mein theurer Wilhelm ist geheilt!"

„Ja, Arthur, geheilt, plötzlich geheilt," antwortete Wilhelm mit angegriffener Stimme. „Ich hätte Ihnen viel zu sagen; aber vor Allem antworten Sie mir, ob Sie Hannen auf Ihrem Wege begegnet sind?"

„Hanne? Hanne auch draußen um diese Stunde? Keiner Seele bin ich begegnet seit Toull, woher ich in gerader Richtung komme. Ich habe dort den ganzen Tag mit dem Pfarrer Alain mich unterhalten und Niemand zu Toull erwartete Hanne."

„Erklären Sie mir ...

„Arthur, Sie wissen Alles. Sie haben geahnt, daß ich Hannen liebte, und darum haben Sie sich entfernt; aber was Sie vielleicht nicht wissen, Arthur, ist, daß ich sie beleidigt habe, und darum ist auch sie geflohen. Mein Gott, mein Gott! welches Entsetzen erwacht in mir, wo kann sie sein?"

„Aber seit wann ist sie abgereist?"

„Seit einer, seit zwei Stunden, ich weiß es nicht genau; die Minuten scheinen mir Jahre, seitdem ich sie suche.“

„Sie kann nicht weit sein,“ sagte Harley. „Trennen wir uns! Ich kehre nach Toull zurück und frage in allen Hütten am Wege nach, und Sie machen es eben so, indem Sie nach Boussac zurückkehren. Unfehlbar hat sie sich irgendwo aufgehalten.“

„Sie haben Recht, Arthur, trennen wir uns!

„Warten Sie, Wilhelm! warum diese lebhafte Unruhe? ... welche Gefahr kann Hanne in dieser Gegend laufen, wo man sie kennt, und wo die Bauern sanft und gastfreundlich sind?“

„Mein Freund, ich fürchte, es möchte Jemand in meinem Hause Hannen noch mehr beleidigt haben, als ich! Ich weiß nicht .. ich vermuthe ... aber ich kann meine Mutter nicht anklagen! Ich fürchte Hannes Verzweiflung!“

„Aber was können Sie ihr zur Beruhigung sagen, Wilhelm? Sind Sie ermächtigt, sie wieder heimzubringen?“

„Arthur, ihr Platz ist in meinem Hause, neben mir, zwischen meiner Schwester und mir! ... Sie darf uns nicht wieder verlassen, und ich weiß, was ich ihr zu sagen habe, um sie über den Schmerz, den ich ihr angethan, zu trösten.“

„Wenn Sie entschlossen sind, ihr eine ihrer und Ihrer selbst, Wilhelm, würdige Neigung anzubieten, so kennen Sie mich, Sie dürfen zählen ...

„Sie verstehen mich nicht, Arthur. Ich werde Ihnen Alles erklären ... Doch das ist nicht der Augenblick: man muß Hannen suchen und finden.“

„Ihr könntet sie wohl lange suchen!“ sagte eine hohle Stimme, die neben ihnen am Boden herfürkam. Und Wilhelm, den Kopf wendend, sah, unter einen Sack gebeugt und auf einen Stock gestützt, einen Men-

schen, der einem Bettler glich, und langsam zwischen seinem und Arthurs Pferde hinschlich.

„Wer seid Ihr?“ rief der Engländer, ihn mit einer Riesenhand am Kragen fassend, „wisset Ihr, wo die Person ist, von der wir reden?“

„Wenn Sie damit anfangen, mich zu erdrosseln, so werde ich es Ihnen nicht sagen können,“ antwortete Raguet mit vieler Kaltblütigkeit.

Die Dunkelheit gestattete Wilhelm nicht, die Züge des Meister Kuhdieb zu unterscheiden, und zudem ist es zweifelhaft, daß sie sich in sein Gedächtniß eingegraben hatten. Doch schien ihm diese Leichenstimme bekannt. Da er sah, daß Arthur von ihm ablassen wollte, faßte er ihn seinerseits am Kragen seiner zerlumpten Jacke, des Engländers Frage: „wer seid Ihr?“ wiederholend.

„Ich bin ein armer Mann, der seinen spärlichen Unterhalt sucht,“ antwortete Raguet; „aber thun Sie mir keine Gewalt an, und verfetzen Sie mir meine Kleider nicht, mein guter Herr, das hülfe Sie Nichts.“ Und Raguet schwang leicht den Griff seines Stocks in seiner dürren und gelenkigen Hand, bereit, im Nothfall auf Sports Kopf einen gewaltigen Hieb zu thun, damit der Reiter ihn fahren lasse.

„Braver Mann,“ sagte Harley sanft, „wenn Ihr ein junges Mädchen auf diesem Wege gehen sahet, so sagt uns, wo sie sein kann, und Ihr sollt belohnt werden.“

„Welches Mädchen suchet Ihr?“ entgegnete Raguet mit erheuchelter Ungewißheit. „Wenn es Hanne ist, die Tochter der Mutter Tula, die schöne Hirtin von Epnell, wie man sie in der Gegend heißt, so habe ich sie gesehen, sehr wohl gesehen, und weiß auch, welchen Weg sie genommen. Aber ihr seid auf dem Holzweg, meine Kinder, und könntet wohl die ganze Nacht von Toull nach Boussac spazieren reiten, ohne ihr zu begegnen.“

„So sagt doch, wo sie ist!“ schrie Wilhelm, „heraus damit!“

„Und wenn ich es Ihnen sage, und wenn es mir Nachtheil bringt, wer soll mich entschädigen?“

„Wie viel wollt Ihr?“ fragte der Engländer.

„Bigott, Herr, Ihr seid verständig genug, um zu wissen, daß ein Dienst des andern werth ist. Und solche Dienste bezahlt man; bezahlt man sogar theuer am heutigen Tage. Ihr habt keine allzuguten Absichten mit dem Mädchen, denn Ihr seid zu Zweien und sie wird sich nicht vertheidigen können, wenn sie Nichts von Euch will.“

„Elender! behalte Deine infamen Auslegungen für Dich, und rede, oder ich erwürge Dich!“ schrie Wilhelm außer sich, den Landstreicher schüttelnd.

„Sachte, sachte, mein Kleiner,“ sagte Raguet; „erhitzen Sie sich nicht allzusehr! Man verfährt nicht so mit den armen Leuten; es könnte Euch eines Tages gereuen.“

„Beruhigen Sie sich, Wilhelm, „redete Sir Arthur dazwischen, „und lassen Sie diesen alten Narren schwatzen. Nun denn, Ihr wisset wahrscheinlich wohl, wer wir sind, und verlanget Geld. Ihr sollt's haben, redet schnell, oder wir müssen glauben, daß Ihr uns täuschen wollt, und hören dann Nichts mehr an.“

„Ich weiß nicht, wer die Herren sind,“ antwortete der verschlagene Raguet, „ich kenne sie nicht. Ein armer Teufel wie ich, kennt die großen Herrn nicht. Aber das weiß man wohl, daß die großen Herren Nachts den hübschen Mädchen nachsetzen, und man weiß auch, daß Hanne von Epnell weltberühmt ist, nur seid Ihr nicht die Ersten, die sie hier herumsuchen; ich bin kaum erst schon einem Andern begegnet.“

„Einem Andern?“ schrie Wilhelm, zitternd vor Wuth . . . „redet doch, wo ist er? . . .“

„Er hat das Mädchen irgendwo hin geführt, wo Ihr sie niemals finden werdet!“ antwortete Raguet

mit Bosheit. „Guten Abend, meine werthen Herren! der liebe Gott sei mit Ihnen!“ Und mit einer unvorhergesehenen Bewegung, mit einer Kraft, deren sein schmächtiges Gerippe nimmer fähig schien, entledigte er sich Wilhelms convulsivischer Umstrickung und that einige Schritte vorwärts, indem er wie ein Wolf, der aus der Schlinge entrinnt, sich schüttelte.

„Wollt Ihr einen Louis, zwei Louis, um die Wahrheit zu sagen?“ rief der ruhige und kluge Harley, rasch an seine Seite reitend.

„Fünfzig Franken für Ihren Theil, und ebenso viel für den Theil Ihres Kameraden, mehr verlange ich nicht! . . . aber wenn ich Ihnen sage, wo das Pärchen ist, so hilft das wenig, außer Sie sind genau bekannt mit der Gegend; und auch in diesem Fall muß man unsere Wege wenigstens hundertmal gemacht haben, wenn man nicht verirren will.“

„Führet uns, und Ihr sollt hundert Franken haben.“

„O! wegen hundert Franken so von meinem Weg abkommen! Ein Mann von meinem Alter! Mit Nichten, Herr, das können Sie nicht verlangen.“

„So sagt, was Ihr verlangt, und gehet voran!“

„Es wäre wohl das Doppelte werth! . . .“

„Gut, das Doppelte; und wenn Ihr die Wahrheit sagt, sollt Ihr noch ein Trinkgeld dazu haben. Aber wir wollen nicht getäuscht werden; hoffet nicht, uns eine Falle zu legen! Wir sind bewaffnet und hegen Argwohn.“

„Das will heißen, Sie haben Furcht! Wohlan! ich habe auch Furcht . . . die Wölfe fürchten die Menschen, die Menschen fürchten den Teufel; kurz alle Welt fürchtet sich.“

„Was fürchtet Ihr?“

„Gleichfalls betrogen zu werden. Wenn Ihr mir, statt mich zu zahlen, eure Pistolen zeigtet! Ich möchte Eure Namen erfahren, um morgen mein Geld

von Euch zu begehren, wenn Ihr mir heute Abend nicht Wort haltet."

„Dieser Mensch treibt sein Spiel mit uns," sagte Wilhelm zu seinem Freunde. „Unmöglich, daß Hanne nicht allein sei, Arthur; weg mit diesem Bettler und reiten wir weiter!"

Als Raguet Herrn Harley unentschlossen sah, wurde er andern Sinnes, er wußte zu gut, mit wem er es zu thun hatte, um eine Zahlungsunfähigkeit zu befürchten, und sein Mißtrauen war nur das Spiel seines hämischen und trotzigen Verstandes.

„Höret," sagte er, „es ist Gefahr für mich in der Sache; ganz gewiß für mehr als zweihundert Franken Gefahr! Aber das ist mir gleichgültig, ich werde Euch schon wieder finden, und vor aller Welt beschämen, wenn Ihr mich nicht anständig belohnt. Nun, drauf und dran! Hieher!"

Und er schlug den Weg nach Lavaufranche ein, den er seit einer halben Stunde als Schildwache hütete.

„Ich versichere Sie, daß dieser Schurke uns irre führt," sagte Wilhelm zu Sir Arthur. „Er lockt uns in irgend eine Banditenhöhle, und das hält uns nur auf."

„Versuchen wir's immerhin," sagte Harley.

„Ei, meine Herren," sagte Raguet, „Ihr kommt ja gar nicht vorwärts und habt doch acht Füße zu Diensten."

„Ihr selbst lauft nicht gehörig," sagte der Engländer. „Bezeichnet uns den Weg, statt daß Ihr uns aufhaltet, indem Ihr wie ein Frosch vor unseren Pferden hüpft."

„Glauben Sie, Herr?" sagte Raguet, seinen Bettelsack unter einen breiten Stein legend, wo er ihn gewiß wieder finden konnte, denn der Stein war mit einem Kreuz bezeichnet, wodurch der Punkt, welcher vier Straßen scheidet, und der immer dem Hexen-

sabbath und Teufel geweiht ist, wenn das Zeichen der Religion ihm fehlt, geheiligt wurde. Und alsbald stand der gebeugte Bettler aufrecht da, der hinwelkende Greis schien sieben Meilenstiefel angezogen zu haben, und er lief mit solcher Geschwindigkeit vor den Reitern her, daß die Pferde ihm kaum zu folgen vermochten.

Am Fuße des Berges von Montbrat angelangt, stand er still: „Hier ist's,“ sagte er, „meine Herren, und jetzt werden Sie mich bezahlen oder ich wecke die Leute im Pachthaus, und dann kommen Sie nicht, wie sie wollen, an das Thor des Schlosses von Herrn Marsillat.“

„Marsillat!“ rief Wilhelm aus, der endlich die Ruine wieder erkannte, wohin er früher von dem jungen Rechtslicentiaten bisweilen zum Frühstück geladen worden war. Und er galoppirte den Bergpfad hinauf, während Sir Arthur Raguet zwölf Goldstücke aufzählte, ohne den Schaft einer Pistole, die er während dieses Rittes mit gespanntem Hahn in der Hand gehalten hatte, loszulassen.

„Jetzt laßt meinen Zügel fahren, oder ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf,“ sagte er zu dem Landstreicher, ihm seine Löhnung einhändigend.

Raguet sah im Schatten das Gold des Engländers und den Stahl seiner Waffe blinken. Er gehorchte, nahm und zählte leicht seine Louis, dann lief er ihm nach mit den Worten: „den Schlüssel werden Sie in der Mauer des Hofs im ersten Steine rechts finden; ohne das könnten Sie nicht hinein. Das Thürmchen ist gleichfalls rechts; im Hof befindet sich ein Gang und dann eine einzige Pforte, die weniger fest ist, als sie den Anschein hat. Sie haben mich gut bezahlt, ich bin zufrieden. Marsillat ist ein Schab, der einen Menschen an seiner Thüre verhungern ließe. Wenn Ihr mich an ihn verkauft, so bin ich ein todter

Mann; aber vorher werdet Ihr noch von mir hören.“ Und er verschwand.

Arthur hatte bald den Baron eingeholt. Seiner selbst Herr, hielt er den Jüngling am Schloßthore auf. „Freund,“ sagte er zu ihm, „was haben Sie vor? Es kann sein, daß man uns getäuscht hat; das ist sogar sehr wahrscheinlich. Wie läßt sich denken, daß Marsillat Hannen vom Wege nach Toull bis hieher wider ihren Willen geschleppt, oder voraussetzen, daß dieses edle Wesen freiwillig ihrem Entführer Folge geleistet habe? Und zudem, halten Sie denn Marsillat einer Frevelthat fähig?“

„Ich halte ihn zu Allem fähig! Eilen wir, Arthur, ein Vorgefühl sagt mir, daß Hanne hier ist, und in Gefahr.“

„Und dennoch ist es unglaublich. Beruhigen Sie sich doch, Wilhelm, und suchen wir einen Vorwand, um uns unversehens zu solcher Stunde bei Ihrem Freunde einzufinden.“

„Er, mein Freund! Er war es niemals, der Elende!“

„Theurer Wilhelm, die Eifersucht reißt Sie über alle Schranken. Marsillat ist vielleicht sehr unschuldig. Jedenfalls thut hier Kaltblütigkeit Noth. Mit welchem Recht halten wir Hausaussuchung mit bewaffneter Hand bei einem Manne, mit welchem wir stets nur in gutem Vernehmen standen? Wilhelm, ich glaube, sagen zu dürfen, daß Hanne mir ebenso theuer ist als Ihnen, und ihre Ehre mir heiliger, als meine eigene . . . Jedennoch kann ich mich auf das Wort eines Banditen hin nicht entschließen, sie hier wie ein Narr mit der Pistole in der Faust zurückzufordern. Ich zögerte nicht, diesem Landstreicher zu folgen, deßgleichen nehme ich keinen Anstand, Hanne bis in der Wohnung des Herrn Marsillats zu suchen, aber ich wünschte, daß Alles das nach den Gesetzen

der Ehre, des Wohlwollens und der Billigkeit vor sich ginge."

„Arthur," sagte Wilhelm, seines Freundes Arm stark drückend, „es ist mir unmöglich, ruhig zu sein, mein Kopf brennt und mein Blut siedet in meinen Adern, und doch bin ich nicht eifersüchtig auf Hanne, und bin nicht verliebt in sie . . . wenigstens bin ich es nicht mehr ... vielleicht nie gewesen ... Es war ein Irrthum meiner Einbildungskraft, ein heiliger Instinkt, der ohne mein Wissen in mir wirkte! Arthur, Sie allein in der Welt können und sollen mein Vertrauen erhalten, denn Sie wollen und müssen Hanne's Gatte sein . . . Hanne ist die Tochter meines Vaters, meine Schwester. Urtheilen Sie jetzt, ob ich das Recht habe, sie selbst in den Armen Marsillats zu suchen, und ob mir meine Pflicht nicht gebietet, sie einem Verräther mit bewaffneter Hand abzufordern." Harley war nur einen Augenblick von dieser Eröffnung betroffen, gewann aber gleich wieder seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart.

„Wilhelm," sagte er, „lassen Sie mich zuerst reden, lassen Sie mich machen, und beherrschen Sie sich, was auch kommen möge."

Er stieg ab, suchte den ihm von Raguet bezeichneten Schlüssel, und öffnete das Hofthor. Da er seinen jungen Freund hindern wollte, zuerst einzutreten, so ließ er ihn die linke Richtung auf dem Rasenplatze einschlagen, und ging, ohne ihn zurecht zu weisen, auf das Thürmchen zu. Er schritt durch den bedeckten Gang, stieß an Finaud, der seit einer Stunde ungeduldig an der Thüre kratzte, legte sein Ohr an diese Thüre und hörte Marsillats durchdringende Stimme, der mit Nachdruck die Worte rief:

„Gleichgültig, Hanne, wider Deinen Willen, Du wirst nicht verdammt sein um einen Kuß!"

Und eilige Schritte tönten unter der hallenden Wölbung. Arthur vernahm etwas wie den Schlag

zweier Hände, welche sich in höchster Noth an die Thüre warfen und sie zu erschüttern suchten.

„Lassen Sie mich, Herr Leo, Sie machen mir Angst,“ sagte zugleich Johanna's bebende Stimme. „Wenn es Scherz ist, so ist es ein grausamer Scherz, lieber will ich mich tödten, als mit solchen Dingen Spaß treiben.“

In diesem Moment klopfte Harley, um Marsillat von seinen strafbaren Versuchen abzubringen, plötzlich mit ungemeiner Stärke an die Thüre. Wilhelm war schon hinter ihm.

„Ach! Dank mein guter Gott!“ rief Johanna, „es sind Leute da, um Sie zu beschämen.“

„Hanne,“ flüsterte Marsillat, „schweig oder Du bist des Todes!“

„O! tödten Sie mich, wenn Sie wollen,“ sprach Johanna, „ich werde nicht schweigen.“

Aber dennoch schwieg sie, als sie Marsillat seine Jagdflinte, die er rasch aus dem Ueberwurf genommen hatte, laden hörte, und das Rohr gegen die Belagerer richten sah.

„Hanne,“ sagte er immer leise, „der Erste, der hier wider meinen Willen eintritt, soll mir theuer bezahlen! . . . wenn Du das Unglück hast, Ein Wort zu sagen, einen Laut auszustoßen, eine Bewegung zu machen . . . so öffne ich und . . . tödte!“

„Herr Marsillat,“ antwortete Johanna gleichfalls leise, „um Gottes willen, öffnen Sie ruhig . . . ich werde Nichts sagen, werde mich nicht über Sie beklagen . . . richten Sie kein Unglück an; ich verlange nur unvermerkt hinauszugehen, und werde niemals sagen, daß Sie mir haben Furcht machen wollen.“

Man schlug noch immer an die Thüre, und zwar so stark, daß man sie in ihren Angeln erschütterte. Da man aber immer noch nicht sprach, so dachte Marsillat ernstlich, daß es nur Räuber sein könnten. Er gab dieß Johanna zu verstehen, und hieß sie sich in

den Alcov zurückziehen, um einer Kugel auszuweichen. „Wenn es Diebe sind," sagte Johanna, „so will ich Ihnen gerne sich vertheidigen helfen, Herr Leo. Ich bin nicht ängstlich. Alles was ich begehre, ist, nachher hinauszugehen."

„Wohlan, mein tapferes Mädchen," sagte Marsillat mit Entschlossenheit und kaltem Blut; „nimm ein anderes, dort über dem Kamin an der Mauer hängendes Gewehr, und halte Dich hinter dem Thürflügel, um es mir einzuhändigen, wenn ich das erste abgefeuert habe. Wer ist da?" rief er mit lauter Stimme, „und was verlangt ihr?"

„Oeffnen Sie, Herr Marsillat," sagte Sir Arthur, „ich habe mit Ihnen über eine wichtige und sehr dringende Sache zu sprechen."

„O! o, mein Bester," antwortete Marsillat, „Sie sprechen sehr laut und klopfen sehr stark. Ist das Ihre Art, die Leute aufzuwecken? Geben Sie mir Zeit, mich anzukleiden. Du," sagte er rasch zu Johanna, „verbirg Dich hinter meinen Bettvorhang, oder ich schlage Deinem eifersüchtigen Engländer die Zähne in den Rachen."

„Ich solle mich hinter Ihrem Bette verbergen? o, mein Herr, niemals! ich will mich nicht verbergen."

„Wie Du befiehlst," sagte Marsillat, „Du wirst dennoch für meine Maitresse gelten, und dann sehen, was daraus entspringt. Nach Deinem Belieben, mein Schätzchen!"

„Wohlan! Herr Harley, fuhr er mit lauter Stimme fort, „wenn Sie es satt haben, meiner Thüre mit Faustschlägen zu schmeicheln, so thun Sie es mir zu wissen! Ich bemerke Ihnen, daß ich nicht allein bin, und Ihnen nicht öffnen werde. Warten Sie draußen in dem Hofraum, etwas entfernt von da, wenn ich bitten darf; ich komme dann hinaus, um zu erfahren, was Ihnen zu Diensten steht."

„Sie werden öffnen, Herr," schrie Wilhelm,

unfähig sich länger zu halten, „und uns die Mühe ersparen, die Thüre einzustoßen."

„Ah! ah, Ihr seid zu Zweien," entgegnete Marsillat mit kaltem und verächtlichem Ton. „Nun wohl! so brechet die Thüre, meine Herren, wenn Ihr es so gut findet. Ich habe vier Kugeln zu Ihren Diensten, denn es beliebt mir nicht, Euch meine Maitresse zu zeigen."

„Das wird also ein Kampf auf Leben und Tod sein," schrie Wilhelm, „denn auch wir sind bewaffnet, und fordern Einlaß." Und er schlug an die Thüre mit zornmuthiger Hand.

Da Marsillat die Thüre weichen und die Riegel in der frisch begipsten Wand nachgeben sah, entsagte er dem Gedanken, sich zu vertheidigen. Es schien ihm unwürdig, sich an einem eifersüchtigen Jüngling anders als durch Verachtung und Hohn zu rächen. Er trat zurück, um die Thüre fallen zu lassen, und suchte Johanna in der Dunkelheit, um sie vor jedem Anfall zu verwahren. Aber Johanna war wie durch einen Zauber verschwunden. Er meinte, sie habe sich hinter dem Bett versteckt, und wollte eben nachsehen, als die Thüre mit Geräusch stürzte. Sir Arthur schwang sich zuerst hinein, mit leeren Händen, Wilhelm mit seinem Körper deckend, trotz der hastigen Wuth des Jünglings, der ihm voraneilen wollte, und in jeder Hand eine Pistole hatte."

„Sehr gut, meine Herren, vortrefflich!" sagte Marsillat, „ich könnte Euch wie Räuber empfangen, da es Euch gefällt, Eure Eifersuchtsanfälle zu vereinigen, und Ihr auf unanständige und rohe Weise mein Hausrecht zu verletzen kommt. Aber ich habe Mitleiden mit Eurem lächerlichen Betragen, und fordere von dem Einen wie von dem Andern eine loyalere und muthigere Satisfaktion, als der Mord wäre; Zwei gegen Einen im Dunkel!"

„Sogleich, wenn Sie wollen, mein Herr," schrie

Wilhelm, „der Mond geht auf, und Ihr Hof ist weit genug, daß wir den passenden Abstand nehmen können.“

„Nein, meine Herren, morgen,“ sagte Marsillat, „ich habe ein Frauenzimmer hier, das ich nicht noch mehr in Schrecken setzen mag. Ich werde ruhig sein, bis Ihr mir die Ehre erwiesen habt, Euch zurückzuziehen.“

„Wir werden uns nicht zurückziehen, ohne Sie aufgefordert und hoffe ich, bewogen zu haben, dieses Frauenzimmer aus Ihrem Hause zu entlassen,“ sagte Harley sehr kalt; „denn wir wissen, daß sie hier ist, wider ihren Willen.“

„Das lügen Sie,“ rief Leo, „und weil Ihr mich zur Vertheidigung zwingt, so erkläre ich, daß Ihr Euch meinem Bette nicht so leichtlich nahen sollt, wie meiner Thüre.“

„Hanne!“ rief Wilhelm, „kommen Sie hervor aus dem Ort, wo Sie verborgen sind, kommen Sie! . . . fürchten Sie Nichts, wir kommen zu Ihrer Vertheidigung.“

„Sie sehen, meine Herren,“ sagte Leo ironisch, „daß die Person, die Ihnen Hanne zu nennen beliebt, nicht hier ist, oder, wenn Sie hier ist, sich nicht sehr nach Ihrem Schutze sehnt, denn sie antwortet nicht.“

„Wenn sie nicht antwortet,“ schrie Wilhelm, „so ist sie ohnmächtig oder todt; aber ob sie dieselbe geschändet oder gemeuchelt haben, dennoch wird sie aus dieser Höhle gerissen werden, und wenn man augenblicklich in Ihnen den elendesten Verbrecher und Schandbuben züchtigen müßte.“

Der Mond begann über die Hügel des Horizontes zu steigen, und der frische Wind, welcher oftmals den Aufgang dieses Gestirns begleitet, fegte die Wolken vor sich her. Helle drang ins Innere des Thürmchens, und Sir Arthur, dessen Blick so klar und ruhig war, als sein Urtheil, hatte sich bereits überzeugt, daß das Bett nicht berührt war, daß die Umhänge

offen standen und es in diesem ganzen, alterthümlich gebauten kleinen Gemach keinen Schrank, kein Kabinet gab, wo Johanna verborgen sein konnte. Sie war also heimlich entsprungen in dem Moment, wo Wilhelm und er in das Zimmer gestürzt waren, was in der ersten Verwirrung ihrer Behendigkeit leicht hatte gelingen mögen. Durch diese Betrachtungen gewann Sir Arthur die Ruhe wieder, welche ihn zu verlassen anfing. „Wilhelm," sagte er zu dem jungen Baron, lassen Sie sich nicht so von Verdacht und Besorgniß beherrschen. Hanne ist nicht hier, sie ist auf die Hofwiese geflohen, gehen Sie ihr nach und lassen Sie mich mit Herrn Marsillat reden."

„Hanne kann nicht lügen, Hanne wird mir die Wahrheit sagen," rief Wilhelm hinausstürzend. „Wehe Ihnen, Herr Marsillat, wenn ihr Zeugniß Sie verurtheilt!"

„Herr Marsillat," sagte Arthur, als er allein mit ihm war, „ich werde mir nicht erlauben, Ihr Betragen zu bezeichnen, denn ich weiß nicht, durch welche Kunstgriffe Sie Hanne hieherlockten. Aber ich weiß, daß sie rein hinausgegangen ist, und setze gern voraus, daß Sie ihre Einwilligung zu erlangen hofften, ohne das Mittel der Gewalt."

„Verschonen Sie mich mit Ihren Erläuterungen meines Betragens und meiner Absichten, Herr," antwortete Leo. „Ich habe Niemand Rechenschaft abzulegen, und an Ihnen ist es, mir Ihr eigenes Betragen und Ihre Absichten zu erklären. Ich erwarte von Ihnen alsbaldige Entschuldigung oder schnelle Genugthuung."

„Hätte ich leichtsinnig gehandelt," sagte Harley, „wäre ich hier ohne die Gewißheit, Hanne zu finden, eingetreten, hätte ich nicht gehört, wie sie gegen Ihr Unterfangen sich verwahrte, kurz, hätte ich mich getäuscht, so würde ich mich möglichst entschuldigen, und mit dem Anerbieten einer Genugthuung nicht erst

gewartet haben, bis Sie solche von mir verlangten. Aber ich habe an der Thüre gehorcht, eine Handlung, die ich zum ersten und hoffentlich zum letzten Mal in meinem Leben beging. Ich schäme mich dessen nicht: denn jetzt bin ich im Recht, die Ehre eines armen Mädchens gegen Ihre frevelhaften und unanständigen Pralereien zu vertheidigen. Da ich jedoch diese kostbare Ehre in Ihren Augen befleckte, wenn ich mich ohne guten Grund zu ihrem Vertheidiger erklärte, so will ich Ihnen gerne zu wissen thun, mit welchem Rechtsgrund ich hier zwischen Hanne und Sie getreten bin.“

„Ja,“ sagte Marsillat mit bitterem Lachen, „das eben möchte ich wissen. Welches weitere Recht, als ich, haben Sie über ein sehr schönes Mädchen, das Sie gewiß nicht heiraten wollen, da Sie vermählt sind?“

„Vermählt? Ich? wer hat Ihnen diese Lächerlichkeit weis gemacht? Man hat Sie getäuscht, mein Herr, ich bin frei, und meine Absicht ist, Hanne's Hand zu verlangen, selbst noch nach der kitzlichen Probe, die sie hier bestanden hat, selbst dem Hohn trotzend, den Sie bei dieser Gelegenheit gewiß auf meine Rechnung nicht sparen werden. Staunen Sie darum nicht, daß ich als Bewerber um Hanne's Hand, sie Ihren Beschimpfungen zu entziehen komme; ich wäre indeß von selbst nicht mit Einbruch in Ihr Zimmer gedrungen. Ich glaube immer noch gerne, daß Sie mir nach einigem Parlamentiren diese Thüre, welche die Hast meines Freundes wider meinen Willen zerbrach, aufgethan hätten. Aber Wilhelm war durch die in seinem Charakter liegende Ueberspanntheit und ein Gefühl der Entrüstung und Bekümmerniß, das ich ein väterliches nennen möchte, getrieben. Er hatte mir, mit dem Rechte eines Pathen, das heißt, einzigen Beschützers und einzigen Adoptivvaters der Waise, ihre Hand bewilligt und mich zu ihrem Vertheidiger befugt. Ich weiß, mein Herr, daß Ihnen das Alles sehr lächerlich

scheint, ich weiß auch, welchen Sarkasmen ich mich preisgebe, indem ich mit solcher Offenheit vor Ihnen rede: darum geschah es auch, daß ich Sie, den ich von heute an als den Feind meiner Ruhe und meiner Ehre in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachte, ersuche, mir Tag und Stunde zu bestimmen, wo es Ihnen gefällig sein wird, mir Genugthuung zu geben."

„Also, mein Herr, Sie, der Angreifer, Sie treten als beleidigter und herausgeforderter Mann auf, weil es Ihnen gefällt, das Mädchen zu heiraten, das der kleine Baron nicht zu verführen den Verstand hatte. In der That bewunderungswürdig! Ich nehme die Rolle an, die Sie mir zutheilen: ich verlange weiter Nichts, als mich mit Ihnen zu schlagen."

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen, mein Herr; ich überlasse Ihnen die Wahl der Waffen und alle Vortheile im Duell. Ich bitte Sie blos, es auf morgen Früh zu bestimmen."

„Nein, mein Herr, übermorgen vertrete ich vor Gericht eine Sache, von der die Ehre und Existenz einer achtbaren Familie abhängt. Heute haben wir Montag: mit Tagesanbruch reise ich nach Geuret. Wir verschieben die Partie auf meine Rückkehr, das heißt, Mittwoch Morgen."

„Zugestanden, mein Herr, und ich hoffe, daß Sie bis dahin ein anderweitiges Satisfactionsversprechen weder fordern noch eingehen."

„Ich begreife Sie, Arthur," sagte Marsillat mit dem Wohlwollen eines vollkommen ruhigen und muthigen Mannes. „Sie wollen Ihren jungen Freund meiner Rache entziehen. Bewegen Sie ihn, die Beleidigungen, mit denen er mich so eben beschenkt hat, zurückzunehmen, und ich verspreche Ihnen, ihn zu begnadigen."

„Dazu werde ich ihn niemals bewegen können, und werde es auch nicht einmal versuchen. Aber Ihre Rache muß sich für den Augenblick mit Einem Duell

begnügen, und Ihre Ehre wird befriedigt sein, wenn ich falle.«

»Ich weiß, daß Wilhelm ein Kind ist und habe ihm Lectionen auf Schuß und Stich genug gegeben, um eine Partie nicht zu verlangen, die ich mit sicherem Vortheil gegen ihn spielen würde. Rechnen Sie also auf meine Großmuth und bringen Sie es diese Nacht nur dahin, daß er mich nicht aufs Aeußerste treibt.«

»Da ich in dieser Beziehung für Nichts gut stehen kann, so haben Sie die Gefälligkeit, sich der Heftigkeit des Jünglings nicht weiter auszusetzen; ich suche ihn auf und führe ihn weg. Verlassen Sie, ich bitte inständig, dieses Zimmer nicht.«

»Gut, ich verspreche es Ihnen, Arthur. Aber wir kamen weder über den Ort, noch die Waffen überein.«

»Sie werden das entscheiden. Morgen früh erwarte ich ein Billet von Ihnen, und werde mich nach Ihren Absichten richten. Ich bin auf keine Art des Zweikampfs eingeübt, die Wahl ist mir also gleichgültig.«

»Teufel! Ihr Geständniß macht mich verlegen! Ich bin gleich stark auf Degen und Pistol.«

»Ich weiß es, desto besser für Sie.«

»Wir werden um den Schuß loosen!«

»Wie Ihnen gefällig!«

Harley grüßte Leo und entfernte sich in Eile. Wilhelm kam eben in Bewegung nach dem Thurme zurück. Er war allein.

»Arthur,« rief er, »Hanne ist nicht zu finden. Ich habe sie in allen diesen Ruinen gesucht, sie kann nur in dem Thurme sein. Marsillat hat sie irgendwo verborgen. Sie muß geknebelt oder auf den Tod liegen! Ein schauerliches Verbrechen ist hier im Spiel. Lassen Sie mich zurückkehren! Ich werde diesen Frevler erwürgen. Ich werde ihm die Wahrheit abzwingen, ich werde Alles in seiner Schandhöhle zusammenschlagen.«

»Nein, Wilhelm, nein!« sagte Harley, »ich habe

Alles beobachtet, seine Haltung, seine Stimme und alle Theile seiner Wohnung. Hanne's Hund ist mit uns in den Thurm hineingegangen, jetzt fehlt er, ich sehe ihn nicht mehr hier. Mir schien, als hörte ich ihn draußen bellen und heulen, während ich mit Leo redete. Zweifeln Sie nicht, Hanne ist entflohen. Wir werden sie unterwegs wieder finden.«

»Ihr Vertrauen ist unsinnig, Arthur! Wenn Hanne hier ist, so lassen wir sie in der Gewalt dieses Elenden! Nein, nein, ich gehe nicht ohne sie!«

»Halt,« sagte Arthur, ihm das düstere Portal der alten Feste weisend. »Sehen Sie nicht Jemand dort stehen? Gewiß, das ist Hanne!« Und sie eilten an das Fallgatter, wo in der That ein eilfertiger Schatten dahinglitt.

Aber Johanna war es nicht. Es war Raguet, der Kuhdieb, welcher sie bedeutete, ihm zu folgen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Unglück.

Raguet lief, mit Vorsicht hinter sich blickend, und zog Wilhelm und seinen Freund eilig hinaus.

»Ihr suchet das Mädchen,« sagte der wachsame Spion, »und ohne mich werdet ihr sie niemals finden. Wie viel gebt ihr mir dafür?«

»Was Du verlangst, Freund!« antwortete Wilhelm. »Du hast uns nicht betrogen, wir werden nicht mit Dir knausern.«

»Wohl gethan, mein Junge. Zahlt, zahlt!« sagte Raguet, seinen Hut hinstreckend.«

»Wilhelm nahm eine Hand voll Geld aus seiner Tasche und warf es in den ölfetten Hut des Bettlers, in der That ohne zu zählen.

„Das geht gut, die Nacht ist nicht schlecht,“ sagte Raguet; jetzt, Kinderchen, kommt mit mir.“

Und er führte sie den äußern Mauern des alten Schlosses entlang bis zu einem Ort, wo er stehen blieb. Der durch die Einstürze der Ruine gebildete Hochgrund war an dieser Stelle abgetragen und ausgehöhlt, als sollte das enge, aber seiner alten Eisenstäbe entblößte Fenster, welches das Thürmchen, wo Marsillat sein Absteigquartier nahm, erhellte, damit von der ebenen Erde entfernt werden. Man hatte den an den ersten Stockwerken aufgehäuften Bodengrund und die Trümmerschichten weiter hinweggeworfen, und somit stand das Fenster ungefähr fünfundzwanzig Fuß hoch über einer Art spitzigem Einschnitt, der nur die theilweise Wiederherstellung des alten Wassergrabens der Burg war. Marsillat, der seine Nächte oft in diesem isolirten und verlassenen Herrenhofe zubrachte, hatte sich in seinem kleinen Winkel, so gut er konnte, verschanzt.

„Wohin führt Ihr uns?“ sagte Wilhelm, als er sah, wie Raguet mit dem Ende seines Stocks nach dem Grund des Grabens deutete.

„Da unten ist sie,“ sagte Raguet, sehr leise sprechend, und sich hinter einem Trümmerhaufen bergend, um nicht von dem Thurmfenster aus gesehen zu werden. Dann hob er seinen Stock wieder, deutete auf dieses Fenster, machte mit diesem Stock eine Geberde von oben nach unten und fügte mit dem Ton entsetzlicher Gleichgültigkeit bei:

„Es ist nur ein kleines Unglück geschehen, daß nämlich die Dirne todt ist!... Indeß sehet selber nach. Ich kann's nicht beschwören... ich sah sie wohl fallen, aber ich mochte nicht hingehen... so dumm bin ich nicht!... Wenn die Sache vor die Gerichte kommt, würde man mir auch das auf den Hals laden.“

Und Raguet verschwand wie das erste Mal. Er hatte Angst vor Marsillat; dieser jedoch, der von der

Schwelle des Thürmchens aus den Weggang Wilhelms und Arthurs beobachtet hatte, suchte Johanna auf dem Rasen des Hofes und rieb sich die Hände bei dem Gedanken, sie in irgend einem Winkel hingekauert und zitternd wiederzufinden.

Arthur und Wilhelm standen bereits im Grunde der Vertiefung, mehr todt als lebendig trieben sie sich vergeblich in der Dunkelheit umher, Johanna war nicht da.

„Dem Himmel sei Dank,“ sagte Arthur, „dießmal hat uns der Landstreicher betrogen.“

„Ach! nein,“ erwiderte Wilhelm, „denn hier ist Hanne's Mantille,“ und er hob das Kleidungsstück der Jungfrau auf.

Immer der Richtung des Einschnittes folgend, gelangten sie in die Tiefe des Grabens, immer suchend, aber nicht mehr wagend, sich ihre düstere Betrachtungen mitzutheilen.

Im Grunde dieses Erdsturzes fließt ein Faden krystallenen Wassers, das zwischen den Felsen murmelte. Dort ist die Quelle, welche aus der Erde zwischen dicken weißen Steinblöcken entspringt und sich mit dem Geräusch eines unausgesetzten Regens nach außen ergießt. Wilhelm lief auf die Steinbänke zu und that einen Freudenschrei, als er auf dem Rand der Quelle deutlich ein Weib sitzen sah. Der Mond, von den Wolken befreit, schien hell auf sie herab. Es war Johanna, unbeweglich, todtenblaß, aber mit einem Lächeln auf den Lippen und gefalteten Händen, in träumerischer und ruhiger Haltung. Finaud lag zu ihren Füßen.

„Hanne!“ rief Wilhelm, vor ihr auf die Knie sinkend, „Du bist gerettet, Gott sei tausendmal gepriesen!“

„Oh! es ist Nichts, gar Nichts, mein Pathe,“ sagte Hanne, sich die Hände nehmen und küssen lassend. „Guten Tag, Herr Arthur! Sie sind also von Ihrer Reise zurückgekehrt? Es geht gut, danke!“

„Hanne, Hanne, woher kommst Du? wo warst Du verborgen? Du bist also nicht gefallen?“ fragte Wilhelm.

„Gefallen? Ja, mir däucht, daß ich ein wenig stark gefallen bin ... Vom Roß des Herrn Marsillat ... nein ... ich weiß es nicht mehr, mein Pathe; ich habe eine Zeitlang auf dem Boden geschlafen; aber mein Hund hat so lange an mir gezogen, bis er mich erweckte, dann bin ich aufgestanden; ich habe Nichts gebrochen, denn ich bin ein wenig gegangen. Aber ich bin sterbensmüde und habe mich hier hingesetzt, um ein Bischen auszuruhen. Ich sehe meine Kühe nicht mehr. Claudie wird sie heimgetrieben haben. Wohlan, mein Pathe, es muß Zeit sein, jetzt auch heim zu gehen.“

„Ja, heim! gute Hanne, meine theure Hanne, o meine geliebte Schwester!“

„Ihre Schwester? sie ist also die liebe Huldin? Ich sehe sie nicht! Himmel! ich bin ganz betäubt, mein Pathe. Ich weiß nicht, wie mir geschieht.“

„Wilhelm,“ sagte Harley leise, „lassen Sie sie nicht sprechen, verursachen Sie ihr keine Erregung. Sie hat sich aus dem Fenster geworfen, das ist gewiß ...“ Und Arthur betrachtete sich umwendend mit Schaudern die Erhöhung dieses Fensters, welche aus der Entfernung noch entsetzlicher schien. „Welcher Sturz!“ sprach er, „und welches Wunder hat Gott an uns gethan! Es wird keine Folgen haben, hoffe ich, aber Sie sehen, daß sie nicht ganz bei sich ist. Versuchen wir, sie gehen zu lassen, und zwingen wir sie nicht, allzuschnell ihre Erinnerungen zu sammeln. In Boussac angelangt, wird ihr eine Aderlässe gut thun.“

„Gehen wir, nicht wahr, mein Pathe,“ sagte Johanna, mit Leichtigkeit aufstehend, „ich habe gleichsam Furcht vor dem Ort hier, ich weiß nicht warum; aber ich kenne die Gegend nicht. Sind wir auf der Schloßwiese? Haben Sie Vater Raguet nicht gesehen?“

„Raguet!“ sagte Wilhelm, der sich endlich erinnerte, wo er dem Landstreicher begegnet war. „Nein, Hanne, hier ist kein Raguet. Komm, Deine liebe Kleine erwartet Dich, um Dir vor Betigehen gute Nacht zu sagen.“

Johanna wandelte mit Anstrengung auf Wilhelms Arm gestützt; und Arthur, welcher die Pferde, die er beim Anlangen an das Schloßthor gebunden, einstweilen herbeigeholt hatte, nahm sie auf den Rücken des seinigen. Sie gelangten längs dem Thale der kleinen Creuse auf die Straße von Boussac. Wilhelm erkannte die vom Monde beleuchtete Landschaft, aber sie ritten im Schritt so langsam als möglich, da Sir Arthur fürchtete, er möchte bei Johanna in Folge der schrecklichen Erschütterung durch den Sturz zu einer nervösen Krisis kommen. Gerührt, traurig und zärtlich, wagte der gute Harley nur von Zeit zu Zeit, sie zu befragen, wie sie sich befinde.

„Aber ich befinde mich wohl,“ antwortete Johanna erstaunt, „warum fragen Sie mich denn das, Herr Harley? Ich bin nicht krank.“

Johanna hatte die Erinnerung an alle ihre Bekümmernisse verloren. Sie schien nachzusinnen, und doch war die Thätigkeit ihres Gedankens nur noch ein friedlicher und sanfter Traum. Die Nacht war hell und der Mond glänzend geworden. Johanna hörte noch einmal das Lied der Grille und des grünen Frosches, wie als sie in der Richtung nach Toull gegangen war. Aber dießmal wandte sie dem Kirchthurm ihres Dorfes den Rücken zu und war sich dessen nicht bewußt. Alles schwamm vor ihren Augen, Alles verirrte sich in ihren Erinnerungen und Gefühlen: die früheren Nachtwachen auf den Wiesen des Bourbonnais, die Morgenträumereien in dem Thau um das Schloß her, ihre Ziegen in Epnell, ihre Kühe zu Boussac, der gute Pfarrer Alain, das theure Fräulein Marie und sogar ihre Mutter Tula, die in diesem glücklichen Traumgesicht,

das ihren Augen vorschwebte, nicht mehr gestorben war. Bisweilen ließ sie ihr mattes Haupt auf Sir Arthurs Schulter hängen, und ihre furchtsame Schamhaftigkeit wurde der Gegenwart dieses Freundes nicht gewahr, dessen liebevollen und keuschen Einfluß sie in unbestimmter Empfindung über ihr walten fühlte.

Als unsere drei jungen Leute im Schlosse Boussac ankamen, war Mitternacht vorüber, im Hause herrschte tiefe Stille. Claudie, unruhig und niedergeschlagen, weinte allein in einem Winkel der Küche, und Cadet war nicht da, um die Pferde abzunehmen. Er selbst hatte sich auf Befehl der Frau von Boussac zu Pferde gesetzt, um Wilhelm zu suchen, dessen plötzliche Abreise und lange Abwesenheit zu den lebhaftesten Besorgnissen Anlaß gaben.

„Ihre Mama war bis zehn Uhr Nachts auf der Straße von Toull, Sie zu erwarten,“ sagte Claudie zu dem jungen Baron. „Kaum erst kam sie zurück, und Fräulein Marie ist noch daselbst mit der Frau von Charmois.“

„Ich will Fräulein Marie der Unruhe entreißen,“ sagte Harley zu Wilhelm, „gehen Sie, Ihre Mutter zu trösten und empfehlen Sie Claudie eine sorgsame Pflege für Hanne. Im Vorübergehen will ich den Arzt für sie bestellen.“

„Der Arzt ist noch im Hause,“ sagte Claudie. „Du bist also marode worden, meine Hanne?“

„Es hat Nichts auf sich,“ sagte Hanne, sie küssend.

Frau von Boussac zankte weinend ihren Sohn aus. Gegen seine Gewohnheit nahm Wilhelm die zärtlichen Vorwürfe seiner Mutter mit einigem Stolz und Widerwillen auf. Er behauptete nicht zu wissen, warum seit einigen Tagen Jedermann ihm weis machen wolle, daß er krank sei; er versicherte, sich wohl zu befinden, es sei ihm eingefallen, was er ja schon oft gethan, den Aufgang des Mondes auf den grauen Steinen betrachten zu wollen; unterwegs habe er sich

aufgehalten, um mit Sir Arthur, den er zufällig aufgegriffen, zu sprechen; dann seien sie Hannen begegnet, welche ihre kranke Tante in Toull besuchte; er habe sein Taufkind hintenaufgesetzt und das Unglück gehabt, sie fallen zu lassen; endlich seien sie in langsamem Schritt auf der untern Straße zurückgekehrt, um dem armen Kind, das von seinem Sturz sich erschüttert fühle, auf dem Steinpfade nicht wehe zu thun.

Die Geschichte war auf diese Weise wahrscheinlicher und natürlicher, als die Wahrheit selbst. Frau von Boussac zweifelte nicht an ihr, nur machte sie ihrem Sohne bemerklich, daß es lächerlich und unpassend sei, seine Magd hinten auf's Pferd zu nehmen; es seien das Gebräuche der provinzlichen Halbherren, deren Nachahmung abgeschmackt wäre. Da sie dieser Inconvenienz Wilhelms mehr Wichtigkeit beizumessen schien, als dem Unfall der Hanne, so antwortete der gereizte Wilhelm mit einiger Bitterkeit, daß Johanna in jeder Weise seinesgleichen sei und er über den Unterschied erstaune, den man nach dem Vorurtheil der Welt zwischen der einen und der andern Person aufstellen wolle. Frau von Boussac fand, daß er im Aufstand begriffen; sie zankte ihn aus, weinte nochmals, und konnte ihn nicht bewegen, ihre Merkuriale zu Ende zu hören.

„Theure Mama,“ sagte er zu ihr, „etwas Anderes beunruhigt mich weit mehr: der Unfall, welcher meiner Milchschwester, Ihrem Taufkind, dieser Freundin, dieser Tochter des Hauses zustieß, welche ich, nach der Pflege, die sie mir in meiner Krankheit gewährte, niemals als Magd behandeln oder ansehen werde. Sie erlauben mir, daß ich mich nach ihrem Befinden erkundige und unsere Erörterung über die Erhabenheit meines Ranges und die Oberherrlichkeit meiner Person auf morgen verschiebe. Ich that in der That sehr unrecht, Hanne auf mein Pferd zu nehmen, weil ich die beklagenswerthe Ungeschicklichkeit beging, sie fallen zu lassen.

Das ist meine Beichte, das Einzige, was mich bitter reut."

Einige Augenblicke darauf waren Wilhelm, Marie, Arthur und der Arzt um Hanne versammelt, welche Marie in ihr Zimmer genommen hatte und die sich über ihre Unruhe sehr verwunderte. Der Arzt verwunderte sich auch darüber. Obgleich sich Johanna nicht erinnerte, wo sie herabgefallen, und wähnte, was man ihr von ihrem Unfall erzählt, sei die Wahrheit, so war ihr doch klar im Gedächtniß geblieben, daß sie auf frisch gelockerte Erde herab auf ihre Füße, dann auf ihre Kniee gefallen, und hernach wie eingeschlafen während einer Zeit, deren Dauer sie nicht bestimmen konnte, geblieben sei.

"Ei zum Henker! das ist nur eine Betäubung," sagte der Doktor, "Bestürzung, Schreck vielleicht. Sie leidet an keinem bestimmten Ort, folglich hat sie keinen Schaden genommen. Man braucht sich also damit nicht abzugeben."

"Mein Herr," sagte Sir Arthur, ihn bei Seite nehmend, "der Sturz ist schwerer, als Hanne sich vorstellen kann. Als das Pferd scheu wurde, stand es ganz am Rande des Touller Weges, am steilsten Punkte. Hanne ist ungefähr 30 Fuß hoch herabgefallen, allerdings auf den Rasen, aber sie blieb gegen eine Viertelstunde ohnmächtig und seither ist sie nicht mehr ganz bei Sinnen. Sie weiß kaum, wo sie ist und was ihr zugestoßen."

"Das ändert die Thesis, ich will ihr sogleich zur Ader lassen. Eine Verletzung des Rückenmarks, ein Riß der Umgebungen des Herzens, eine Hirnerschütterung sind in diesem Fall immer sehr zu fürchten. Als der Aderlaß angebracht war, gewann Johanna allmälig wieder Farbe und entschlummerte bald auf einem Bett, das Marien neben dem ihrigen aufschlagen ließ. Besorgt um ihre theure Hirtin, wie sie dieselbe nannte, wollte sie keinen Augenblick von ihr

weichen. Sir Arthur, kräftiger als Wilhelm, dessen heftige Aufregungen immer große Ermattungen zur Folge hatten, dachte nicht einmal an's Schlafengehen. Aufmerksam auf das geringste Geräusch, kam er öfter auf der Zehenspitze, um in dem Gang zu lauschen, und beruhigte sich erst, als er bei Sonnenaufgang Hannen früh und frisch aus dem Zimmer ihrer Huldin herausgehen sah, um die Luft der Felder zu athmen. Johanna glaubte, er sei auch eben erst aufgestanden, und da sie fest glaubte, er sei verheiratet, somit nicht das geringste Mißtrauen mehr gegen ihn hegte, so gab sie ihm einen herzlichen Händedruck voll Dank für Alles, was er für sie gethan habe.

„Erinnern Sie sich an Alles?“ fragte er sie.

„Ja, ja, mein Herr, diesen Morgen erinnere ich mich gut und genau an Alles. Aber gleichviel, man muß immer so sagen, wie Sie gestern Abend sagten, das bringt Alles in's Geleise und rettet Herrn Marsillat aus einer schlimmen Geschichte.“

„Hanne, Sie verzeihen also diesem bösartigen Mann?“

„Gott befiehlt, Alles zu verzeihen, und außerdem ist Marsillat nicht bösartig. Er wollte nur ein wenig thöricht mit mir scherzen. Sie wissen, er hat etwas leichtfertige Manieren an sich, er will die Mädchen immer küssen. Aber das taugte nicht in meinen Kram, und ich versichere Sie, ich hätte es ihm entleidet; ich bin stärker als er glaubt, und er hätte mich niemals geküßt. Aber es machte ihm Spaß, mich in sein Zimmer einzuschließen, und mir alles Mögliche vorzuspiegeln, damit ich nicht hinaus könnte. Man hätte meinen können, er wolle mich in bösen Leumund bringen, indem er mich die ganze Nacht behütete, darum war ich auch sehr zufrieden, als ich Ihre und meines Pathen Stimme erkannte. Aber hat er dann nicht gar gethan, als wollte er sie beide wegen meiner tödten? Er nahm sein Gewehr und sagte zu mir:

„Wenn Du nicht scheinen willst, als seiest Du im Einverständniß mit mir hier, so zerschmettere ich dem Engländer den Kopf.' Ich wollte nicht, daß er ein Unglück anrichtete; er schien in diesem Augenblick wie toll, und was ihr ihm durch die Thüre sagtet, brachte ihn so sehr auf, daß er mir sehr harte und sehr wüste Reden gab. Da entschloß ich mich, theils aus Furcht, er möchte in seinem Zorn einen unglücklichen Streich thun, theils aus Scham, von euch dort gefunden zu werden und mich gegen seine Anklage nicht vertheidigen zu dürfen, durch das Fenster zu springen. Es war gerade Raum genug, meinen Leib durchzuschieben; ich zwang mich ein wenig und es gelang. Er hatte mir freilich gesagt, daß das Fenster hoch sei, denn schon einmal hatte ich auf diesem Wege abgehen wollen. Er hatte gesagt, ich würde mich tödten. Aber ich wollte lieber mich tödten, als meinen Pathen und Sie tödten lassen. Uebrigens war das alles Lügenwerk. Er wollte Ihnen nichts Uebels thun, ich weiß es jetzt ganz gewiß, und sein Fenster war bereits nicht so hoch, denn ich habe mich nicht verletzt, und hätte man mich durch das Blut-Abzapfen nicht abgeschwächt, so wäre ich wie gewöhnlich. Aber Einerlei, ich bin sehr zufrieden, daß all das ein Ende hat, und gehe auf die Felder. Es war einfältig von mir, all den Unsinn zu glauben, den man gestern an mich hingeschwatzt hat. Ich sehe wohl, daß mein Pathe und meine Pathin immer noch gut mit mir sind und mich meine theure Huldin noch gleich sehr liebt. Niemand haßt mich, als Frau von Charmois. Ich weiß nicht warum: ich habe sie immer bestens bedient und ihr Fräulein."

Sir Arthur wollte Johanna erzählen lassen, was zwischen ihr und Frau von Charmois vorgefallen; aber er mußte es aus den schüchternen und unvollständigen Antworten der Jungfrau errathen, die allzusittsam und allzustolz war, um die Ausdrücke, deren sich die

Charmois, um sie zu beschimpfen, bedient hatte, wörtlich wieder zu geben.

„Meine Theure," sagte zu Letzterer Frau von Boussac, indem sie mit ihr in ihrem Schlafzimmer Chocolade einnahm, „es ist Ihnen Nichts gelungen, ich weiß nicht, was Sie gestern Abend Wilhelm vorgespiegelt haben, aber Ihr Geheimniß war jedenfalls übel ersonnen. Wilhelm ist mehr als je in Hanne verliebt. Meine beiden Kinder haben eine lächerliche Leidenschaft für dieses Mädchen gefaßt; Sie sehen ja, Wilhelm ist ihr wie ein Wahnsinniger nachgeritten. Fast hätte sie den Hals gebrochen, was meines Sohns Narrheit noch vermehrte. Meine Tochter geht so weit, daß sie dieselbe in ihrem Zimmer schlafen läßt! Wenn ich mir eine Bemerkung erlaube, so stehen diese, ich weiß nicht aus welchem Grunde, überspannten Kinder auf dem Sprung, sich gegen mich, und was noch schlimmer, gegen den ganzen socialen Zustand zu empören. Sie werfen mir Hanne's Dienste und Tugenden an den Kopf: ich aber bin schwach und im Grunde liebe ich sie, diese Hanne. Ich werde nie vergessen, daß sie mir meinen Sohn gerettet. Als Sie dieselbe gestern Abend fortjagten, war ich wüthend gegen Sie; diesen Morgen glaube ich, es noch ein wenig zu sein: denn Sie haben uns Allen wehe gethan, ohne irgend Etwas zu nützen."

„Was macht Wilhelm diesen Morgen?" fragte mit einer Miene stillen Triumphes die dicke Unterpräfektin.

„Er schläft."

„Um 9 Uhr Morgens schläft er noch? Und diese Nacht hat er geschlafen?"

„Vortrefflich, wie mich Cadet versichert, der auf meinen Befehl ohne sein Wissen die Nacht in seinem Zimmer zubrachte."

„Ei!" entgegnete die Charmois, „wenn er gut schläft, so ist er also von seiner Liebe geheilt."

„Sie hoffen es?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, ich habe ihm gestern magische Worte zugeflüstert. Er ist Hannen nachgeeilt: das war ganz natürlich; er behandelt sie als seines Gleichen: das mußte so sein. Er will, daß man sie liebe und achte: ich erwartete das. Aber er ist nicht mehr verliebt und wird Elviren heiraten, sobald wir wollen.“

„Ich begreife Sie nicht.“

„Sie errathen nicht? Wohlan, ich will Ihnen darauf helfen. Wilhelms Amme war Magd hier im Hause vor Ihrer Verheiratung, sie war schön, ich erinnere mich deß; sie war vielleicht tugendsam: das geht mich Nichts an; Sie wurden eifersüchtig auf sie, in den ersten zwei, drei Jahren Ihrer Verheiratung Sie konnten Unrecht haben .... aber mit einem Wort, Hanne hätte die Tochter Ihres Gemahls und folglich Wilhelms Schwester sein können.“

„Gerechter Gott! das ist das Mährchen, das Sie meinem Sohne erzählt haben?“

„Warum nicht?“

„Aber das ist unsinnig, das ist falsch! Herr von Boussac war bei der Armee und hatte Tula vor Hanne's Geburt niemals gesehen.“

„Was macht mir das? Wer denn wird Wilhelm diese genauen Aufschlüsse geben, er fühlt zu zart, um auf Erkundigungen auszugehen. Ich sagte nur ein Wort, nur ein halbes Wort, und er errieth.“

„Aber Sie beschimpfen das Andenken eines rechtschaffenen Wesens!“

„Die Ehre der Mutter Tula? Seht doch, das große Uebel! Sie sind wie Ihre Kinder!“

„Aber Sie bürden Wilhelms Vater einen Fehltritt auf! Sie machen einen Mann in der Achtung seines Sohnes sinken!“

„Warum nicht gar? Hängt denn die Ehre eines Mannes an solchen Dingen? Hätte ich Hanne für Ihre Tochter gelten lassen, dann wäre es etwas Ande-

res, aber in meiner Voraussetzung paßte Alles aufs Beste zu Wilhelms Lage. Ich wurde beredt, poetisch über den Gegenstand. Der Stoff war so bequem! Wilhelm verliebt in eine Bäuerin ... sein Vater konnte es auch gewesen sein. Wilhelm seiner Leidenschaft nachgebend! ... sein Vater hatte ihr auch nachgegeben. Die Nutzanwendung war, daß aus dergleichen Liebschaften arme Kinder entspringen, die in der Hausdienerschaft erzogen werden, die heute oder Morgen in's Elend fallen, die dem Unglück ausgesetzt sind, tief zu sinken, mit ihren Brüdern zusammenzutreffen, und der Gegenstand blutschänderischer Leidenschaften zu werden ..... darauf hat Wilhelm ausgerufen: Danke, danke, Madame! Genug, genug! ich bin geheilt; Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen; aber meine Mutter soll es nie erfahren, sie soll an meines Vaters Tugend glauben. Armer Vater! mit welchem Recht dürfte ich ihn tadeln, wenn ich selbst beinahe deßgleichen gethan hätte u. s. w. u. s. w. Nun! Cecily, lachen Sie doch ein wenig, und machen Sie mir das Compliment!"

Frau von Boussac ließ sich nicht lange bitten, zu lachen, und bewunderte und dankte endlich der Charmois. „Wenn ich Ihnen beistimme, so geschieht es doch unter der Bedingung, daß Sie mir versprechen, Wilhelm bald aus seinem Irrthum zu ziehen, und ihm zu erklären, daß Sie sich in Betreff seiner angeblichen Verwandtschaft mit Hanne getäuscht haben."

„Wohl, wohl!" sagte die Charmois, „wenn er erst Elvirens Gemahl ist, und Hanne fern, sehr fern sein wird. Wenn Sie jedoch dieselbe hier behalten, so zählen Sie darauf, daß Wilhelm sich immer als ihren Bruder betrachten wird, daß ich beweise, und im Nothfall Zeugen beibringen werde."

„Sie haben den Teufel im Leib!" sagte Frau von Boussac. Als Wilhelm erwachte, läutete er, um sich nach Johanna's Befinden zu erkundigen. Groß

war sein Erstaunen, da er erfuhr, sie hüte die Kühe, als sei Nichts vorgefallen. Er eilte zu seiner Schwester und sprach so zu ihr:

„Marie, der Traum des Glücks unseres Freundes muß endlich zur Wahrheit werden. Hannes Loos muß endlich die Höhe ihrer Seele erreichen. Bis jetzt war Harley schüchtern, Hanne mißtrauisch oder ungläubig, und wir, Marie, waren schwach und unentschlossen. Es ist Zeit, unsere Neutralität aufzugeben. Es ist Zeit, offen und thätig an der Vereinigung dieser beiden Herzen, die geschaffen sind, sich zu verstehen, und dieser beiden Existenzen, die, sieht man sie ohne Vorurtheil an, für einander gemacht scheinen, zu arbeiten."

„Du machst mich zittern," antwortete Marie, „ich begreife Nichts von den gestrigen Vorgängen, denn ich habe zufällig, aber aus sicherer Quelle erfahren, daß Hannes Tante nicht krank war. Das war also nur ein Vorwand, um uns zu verlassen. Etwas an uns muß ihr mißfallen und bitteres Leiden verursacht haben. Dasselbe rührt, wie mir scheint, von all diesen Gerüchten einer Heirat her, die gegen unsern Willen in Umlauf gesetzt, und ihr wieder zugebracht wurden. Darum wollte sie uns verlassen. Du hast sie zum Umkehren vermocht, sei gesegnet, Freund! denn ich fühle, daß ich ohne Hanne nicht mehr leben könnte. Ich liebe sie, Wilhelm, ich liebe sie, als wäre sie unsere Schwester! und ich will es Dir nur gestehen, gestern Abend, als ich euch in Angst erwartete, sind mir tausend romantische Wünsche, tausend sinnlose Träumereien durch den Kopf gegangen, kannst Du es glauben, daß ich mich auf dem Plane ertappte, die Welt zu verlassen, mich dieses lästigen Ranges zu entledigen, in die Einöde zu fliehen, Holzschuhe anzuziehen und mit Hanne auf den Haiden von Epnell Ziegen zu hüten? Ja, diesen süßen Traum habe ich gehabt, und ich möchte es nicht verschwören, daß ich

ihn niemals verwirklichte, wenn ich hier leben müßte, fern von meiner schönen Hirtin, meiner Johanna von Arc, der Heldin aller meiner ungedruckten Gedichte, die ich seit einem Jahre in meinem Herzen und in meinem Kopfe trage!"

„Theure Marie! anbetungswürdige Närrin!" antwortete mit gerührter Miene lächelnd der junge Baron, „Dein Traum wird ohne Erschütterungen, ohne Aufsehen und ohne Kummer von Seiten der Deinigen in Erfüllung gehen. Hanne wird Sir Arthur heiraten; sie werden neben uns, mit uns leben. Sie werden unbebaute Ländereien kaufen, die sie allmälich fruchtbar machen, und auf welchen Du noch lange Zeit mit Deiner schönen Hirtin wirst herumirren können, ländliche Melodien singend und den hüpfenden Zicklein nachsehend. Auch wird es Dir unbenommen bleiben, an Regentagen Holzschuhe zu tragen, und Dich eine Hirtin zu glauben. Damit aber Alles dieses eintreffe, müssen wir eilen, Hanne all das Vertrauen einzuflößen, das sie in uns setzen muß. Sie muß wissen, daß Niemand hier sie verführen und ein rechtschaffener Mann sie heiraten will. Zuvörderst muß sie ihre Kühe verlassen, und ihre Tage mit uns Dreien in Deinem Zimmer zubringen. Diesen Abend endlich muß diese seltsame aber glückliche Verbindung entschieden werden, damit Sir Arthur alles Ernstes bei unserer Mutter, ihrer Pathin und natürlichen Beschützerin, um Hanne's Hand anhalten kann."

„Ach!" sagte Marie, „mir schlägt das Herz; ich fürchte mich, aus einem so süßen Traum zu erwachen!"

Es würde schwer sein, das lange und naive Erstaunen Hanne's zu schildern, als sie im Zimmer Mariens, zwischen ihrer theuren Huldin und ihrem Pathen, der ihr lebhaft zuredete, sitzend, Harley gebeugt und fast knieend vor sich sah, mit der Bitte, ihm ihre Hand zu gewähren. Man hatte einige Mühe,

ihr demüthiges Mißtrauen und die Wirkung von Frau von Charmois Lügen zu zerstreuen. Indeß wurde sie, als Arthur ihr sein Ehrenwort gegeben, daß er nie verheiratet gewesen sei, und als ihr Pathe und ihre Huldin sich zu Bürgen der Rechtlichkeit ihres Freundes erklärten, ernsthaft, nachdenklich, faltete die Hände auf ihrem Schoos, neigte das Haupt und antwortete Nichts. Es schien, als höre sie nicht mehr, und bete innerlich, um vom Himmel Licht und Eingebung zu empfangen. Ihre Farbe war belebt, ihr Busen leicht bewegt, nie war sie so schön gewesen, und Marsillat, der sie so oft mit Galatea verglichen, würde gesagt haben, jetzt habe sie das heilige Lebensfeuer zum Erstenmal erhalten.

Aber dieser Stral war von kurzer Dauer. Nach und nach wurde Hannes Farbe wieder blaß, wie in voriger Nacht nach ihrem Sturz. Ihre starren Augen verloren den Glanz und ihr Mund fand den zurückhaltenden und festen Ausdruck von sonst wieder.

„Wohlan!“ sagte Marie, sie schüttelnd, um sie aus ihrem Nachdenken zu erwecken, „willst Du denn nicht glücklich sein?“

„Meine theure Huldin,“ antwortete Johanna, ihr die Hände küssend, „Sie wünschen mir gleichsam mehr Gutes, als Ihnen selbst, und ich liebe Sie gleichsam eben so sehr, als ich meine theure selige Mutter geliebt habe. Urtheilen Sie also, ob ich Ihnen nicht gerne Vergnügen machte! Sie, mein Pathe, thun Alles, um mich über den kleinen Schmerz zu trösten, den Sie mir verursachten, und dessen ich mich gewißlich nicht mehr erinnere. Seien Sie versichert, daß ich eben so viel Vertrauen in Sie setze, als in Ihre Schwester. Und was Sie betrifft, mein Herr,“ sagte sie zu Sir Arthur, seine Hand mit Herzlichkeit fassend, „so sehe ich wohl, daß Sie ein braver Mann sind, ein gutes Herz und ein wahrer Christ. Ich fühle eben so große Freundschaft für Sie, als wenn Sie

kein Engländer wären. Stellen Sie sich daher nicht vor, als hätte ich Etwas wider Sie. Aber so wahr ich Hanne heiße und Gott gut ist, wenn ich Sie auch heiraten wollte, so wäre es mir nicht erlaubt. Darum seien Sie mir nicht böse, und glauben Sie nicht, daß es mir Vergnügen mache, Sie auszuschlagen; ich würde sagen, das sei ein Kummer für mich, wenn es nicht sündigen hieße, zu sagen, daß man unzufrieden ist, wenn man den Willen Gottes thut.“

„Hanne,“ sagte Harley, „ich kenne ihre Beweggründe nicht, aber ich glaube, sie geahnt zu haben. Gestern habe ich mich den ganzen Tag mit Herrn Alain besprochen; und obwohl er das Geheimniß Ihrer Beichte nicht verrathen, so hat er mich doch merken lassen, daß religiöse Gewissensskrupel Sie beherrschen. Ich halte es nicht für unmöglich, daß die Religion selbst diesen übelbegründeten Skrupeln selbst ein Ende mache. Erlauben Sie daher, daß ich Ihnen morgen den Herrn Pfarrer von Toull bringe, damit er sich mit Ihnen bespreche und in letzter Instanz entscheide, ob Sie mich ausschlagen, oder mir Hoffnung lassen sollen.“

„Es wird mir großes Vergnügen machen, Herrn Alain wieder zu sehen, er ist ein guter Priester und ein gerechter Mann; aber er ist nur ein Priester und kann Nichts an dem verändern, was man dem lieben Gott schuldet. Lassen Sie ihn kommen, wenn Sie wollen, mein Herr, ich werde so lange mit ihm reden, als Ihnen gefällt, aber das glauben Sie nicht, daß es mich zur Ehe bewegt. Herr Alain wird Ihnen, wenn er mich gehört hat, sagen, wie ich, daß ich mich nicht verheiraten kann.“

„Hanne, ich hoffe, daß Du Dich irrst,“ sagte Fräulein von Boussac, „und daß Dein Pfarrer Dich umstimmt. Du bist sehr blaß, meine theure Hirtin, und ich fürchte, mit Deiner Weigerung thuest Du Deinem Herzen Gewalt an.“

Hanne erröthete leicht und wurde noch bläßer. „Ich habe ein wenig Kopfweh,“ sagte sie, „ich kann nicht so ohne Arbeit bleiben in einem Zimmer eingeschlossen. Sie sehen, Herr Harley, ich gäbe eine drollige Dame ab! Lassen Sie mich an meine Arbeit gehen, meine Huldin!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Beschluß.

Gegenstand und Resultat der Unterhaltung Johanna's mit ihren drei Freunden blieben ein Geheimniß, und sie erschien im Schlosse erst nach Sonnenuntergang wieder.

„Nie habe ich ein solches Mädchen gesehen,“ sagte Cadet, als er sie hereinkommen sah, „sie ist halb todt und arbeitet an Einem fort! Du willst Dich also sehr bald umbringen, böse Hanne?“

„Warum sagst Du das zu mir, böser Cadet,“ antwortete Hanne lächelnd. „Bist Du jedesmal umgekommen, wenn Dich meines Pathchen großes Pferd auf den Boden setzte?“

„Das ist einerlei,“ sagte Claudie, Johanna betrachtend, „ich weiß nicht, ob Du gefallen bist oder nicht, ich weiß nicht, wo Du vergangenen Abend zugebracht hast; aber Dein Gesicht und Mund sind weiß wie Schnee, und wenn Du so bliebest, müßte man an Dir erschrecken. Du scheinst die Großfade!“

Hanne indeß kehrte am nächsten Morgen auf die Felder zurück, aber sie gestand Claudie, daß sie in der Nacht kein Auge geschlossen. Fräulein von Boussac hatte sie abermals in ihrem Zimmer über Nacht behalten, und Johanna, aus Furcht, ihr theures Fräulein aufzuwecken, hatte sich, trotz der Schlaflosigkeits-

folter, still und ruhig verhalten. Indeß versicherte sie, nur einen kleinen Kopfschmerz zu haben, vielleicht war Johanna vom rechten Schrot und Korn, um heroisch die Qual auszuhalten. Vielleicht auch besaß sie eine jener außerordentlichen, so vollkommenen Organisationen, auf die der Schmerz gar kein Anrecht zu haben scheint. Der Arzt, welcher sie Morgens etwas beunruhigt über ihre Bläſſe ausforschte und ihren beruhigenden Antworten mißtraute, fragte Claudien, was sie davon denke.

„Ach, was meinen Sie, Herr," antwortete sie ihm, „es gibt Leute, die klagen, und wieder, die nicht klagen. Hanne sagt nie ein Wort. Sie wissen, da kann man niemals sagen, ob sie Schmerzen haben oder ob sie ihr Leiden nicht fühlen."

Wilhelm und Arthur waren mit der Morgenröthe zu Pferd gestiegen, um den Pfarrer in Toull zum Frühstück auf's Schloß einzuladen. Dieser Morgen war anfänglich zur Begegnung zwischen Marsillat und Harley bestimmt gewesen. Aber Marsillat hatte Abends zuvor einen eigenen Boten geschickt, mit der Nachricht, daß er in einem Processe zu r e p l i c i r e n hätte, und erst in zwei Tagen, nach gewonnener oder verlorener Sache, Geuret zu verlassen im Stande sei. Der physische Muth Leo's und seine Gewandtheit in der Handhabung aller Waffengattungen waren bekannt genug, als daß er hätte fürchten müssen, absichtlicher Zögerung und Langsamkeit angeklagt zu werden, und es ist gewiß, daß er ungeduldig war, Sir Arthurn gegenüber zu stehen. Aber er dachte, dieses Duell und die Ereignisse, die es veranlaßt, würden sich bald verbreiten, man würde sein Betragen tadeln und selbst die Lacher, welche er noch am meisten fürchtete, könnten sich gegen ihn wenden. Von Johanna's Sturz wußte er Nichts; er hatte Raguet nicht wieder gesehen. Dieser Elende, der ihm, wider seinen Willen lange in der Hoffnung auf eine Vergeltung gedient

hatte, hatte sich durch die Abneigung und die Verachtung des Advocaten in seinen habsüchtigen Träumen getäuscht gesehen. Er war wüthend, daß dieser seine Nachrichten ohne Bezahlung sich zu Nutzen gemacht; und da er im Schatten auf dem Kreuzwege des Berges Barlot in dem Augenblick umherirrte, wo Leo Johanna überredet hatte, nach Montbrat zu kommen, waren ihm vielleicht die Ausdrücke des Advocaten in Betreff seiner zu Ohren gekommen. Er hatte sich eben so sehr aus Rache als aus Verkäuflichkeit gegen ihn gekehrt, und floh jetzt vor ihm, seine Rache fürchtend; aber Leo wußte von Nichts. Er dachte, Hanne beklage sich im Vertrauen über ihn bei dem ganzen Schloß Boussac, das ganze Schloß verurtheile ihn, und bald werde die ganze Stadt seiner spotten; und da er sich von seinem Fiasco nicht rein waschen konnte, so wollte er diesem Durchfall als Gegengewicht wenigstens einen großen rednerischen Erfolg an die Seite legen. Er hatte eine schöne Sache; es lag ihm daran, sie zu vertreten, mit Glanz zu gewinnen, und, wie er sagte, die Wunden seiner Eigenliebe unter den Lorbeeren seines Ruhmes verbergen. Wilhelm, ganz mit Hanne und Arthur beschäftigt, hatte dem Anschein nach Marsillat vergessen; glühendere Rachepläne, als die Sir Arthurs, nährte er gegen diesen; aber er verbarg sie, in geheimster Seele wetteifernd an Hingebung mit demjenigen, den er bereits als seinen Bruder betrachtete, und der seinerseits den gleichen Zweck, das Leben des Freundes zu erhalten, verfolgte, indem er sich zuerst bei einem für sie beide gefährlichen Zweikampf in die Lücke stellte.

Nach dem Frühstück wurde Herr Alain von den jungen Leuten unter dem Vorwand eines Spaziergangs auf die Wiesen geführt und während Arthur, Wilhelm und Marie Schildwache standen, um das störende Herbeikommen der beiden Charmoises zu verhindern, unterredete sich der gute Pfarrer von Toull

mit Hanne hinter dem Felsen. Herr Alain hatte in der Einsamkeit den Sturm seiner Gefühle glücklich gestillt. Er hatte den ganzen Moorgrund des Berges von Toull durchsucht und dennoch die von der Fadenkönigin versenkte Mineralquelle nicht wiedergefunden. Desto leidenschaftlicher strebte er nach dieser Entdeckung; und mit lauter Erdaufgraben, Medaillen- und Legenden-Sammeln war er ein ganzer Alterthümler geworden, das heißt, er hatte die Jugend und ihre schmerzlichen Aufregungen vergessen. Er ergraute schon ein wenig im zweiunddreißigsten Jahre und hatte die Haltung eines Greisen. Das Marcher Fieber hatte auch dazu beigetragen, Schwerfälligkeit in das Aeußere und Niedergeschlagenheit in die Gedanken des armen und rechtschaffenen Pfarrers zu bringen.

„Meine Tochter," sagte er zu Johanna, „Du hast das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und der Demuth abgelegt, ich weiß es; aber ...."

„Es gibt kein Aber, Herr Abbé," antwortete Johanna. „Das ist ein Gelübde, welches meine theure selige Mutter mir abzulegen befohlen hat, und das Sie mir erlaubt haben, hernach alle Jahre am Pfingstfeste bei der Communion zu erneuern."

„Ja, mein Kind, Dein erstes Gelübde trug einige Flecken des Heidenthums an sich, denn Du hattest auf dem Steine von Ep-nell geschworen, und das ist ein Altar, dessen Heiligkeit ich nicht anerkennen kann. Jenes erste Gelübde ist also von keinem Werthe in meinen Augen, und bindet Dich nicht, um so weniger, als die erste Ursache eitel Täuschung war. Du weißt es jetzt."

„Die Ursache, die Ursache, Herr Pfarrer! .... es war keine schlechte Ursache. Meine Mutter dachte, die Faden des Berges Barlot wollen mir übel, weil sie drei Münzstücke in meine Hand gelegt hatten, und sagte, um mich zu schützen, müsse ich der heiligen Jungfrau drei Gelübde thun, das Gelübde der Armuth wegen

des Louisd'or, das Gelübde der Keuschheit wegen des schweren Thalers, das Gelübde der Demuth wegen des Sechskreuzerstückes .... Das ist der Hergang der Sache .... Ich kann Nichts daran ändern."

"Aber Du verstandest diese Gelübde nicht, Du warst ein Kind?"

"O freilich! ich verstand sie gut!"

"Aber Du legtest sie nur aus Gehorsam gegen Deine Mutter ab!"

"Es machte mir Vergnügen, ihr zu gehorchen, und auch der heiligen Jungfrau zu Gefallen und der großen Hirtenjungfrau zugleich, welche mit ihren Gelübden das Wunder gethan hatte, die Engländer aus unserm Lande zu jagen."

"Sehr gut, aber die heilige Jungfrau nanntest Du die Großfade! Gesteh' es nur!"

"Was macht es denn, daß wir sie so hießen, Herr Abbé? Daran braucht sie sich nicht zu schämen."

"Und Du dachtest auch, sie werde Dir den Schatz finden und das goldene Kalb erwischen helfen."

"Sie hatte doch der großen Hirtenjungfrau auch Städte und große Schlachten gewinnen helfen! Sie konnte mich wohl das Goldloch finden lassen, welches Alle, die auf der Erde sind, reich machen soll. Ich wünschte das nicht aus Geiz, Herr Pfarrer, weil ich für mich das Gelübde der Armuth abgelegt hatte; auch nicht um einen Mann zu finden, weil ich Jungfräulichkeit gelobt hatte; eben so wenig, um von mir reden zu machen, weil ich das Gelübde gethan, demüthig zu sein und eine Hirtin zu bleiben."

"Jetzt aber, Hanne, müssen alle diese Träume von Schatz, Krieg mit den Engländern und allgemeinem Reichthum, in denen Du Dich so lange gewiegt, entschwunden sein. Du siehst wohl, daß daran nicht mehr zu denken: und es wäre vielleicht glücklicher und verdienstlicher für Dich, einen reichen, humanen und wohlthätigen Mann zu heiraten, der unsern Boden

bebauen, unser Land kultiviren ließe, und die Einwohner durch Arbeit glücklich machte.«

»Das alles kann ich nicht beurtheilen, Herr Abbé, es ist möglich: und wenn es so ist, so schätze ich die guten Absichten dieses Mannes sehr hoch. Aber ich kann meinem Gelübde nicht untreu werden. Ich habe es abgelegt in der Freiheit meines reinen Willens; und mögen Sie mir immerhin sagen, daß, da die Münzstücke von drei Herren, statt von drei Faden herrühren, der Grund des Gelübdes nichtig ist, so behaupte ich doch, daß das Gelübde stehen bleibt und man mit solchen Dingen sein Spiel nicht treiben darf.«

»Gott behüte, daß ich Dir zu einem Spiel damit riethe! Die Verpflichtungen, die man vor Gott und dem Gewissen übernimmt, sind tausendmal heiliger als Verträge mit Menschen. Aber es gibt unbesonnene Gelübde, welche die Kirche nicht für gültig anerkennt, und welche Gott verwirft, wenn die Ursache leichtfertig oder strafbar ist.«

»Strafbar, Herr Abbé? wenn doch mein Gelübde den Zweck hatte, alle Armen auf der Erde glücklich zu machen!«

»Bekenne, daß Du Deine Verpflichtungen auf einen Irrthum, auf einen groben Aberglauben bautest. Dein Herz ist wunderbar gut, Deine Absicht war die vortrefflichste; aber Dein Geist ist nicht aufgeklärt, Hanne, und Du darfst glauben, daß ich von Gewissensfällen etwas mehr verstehe, als Du.«

»Und dennoch, Herr Abbé, als Sie mir gestatteten, mein Gelübde in der Kirche zu erneuern, da haben Sie es für gut gehalten!«

»Ich halte es noch dafür; aber der Grund desselben ist null und nichtig; um jene Zeit wußte ich noch Nichts von den verschiedenen Arten des Touller Aberglaubens und ihr Leute habt eine Manier, in Bildern zu beichten, daß man meint, ihr sprechet von

dem lieben Gott, während ihr mitunter vom Teufel sprechet."

"O nein! Herr Abbé," sagte Johanna, ein wenig erzürnt, "ich verehre den Teufel nicht!"

"Ich sage das nicht, meine gute Hanne; aber ich sage, daß die Kirche Dich jetzt aller Deiner Gelübde entbinden könnte."

"Die Kirche, Herr Abbé? Die Kirche von Toull-Heilig-Kreuz?"

"Nein, mein Kind, die Kirche von Rom."

Johanna senkte den Blick mit Unterwerfung. Sie hatte ihren Pfarrer wohl von der römischen Kirche sprechen gehört; aber dieses Wort hatte für sie wie für alle Bauern keinen andern Sinn, als die Vorstellung eines schönen Gebäudes, Gegenstand einer besondern Verehrung, wohin nur die Reichen pilgern könnten.

"Ich glaube gern an das Verdienst der Kirche von Rom; aber trotz dem gibt es keine Kirche, die mehr ist, als Gott."

Der Pfarrer suchte sich begreiflich zu machen. Er sprach vom Pabst. Die Bauern hören auch bisweilen vom Pabste reden. Sie nennen ihn den Hohenpriester und Johanna konnte sich nicht gewöhnen, ihn anders zu heißen.

"Nicht dem Hohenpriester, eben so wenig als der Kirche von Rom, oder der von St. Martial in Toull habe ich meine Versprechen gethan," sagte sie, "sondern dem guten Gott im Himmel, der großen Jungfrau und meiner lieben seligen Mutter. Diese sprach nicht immer wie Sie, Herr Abbé, und was die Gelübde betrifft, so erklärte sie, es sei für's ganze Leben und der Tod wäre besser für mich, als ein Bruch derselben."

Der Pfarrer sprach noch weiter von dem Oberhaupte der Kirche, dem Nachfolger der Apostel, der die Schlüssel des Himmelreichs, die Vollmacht, irdische

Seelen zu binden oder zu lösen, empfangen hat. Johanna war erstaunt, sogar unwillkürlich etwas geärgert über die Machtvollkommenheit, welche Herr Alain einem Menschen zuschrieb.

„Das alles,“ sagte sie, „kann nicht machen, daß ich auf dem Steine von Ep=nell nicht geschworen habe, derweil der Leichnam meiner armen Mutter da lag, und unser Haus vollends verbrannte, niemals meiner Gelübden untreu zu werden, mich niemals zu verheiraten, und niemals einen Mann aus Liebe auch nur zu küssen. Da sehen Sie nun wohl, Herr Abbé, daß die Seele meiner Mutter käme, mir Vorwürfe zu machen, daß die große Jungfrau mir ihre Freundschaft entziehen und der gute Gott mich strafen würde. Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern, und es ist überflüssig, daran zu denken. Nichts konnte den heilig fanatischen Entschluß ändern, und Herr Alain, der sie befragte, mehr um sie zu prüfen, als sie zu überführen, verließ sie von einer Bewunderung durchdrungen, welche er seinen jungen Freunden mittheilte, die jedoch Sir Arthur nicht hinderte, in tiefe Traurigkeit zu verfallen. Er trat zu Johanna, heftete einen schmerzvollen Blick auf sie und entfernte sich stumm, entschlossen, ihren Glauben zu achten und seine eigene Liebe, wenn er die Kraft dazu hätte, zu überwinden.

Der Pfarrer beurlaubte sich von Frau von Boussac, welche ihn, da sie den wahren Grund seines Besuchs nicht kannte, sehr unterhaltend und sehr originell gefunden hatte. Sie versuchte es, ihn mit Etymologieen noch weiter zu schrauben, aber Niemand stand ihr bei. Die Hoffnung hatte eine Stunde zuvor Johanna's Freunde vergnügt gemacht, jetzt machten sie vergebliche Anstrengungen, zu lächeln.

Herr Alain, dessen Pferd man eben herbeiführte, war im Begriff abzureisen, als Marie in ihr Zimmer hinaufging, um ihm ein versprochenes Buch zu holen. Sie fand Johanna knieend auf ihrem Betschemel,

blaß wie die alabasterne Jungfrau, zu der sie flehte, die Augen weit offen, und gleichsam farblos, die Hände gefaltet und den Körper starr und vorwärts gebeugt. Ihre Bewegungslosigkeit in Blick und Haltung erschreckte Fräulein von Boussac.

„Hanne," rief sie, „was hast Du? antworte mir; an was denkst Du? Bist Du krank? hörst Du mich nicht?"

Johanna blieb unbeweglich, die Lippen halb geöffnet. Marie berührte sie, sie war eisig und ihre Glieder starr wie die einer Bildsäule. Auf das Schreien des Fräuleins von Boussac eilte Alles herbei. Man glaubte Anfangs, Johanna sei todt. Der Arzt war nicht weit; er ließ ihr zum zweiten Mal zur Ader, und Johanna kam wieder zu sich. Aber sie machte ein Zeichen, daß sie leise mit dem Pfarrer sprechen wolle; und als man sie bat, noch nicht zu sprechen, weil sie zu schwach sei, sagte sie mit erstickter Stimme: „Es ist mir von Oben befohlen."

Als Alles sich entfernt hatte, sagte Johanna zu Herrn Alain mit so schwacher Stimme, daß er sie kaum hören konnte: „Ich fühle mich krank und könnte leicht daran sterben. Ich will Ihnen also meine Beichte machen, so gut ich es kann. . . Sie wissen. . . dieser Engländer! wo ist er? Wohlan, ich dachte an ihn, ich dachte etwas zu oft an ihn."

„Ohne Zweifel wider Willen, meine Tochter?"

„Ja freilich! Aber ich konnte mich nicht daran verhindern; und zumal seit gestern die ganze Nacht hindurch hatte ich ihn vor Augen. Ist das eine Todsünde, Herr Pfarrer?"

„Gewiß nicht, mein Kind. Es ist sogar keine Sünde, weil die Absicht nicht bei dem Gedanken war."

„Aber auch kaum noch auf der Wiese, als ich mit Ihnen sprach, fühlte ich wie ein Bedauern, daß ich zur Haltung meines Gelübdes gezwungen sei. Nicht als ob ich hätte geheiratet sein wollen, daran

dachte ich nie; sondern es that mir wehe, diesen Herrn, der so gut ist, so viel Kummer zu machen.“

„Gut, Hanne, glaubst Du, daß ich bei dem heiligen Vater Schritte thun solle, um die Lösung Deiner Gelübde zu erlangen?“

„O nimmermehr, Herr Abbé. Auch handelt es sich gar nicht darum; es handelt sich um den Frieden meiner Seele. Meine liebe Freundin in dem Himmel würde mich gewiß tadeln, daß ich Gefühle für einen Engländer habe, und ich schäme mich meiner Schwäche. Aber als er mich auf der Wiese anschaute, als wollte er mir Lebewohl sagen, zerschnitt es mir das Herz. Sie müssen mir Absolution dafür geben, Herr Abbé!“

„Hast Du Gefühle gleicher Art für irgend einen Andern gehabt?“

„O nein! Herr! niemals. Ich hatte Gram für meinen Pathen, aber es war nicht das Gleiche. Ich werfe mir das nicht vor.“

„Aber . . . verzeih mir meine Fragen, meine Tochter, aber im Augenblick, wo ich Dir die Absolution geben soll, muß ich Deinem vielleicht geschwächten Gedächtniß zu Hülfe kommen . . . Herr Leo Marsillat . . .“

„O, der da!“ sagte Hanne . . . sie war zu erschöpft, um weiter zu sprechen; sie konnte nur lächeln mit einer engelgleichen Sanftmuth, in welche sich ein wenig Frauenstolz mischte. Der Pfarrer gab ihr die Absolution, und sie schien einzuschlafen. Als sie wieder erwachte, hielt Marie ihre Hand, Wilhelm kniete blaß und niedergeschlagen neben ihr; Harley bleich und unbeweglich stehend, glich einer Salzsäule. Der Arzt hatte ihm schreckliche Worte zugeflüstert: „Der Fall ist schwer, diese Jungfrau könnte leicht jeden Augenblick unterliegen.“

Indessen schien Johanna diese Krise zu überwinden. Auf dem Bette ihrer theuern Huldin liegend und von ihr gepflegt, schien sie einer großen Ruhe zu

genießen und gar nicht zu leiden. „Das setzt mich in Erstaunen,“ sagte der Doktor, „sie muß schlafen oder leiden.“ Aber man wußte nicht, wie man daran war. Wohl hatte Claudie den Aufschluß gegeben, daß sie zu denen gehöre, die nicht klagen: aber war sie von denen, die da leiden? Marie dachte, sie gehöre zu den Engelsnaturen, die keine andern Schmerzen empfinden, als das Mitleid für die Menschen.

Nach ihrer Beichte schien Johanna ihr Bedauern überwunden oder ihre Skrupel abgelegt zu haben; denn sie betrachtete Harley ohne Gemüthsbewegung, und als Alain, der vor Nacht in sein Kirchspiel zurückkehren mußte, ihr Lebewohl sagte, versicherte sie ihn, ihre Seele ruhe in Frieden. Gegen Sonnenuntergang richtete sie sich auf und machte Cadet und Claudie ein Zeichen zu ihr zu kommen. „Meine Kinder,“ sprach sie zu ihnen, „wenn ich nun sterben sollte, so würdet ihr für Finaud sorgen, nicht wahr?“ Cadet antwortete nur durch Stöhnen, Claudie rief aus Herzensgrund: „Stirb nicht, Hanne, lieber stürbe ich an Deiner Stelle!“

„O! ich habe keine Lust zum sterben!“ sagte Johanna lächelnd. „Gehet zum Essen, meine Kinder, man hat lange genug um meinetwillen gewartet. Mein Pathe, meine Huldin, Sie müssen zum Essen gehen. Ich bin, Gott sei Dank, sehr wohl. Sie können mich nachher wieder besuchen, wenn Sie wollen.“

„Ja, ja, gehen Sie,“ sagte der Arzt, der Johanna's Arm hielt, „der Puls ist gut. Für heute bin ich außer Sorgen.“

„Herr Harley,“ sagte er zu Sir Arthur, dem er auf den Gang folgte, „bevor eine Viertelstunde vergeht, wird dieses Mädchen todt sein. Fräulein von Boussac ist allzu empfindsam, und liebt sie sehr. Wilhelm, glaube ich, ist sterblich in sie verliebt. Diese armen Kinder sind von zu zartem Befinden, um Zeugen eines solchen Schauspiels zu sein. Bringen Sie

dieselben weg, lassen Sie sich Nichts merken, Sie, der ein ruhiger und starker Mann sind, befehlen Sie Claudie, hinabzugehen, und unten zu bleiben; sie würde mit ihrem Geschrei das ganze Haus in Alarm bringen . . . und dann kommen Sie selbst wieder! Es ist möglich, daß wir beide nicht unser zu viel sind, um die Kranke in ihren letzten Zuckungen zu halten.«

Harley, den Tod in der Seele, befolgte Punkt für Punkt die klugen Anordnungen des Arztes. Als er zurückkehrte, begegnete ihm Cadet, der mit letzterem bei Johanna geblieben war, lachend. »O, mit der Hanne geht es weit besser,« rief er, Hände klatschend, »sie singt ja. O, bin kreuzfidel, hätt' schier geglaubt, 's geh' ihr ans Leben!« »Fort, zum Essen,« rief ihm der Doktor zu, Du siehst, wir brauchen Dich nicht mehr.«

»Herr Harley,« fügte er bei, »verschließen Sie die Thüren und Fenster, man soll diesen Todeskampf nicht hören, und machen Sie sich auf ein wenig Muth gefaßt. Solcherlei Todeskämpfe sind *heftig* und schauerlich. Es ist eine Gehirnszerrüttung; die Krise beginnt: es wird nicht lange währen.« Die schreckliche Kaltblütigkeit des Arztes machte den unglücklichen Arthur starr vor Entsetzen und Verzweiflung.

Johanna, auf ihrem Bett sitzend, mit bläulichten Wangen und funkelnden Augen, schmeichelte ihrem Hund und sang mit starker, vibrirender Stimme:

Wo ist doch hin die Zeit,
Da ich saß an der Thüre
In meinem weißen Kleid ....

Aber der Doktor hatte sich getäuscht. Johanna's Ende sollte eben so sanft und ergeben sein, als ihr Leben. Ihre Stimme wurde milder und gewann einen himmlischen Ton, als sie aus einem Volkslied leise die Verse sang:

„Hinfliegend durch die Wolke,
Hör' ich mein Sterbelied
Am Ufer, wo man schmerzvoll
Mich ewig scheiden sieht...

O da bin ich! o daher! Finaud, mein Hündchen, mein Hund Finaud, drauf! drauf! au, au! herein, herein!... faß, faß, faß!..."

„Was sagt sie? mein Gott!" rief Harley, die Hände ringend.

„Sie sammelt ihre Heerde zum Heimfahren; sie hetzt ihren Hund," sagte der Doktor; „sie glaubt sich auf der Wiese... das ist das Delirium."

„Herr Harley, ich will mit Ihnen reden," sagte Johanna plötzlich mit fester Stimme. „Sie sind ein braver Mann, ein Mann nach dem Herzen Gottes... meine theure Huldin ist ein Engel des Himmels... ich befehle Ihnen im Namen des guten Gottes und der heiligen Jungfrau, sie zu heiraten... und hernach, hören Sie, werden Sie nach Toull heilig Kreuz gehen, alle Leute des Ortes versammeln und denselben von mir ausrichten, was ich jetzt sage: Es liegt ein Schatz in der Erde. Er gehört Niemand; er gehört der ganzen Welt. So lange Jedes ihn suchen wird, um ihn für sich allein zu haben und zu behalten, wird ihn keines finden. Diejenigen werden ihn finden, die ihn mit der ganzen Welt theilen wollen; und die das thun, werden die reichsten der Welt sein, auch wenn sie keinen Groschen besitzen... wie ich... und wie die heilige Theresia... Sie werden ihnen das sagen, das ist die Wissenschaft, die wahre Wissenschaft, die mir meine Mutter gegeben, und mich aller Welt mitzutheilen geheißen hat, wenn ich den Schatz gefunden haben würde. Wenn sie nicht auf Sie hören, so werden sie noch lange das alte Lied singen können:

„Wie geht's den Franzosen doch
Mutter, mußt mir's sagen?"
„O, sie liegen immer noch,
Wie sonst, auf dem Schragen."

Johanna's Stimme hatte einen himmlischen Klang, aber wurde immer schwächer.

„Herr Harley,“ sagte sie, „warten Sie, reisen Sie noch nicht ab, geben Sie mir meinen Rosenkranz in die Hände... hab' ich ihn? ich fühl' ihn nicht; meine Hände sind erstorben. Sie werden meine theure Huldin lieben, nicht wahr? O! mein Gott, da steht die Groß-Fade vor mir; wie sie so weiß ist! Sie stralt, wie die Sonne... sie hat den goldenen Ochsen unter ihren Füßen! Lebt wohl, meine Freunde!... Lebwohl, mein Cadet; Lebwohl, meine Claudie... Seid ihr da? Ihr werdet den lieben Gott für mich bitten. Empfehlet meine arme Tante meinem Pathen... und meine theure Huldin? Ach! ich sehe sie!... Guten Abend, mein theures Fräulein, sehen Sie, die Sonne scheidet... und dort steht der Glockenthurm von Toull. Ich bin am Ziele, Gott sei Dank!...“

Hanne streckte die Arme aus und wollte Sir Arthurs Hand, die sie für Mariens nahm, fassen. Aber ihre Hände waren todt, wie sie gesagt, und ihr Arm blieb starr außerhalb des Bettes. Arthur bedeckte ihn mit Küssen, die sie nicht fühlte. Sie war verschieden...

Wilhelm, Arthur und Marie, die der erste Schmerz niedergeschmettert hatte, ermuthigten sich wieder, um Johanna's Leichnam auf dem Kirchhofe von Toull neben Tula und ihren andern Verwandten zu bestatten.

Trotz Sir Arthurs Vorkehrungen schlug sich Wilhelm mit Marsillat. Als Letzterer Johanna's Sturz und Tod erfuhr, schwand sein Stolz; er hatte seine Selbstanklage und aufrichtigen Seufzer in Sir Arthurs Busen ergossen, der ihm verzieh, da er ihn durch seine Gewissensbisse hinlänglich gestraft fand. Wilhelms Erbitterung dagegen dauerte fort. Seine Mutter hatte ihren Sohn enttäuscht, indem sie ihm, als Trostgrund über Johanna's Verlust vertraute, daß diese Jungfrau seine Schwester nicht war, nicht sein konnte. Des Jünglings Schmerz wurde durch diese neue Ent-

deckung nur noch gereizter. Er klagte Frau von Charmois und Marsillat als Ursächer des Todes dieses keuschen Opfers an und seine Wuth gegen Leo kannte keine Gränzen. Er forderte ihn so bitter, daß er, trotz der Geduld und Großmuth, die der hitzige Advokat in diesem Falle bewies, denselben zwang, sich mit ihm in dem Crumlech der grauen Steine zu schlagen. Marsillat hatte alles Mögliche versucht, um dieses Aeußerste zu vermeiden. Er war Wilhelm allzusehr überlegen, und doch verwundete ihn dieser schwer ins Knie. Marsillat wurde dadurch hinkend, was seinen Erfolgen bei den Stadt- und Landschönheiten merkwürdig schadete. Ein Naturfehler, oder eine Schwäche, mag sie auch noch so wenig in die Augen fallen, widert die Landleute mehr an, als bittere Häßlichkeit neben kräftiger Leibesbeschaffenheit. Auch Claudie empfand die Wirkung dieser Entstellung ihres Liebhabers; oder vielmehr, sie konnte ihm, nachdem sie die wahre Ursache von Johanna's Tod erfahren oder geahnt hatte, nie wieder verzeihen.

Marie und Arthur waren lange untröstlich. Aber Johanna hatte Herrn Harley ihren letzten Willen ausgesprochen, dessen Erfüllung sich dieser zur Pflicht machte. Nach Johanna war ihm Marie die herrlichste der Frauen. Ihre Liebe zu dieser theuren Verstorbenen bildete ein heiliges Band zwischen ihnen. Sie vermählten sich ein Jahr nach ihrem Tode und reisten einige Zeit mit Wilhelm, um seinen düsteren Schmerz zu zerstreuen. Der junge Baron faßte sich endlich und vermählte sich nicht mit Elvire von Charmois, welche, zu großem Mißbehagen ihrer Mutter, lange ledig blieb.

Wilhelm war nicht ohne Gewissensbisse, bitter warf er sich vor, Johanna zu viel oder zu wenig geliebt, seine Leidenschaft nicht zu rechter Zeit besiegt oder ihr nicht heroisch nachgegeben zu haben, indem er zuerst seiner Tauftochter eine edelsinnige und ergebene Liebe, wie die Harley's war, anbot. Zu etwas wenigstens, sagt man, ist das Unglück gut. Dieß ist wahr,

wenn uns die Reue reinigt. Wilhelm war ein Beleg dafür. Er vollbrachte zwar keine glänzenden Thaten; er blieb ein Träumer und Freund der Einsamkeit: aber in allen seinen Bezügen mit Menschen, die das Vorurtheil unter ihn stellte, bewies er eine unerschütterliche Herzensgüte und Humanität. Indeß wetteiferte er darin nur mit seiner Schwester und seinem Schwager, deren großmüthige Ideen und Handlungen unserer jammervollen und verfluchten Zeit um ein Jahrhundert voraus eilten.

Marsillat hatte eine harte Lection erhalten. Er legte sein Wüstlingsleben ab; aber der Grund seiner Seele war zu egoistisch, als daß jene schlechte Leidenschaft nicht durch eine andere ersetzt worden wäre. Der politische Ehrgeiz wurde der Sporn seiner Intelligenz und das Trugbild, das ihm fortan vorschwebte.

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Johanna vier Theile

Stuttgart 1844

P.o.gall. 1990 vg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10097710-9